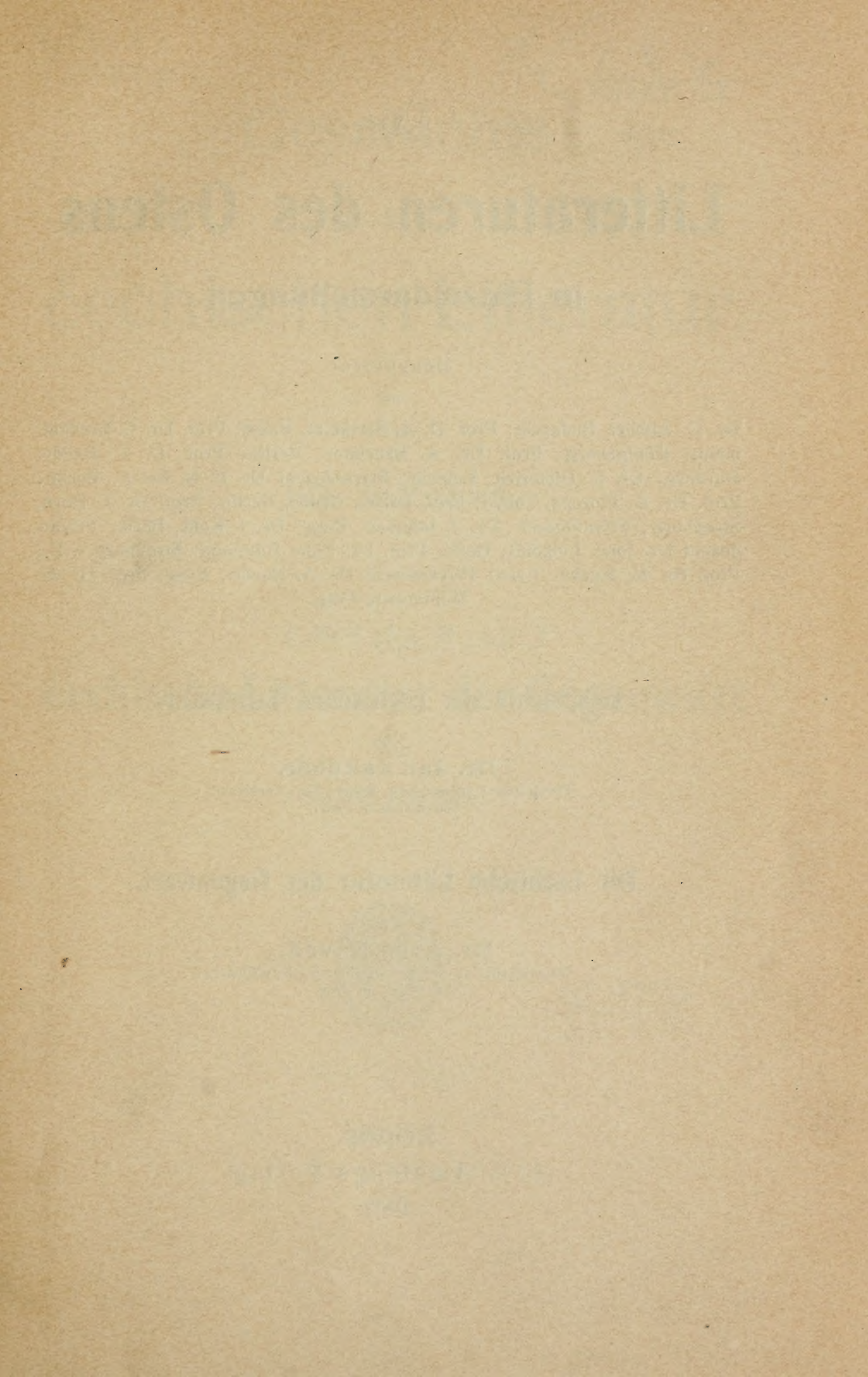






90 aut

A 5057



Die
Litteraturen des Ostens
in Einzeldarstellungen.

Bearbeitet

von

Dr. G. Alexici, Budapest; Prof. D. A. Bertholet, Basel; Prof. Dr. C. Brockelmann, Königsberg; Prof. Dr. A. Brückner, Berlin; Prof. D. K. Budde, Marburg; Dr. K. Dieterich, Leipzig; Privatdozent Dr. F. N. Finck, Berlin; Prof. Dr. K. Florenz, Tokyo; Prof. Dr. W. Grube, Berlin; Prof. Dr. P. Horn, Straßburg; Privatdozent Dr. J. Jakubec, Prag; Dr. I. Kont, Paris; Privatdozent Dr. Johs. Leipoldt, Halle; Prof. Dr. Enno Littmann, Straßburg i. E.; Prof. Dr. M. Murko, Graz; Privatdozent Dr. A. Novák, Prag; Prof. Dr. M. Winternitz, Prag.

[Bd. 5, 1. Abt.]

Geschichte der čechischen Litteratur.

Von

Dr. Jan Jakubec,
Privatdozent an der k. k. Böhm. Karl-Ferdinand-Universität in Prag.

Die čechische Litteratur der Gegenwart.

Von

Dr. Arne Novák,
Privatdozent an der k. k. Böhm. Karl-Ferdinand-Universität in Prag.

Leipzig,
C. F. Amelangs Verlag.
1907.

LCz.H
J 2554 ge

F. Chudoba. 1907.

Geschichte

der

čechischen Litteratur.

Von

Jan Jakubec.

Die

čechische Litteratur der Gegenwart

von

Arne Novák.



519775
22. 3. 51

Leipzig,
C. F. Amelangs Verlag.
1907.

Alle Rechte vorbehalten.

Altenburg (S.-A.)
Piererische Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

Vorwort.

Kaum wird es wohl eine andere Litteratur geben, die für den deutschen Leser ein so dunkles Gebiet wäre, wie die čechische. Abgesehen von einigen Gesamtbildern der čechischen Litteratur in Werken allgemeineren Inhalts — hervorzuheben wäre die umfangreichste Darstellung derselben von Ant. Truhlář in dem Werke »Österreich-Ungarn in Wort nnd Bild« und Dr. J. Karáseks diesbezügliche Aufsätze in seiner »Slavischen Litteraturgeschichte« (Sammlung Göschen) —, abgesehen von einzelnen Aufsätzen über die neuesten litterarischen Erscheinungen in deutschen Zeitschriften und Zeitungen, müfste man zu der vor mehr als hundert Jahren erschienenen »Geschichte der böhmischen Sprache und Litteratur« von Dobrovský zurückgreifen, wollte man den Versuch einer wissenschaftlichen Belehrung über die Geschichte der gesamten čechischen Litteratur in einem selbständigen deutschen Buche anführen. Und doch kann die čechische Litteratur seit dieser Zeit eine so ungeahnte Entwicklung aufweisen, dafs man dem Zeitraume, den Dobrovský in seinem Werke schildert, heutzutage in einer Geschichte der čechischen Litteratur kaum ein Drittel des ganzen Umfanges einräumen kann. So war das Erscheinen dieses Buches wohl an der Zeit. Bleibt ja selbst bei den Čechen eine übersichtliche, zeitgemäfse Geschichte der čechischen Litteratur in ihrer Muttersprache immer noch ein unerfüllter Wunsch.

Zwischen dem deutschen und čechischen Geistesleben herrschte wohl immer ein enger Verkehr. Öfters steht die čechische Kultur, wie selbstverständlich, unter dem Einflusse der deutschen,

aber es fehlt auch an der entgegengesetzten Richtung — wie z. B. in der Reformbewegung — nicht.

Die čechische Litteratur ist unter allen slawischen Litteraturen die einzige, welche ähnliche Entwicklungsphasen aufweisen kann wie die Litteraturen der westlichen Völker. In ihrer ältesten Periode spiegelt sich der Geist des Mittelalters treu ab. Dann findet in ihr der Kampf des čechischen Volkes für die Freiheit des Denkens und der Überzeugung zu Anfang des 15. Jahrhunderts den Ausdruck und verleiht ihr einen eignen Ideengehalt. In der neueren Zeit blüht nach einer Wiedergeburt, die man geneigt war für ein Wunder der Geschichte zu betrachten, das geistige Leben des čechischen Volkes in vollem Inhalt und weitem Umfang auf: in Kunst und Wissenschaft, im kulturellen, politischen und sozialen Streben meldet es sich um seinen Anteil an den Errungenschaften der Kultur in der grofsen Gemeinde der gebildeten Völker und wird nicht müde, sich noch weitere, ihm gebührende Kulturbedürfnisse zu erringen. Im Kampfe für seine nationale Existenz reicht ihm seine Geschichte den verläfslichsten Wegweiser zu seinem Ziele: so oft seine Vorfahren für die Freiheit und den Fortschritt, für die höchsten Güter der Menschheit rangen, gewann es auch die Gunst der übrigen Völker, wuchs auch die Bedeutung seiner Litteratur.

Die čechische Kunst, namentlich die Musik und die bildende Kunst, hat sich schon den Eintritt in die weiteste Welt erworben. Hie und da wird auch schon das Interesse für die čechische Poesie und Litteratur rege. Unser Buch, welches dem Programm dieser Sammlung gemäfs die Poesie in engerem Zusammenhange mit der Wissenschaft, namentlich der Geschichte und Philosophie, mit dem politischen und kulturhistorischen Hintergrunde darzustellen versucht — für einen fremden Leser war es notwendig denselben etwas umständlicher zu zeichnen —, soll zugleich der čechischen Litteratur den Weg in die weitere Welt ebnen. Die Aufmerksamkeit, die der čechischen Poesie in der letzten Zeit von gröfseren Völkern gewidmet wird, entspricht bei weitem nicht der Bedeutung derselben in der allgemeinen Entwicklung der Dichtkunst. Sind ja die vornehmsten čechischen Geister fähig, durch ihre Leistungen den Bestrebungen ihres Volkes eine ähnliche Achtung des Auslandes zu erwerben, deren sich

in der neueren Zeit bei ihm die Litteraturen mancher kleinen Völker schon erfreuen. —

* * *

Die »Geschichte der čechischen Litteratur« sucht dasjenige, was litterarhistorische Forschungen an den Tag gebracht haben, dem deutschen Leser klarzulegen. Die Ergebnisse dieser Studien sind gröſstenteils in einigen umfassenden litterarhistorischen Werken zusammengefaſst. Es sei namentlich auf die »Geschichte der čechischen Litteratur« (»Dějiny české literatury«, noch nicht beendet) von Dr. Jar. Vlček, auf das umfangreiche Sammelwerk »Die čechische Litteratur des 19. Jahrhunderts« (»Literatura česká 19. století«, bis jetzt 4 Bände) hingewiesen. Die politische und kulturhistorische Vergangenheit des čechischen Volkes schildert eingehend, geistreich und verständnisvoll E. Denis vor allem in seinen zwei gröſsten Werken »Fin de l'indépendance bohême« (1890) und »La Bohême après Montagne-Blanche« (1901). In diesen Werken sowie in der kritischen Bibliographie der Čechischen Akademie für Wissenschaften und Kunst »Památník na oslavu stoletého jubilea panovnického císaře Františka Josefa I.« (Gedenkbuch zum 50 jährigen Herrscherjubiläum Franz Josef I., 1898) findet der Leser, den es interessiert, eingehende Quellen.

Auf die Textproben, die wohl manchem Leser sehr wünschenswert erschienen, muſsten die Autoren wegen beschränkten Raumes verzichten. Sie waren jedoch bemüht, deutsche Übersetzungen der besprochenen Werke, soweit sie existieren, anzuführen, damit der deutsche Leser aus eigener Anschauung die Werke kennen lernen kann. Eine Auswahl der čechischen Poesie — leider eine allzu beschränkte Auswahl — enthält die »Poesie aus Böhmen« von Dr. Ed. Albert (Wien, Alfr. Hölder, 1893 f.). Eine Auswahl der čechischen Belletristik erscheint in der »Slavischen Romanbibliothek« (J. Otto, Prag).

Eine Anmerkung über die Schreibweise der čechischen Namen, die ähnlich, wie es bei den französischen, englischen, italienischen, magyarischen usw. in der deutschen Sprache üblich ist, in ursprünglichem Wortlaut beibehalten worden sind. Der Strich über den Vokalen á, é, í, ó, ú, ý (bei ů auch ein Ring-

lein) bezeichnet die Länge; ě ist etwa wie je auszusprechen. Der Unterschied zwischen i und y, í und ý ist nur historisch oder in einigen Dialekten, in der jetzigen Aussprache beachtet man ihn nicht mehr; ou ist ein Zwielaut. Auch einige Konsonanten weichen vom Deutschen ab; s ist immer scharf = ſs, ss; z wie das deutsche weiche s (in Rose), c wie z, tz — besonders könnte der deutsche Leser in der Konsonantengruppe ck (auszusprechen wie zk) zur falschen Aussprache irregeführt werden; also z. B. Palacký = Palazkie, Písecký = Piessezkie, Bajza = Bajsa; Hus, Husens = Huſs, Hussens (inkonsequent schreiben wir Hussitismus, hussitisch, weil es in der neuesten deutschen Rechtschreibung so eingeführt ist); v ist das deutsche w, nur am Ende der Silbe lautet es wie f, also Tovačov, Tovačovský = Towatschof, Towatschofskie. Die mit einem Häkchen bezeichneten weichen Konsonanten haben im Čechischen ihre eigene Aussprache: š = sch; č wie tsch, ž — frz j, ř fast wie rsch oder frz rj, aber als ein Laut; ď, ť, ň sind mouilliert (etwa wie dj, tj, ň = frz gn); die Silben di, ti, ni, dě, tě, ně sind wie ďi, ťi, ňi, ďe, ťe, ňe zu lesen; also Hodětín wie Hodjetjien, Němcová fast wie Njemcová usw. Die Konsonanten r und l können auch eine Silbe bilden, also Vrch-lic-ký dreisilbig, Vl-ček zweisilbig. In den Endsilben -el, -en hört man das volle e; also Vocel wie Wozäll, Erben wie Erbänn. Der Akzent ruht im Čechischen auf der ersten Silbe.

Von den čechischen Vornamen, welche mit dem Zunamen einen Begriff bilden, sind manche rein slawischen Ursprungs und unübersetzbar, manche stimmen mit dem deutschen Wortlaut überein oder sind ihm sehr ähnlich. Die üblichsten, von dem Deutschen abweichenden Vornamen mögen erklärt werden: Jan = Johann, Václav = Wenzel, Vojtěch = Adalbert, Pavel = Paul, Bedřich = Friedrich, František (verkürzt Fr.) = Franz, Jindřich = Heinrich; K. bedeutet Karel = Karl.

Bei den schwankenden Ausdrücken »böhmisch« und »čechisch« haben wir uns trotz des offiziellen Gebrauches in Österreich für den letzteren entschieden. Das um sich greifende Studium der Völkerkunde, das moderne nationale Bewuſstsein drängt nicht nur in Böhmen, sondern auch in anderen Ländern (z. B. in Ungarn) die ältere Bezeichnung einer Nation nach der Landeszugehörigkeit immer mehr zurück; die logische Klarheit erheischt

eine präzisere ethnographische Bezeichnung. Auch kann man den Widerwillen mancher unserer Landsleute gegen den deutschen Ausdruck »čechisch« nicht gut begreifen, wenn man z. B. in der französischen Sprache den Ausdruck »tchèque« statt des älteren »bohémien« anstrebt.

Das Erscheinen dieses Buches ist durch ungeahnte Hindernisse verspätet worden. Dankerfüllt erwähne ich, dafs mir der Gemeinderat der Hauptstadt Prag entgegengekommen ist, indem er mich im Schuljahre 1904 5 von dem Unterrichte an der städtischen höheren Mädchenschule wegen dieser Arbeit beurlaubt hat. Aber eine über zwei Jahre anhaltende Krankheit hinderte mich an energischer Arbeit. Um das Erscheinen des Buches nicht auf eine zu ferne Zeit zu verschieben, erbat ich mir die Mitarbeiterschaft des Herrn Kollegen Dr. Arne Novák, welcher die Ausarbeitung der verwickelten neuesten Periode der čechischen Litteratur bereitwillig übernommen hat. Sie bildet einen ganz selbständigen Teil dieses Buches.

Ich erfülle ferner eine liebe Dankespflicht, wenn ich die opferwillige Hilfe meines Freundes V. Viravský, k. k. Gymnasialprofessors in Prag, mit besonderer Dankbarkeit hervorhebe; er hat meine Arbeit sowohl in der Handschrift als auch die Korrekturbogen fleifsig gelesen und namentlich um die Vervollkommnung des Ausdrucks sich verdient gemacht.

Dr. Jan Jakubec.



Inhalt.

Seite

Geschichte der čechischen Litteratur.

Erstes Kapitel. Anpassung der čechischen Entwicklung an die Kultur und die Litteraturen des Westens 1

Zweites Kapitel. Die Reformbewegung. Jan Hus. Der Hussitismus. Petr Chelčický 39

Drittes Kapitel. Der Humanismus und die Unität der böhmischen Brüder. Der Verfall 64

Viertes Kapitel. Der Josefinismus. Josef Dobrovský. Der Aufschwung der čechischen Sprache. Die čechische josefinische Litteratur 102

Fünftes Kapitel. Die slawische Idee in der čechischen Dichtung und Wissenschaft. Josef Jungmann und seine Schule. Die Königinhofer und Grünberger Handschrift. Jan Kollár. P. J. Šafařík 133

Sechstes Kapitel. Die čechische Poesie unter dem Einflufs der Volksdichtung. Fr. L. Čelakovský. Die Rückkehr zur heimischen Geschichte. Fr. Palacký. K. J. Erben 169

Siebentes Kapitel. Das Drama und die Belletristik. V. Kl. Klicpera. J. K. Tyl. J. J. Marek. Pr. Chocholoušek . . . 197

Achtes Kapitel. Der Neuromantismus. K. H. Mácha 213

Neuntes Kapitel. Die junge Slowakei. L. Štúr und seine Schule. Das politische Erwachen. K. Havlíček. Die Rückkehr zu der slawischen Idee. Die Reaktion 221

Zehntes Kapitel. Das čechische Volksleben in der Belletristik. Božena Němcová 245

Die čechische Litteratur der Gegenwart.

Elftes Kapitel. Die Verjüngung der čechischen Dichtung durch Hálek, Neruda und ihre Zeitgenossen 259

Seite

Zwölftes Kapitel. Die panslawistischen und historischen Tendenzen in der neuen čechischen Litteratur 290

Dreizehntes Kapitel. Der poetische Kosmopolitismus in der čechischen Litteratur 307

Vierzehntes Kapitel. Der Realismus in der čechischen Novellistik und im Drama 326

Fünfzehntes Kapitel. Der Kampf der Kritik um neue Lebenswerte 349

Namenregister 377

Erstes Kapitel.

Anpassung der čechischen Entwicklung an die Kultur und die Litteraturen des Westens.

Mit einigen anderen slawischen Stämmen bis an die westlichste Grenze gerückt, gerieten die Čechoslawen wie ein Felsblock, welcher sich von der Steinmasse des Berges getrennt hatte, in den mächtigen Strom der westlichen Kultur. Während aber die nördlichen Brüderstämme in dieser Kulturbrandung völlig aufgegangen waren, zeigte sich der čechoslawische Stamm fest genug, um in dem immerwährenden Kulturkampfe als selbständiges Mitglied des grofsen Ganzen — der Menschheit — weiter zu bestehen. In diesem Strom wurden zwar seine eigenartigen Kanten abgeschliffen, er nahm an seiner Gröfse ab, aber in seinem Kern blieb er sein eigen wie ein von den Wellen abgeglätteter Felsblock. Und seine Bestimmung führte ihn weiter: durch sein Gewicht reifst er allmählich auch andere in den Strom der Kultur mit.

Die heidnische čechische Urzeit hat keinen Tacitus gefunden. Das Christentum, welches den Schauplatz der Geschichte erweiterte, brachte die Čechoslawen der Weltzivilisation näher und streute einige spärliche Lichtstrahlen auch in ihre Länder. Von der Natur selbst wurden diesen Einwohnern ihre Sitze durch die von dichten und tiefen, absichtlich nicht gerodeten Wäldern bewachsenen Gebirgsketten bestimmt. Die Grenze des heutigen Böhmens und Mährens überschritten diese Slawen westlich nach Bayern bis ungefähr Nürnberg und Regensburg und südlich bis zur Donau, nordöstlich über die Grafschaft Glatz. Die dieses Gebiet bewohnenden zahlreichen slawischen Stämme trugen ursprünglich keinen gemeinsamen Namen; jeder von ihnen besafs seine Selbständigkeit. Die Čechen, welche später die Herr-

schaft über die übrigen gewannen und ihnen ihren Namen aufdrängten, wohnten in der Mitte von Böhmen. Die energischen Fürsten Boleslav I. und sein Sohn Boleslav II. wufsten im 10. Jahrhundert die unabhängigen Stammeshäupter zum erstenmale unter die Gewalt der Přemysliden zu zwingen. Die Überwindung der anarchistischen Gelüste, durch welche sich die alten Slawen auszeichneten, die Vereinigung des Staates unter einem Herrscher wird oft durch die blutigsten Kämpfe und die unmenschlichsten Taten, wie die Vertilgung ganzer mächtiger Familienstämme, so der Geschlechter der Slavníkovicer und der Vršovicer herbeigeführt. Somit bleibt das helle Bild der Friedfertigkeit und zarter Humanität, das von den alten heidnischen Slawen im Gegensatz zu den Germanen die Philosophen der Humanität mit Herder an der Spitze entworfen haben, eine dichterische Phantasie. Die Slawen hatten sich vor dem Andrang eines Karl des Grofsen und seiner Nachfolger vor allem durch ihre Tapferkeit und rauhe Kriegslust erhalten. Auch bei ihnen gab es eine gewisse soziale Härte — in Böhmen blühte selbst in den ersten Jahrhunderten des Christentums ein bedeutender Sklavenhandel und Vielweiberei.

Die alten Čechen waren ein Volk mit grofsen Vorzügen wie mit grofsen Fehlern, von denen sie die Leichtfertigkeit, Unbeständigkeit und Uneinigkeit am meisten bedrohten. Wenn über sie ein vortrefflicher Heerführer oder ein mächtiger staatsbildender Geist herrschte, wufste er mit ihnen ein grofses Reich zu schaffen; so begründete Samo im 7. Jahrhundert sein Reich von Böhmen über die Sorben an der Elbe, über Mähren und Pannonien bis nach Kärnten; Svatopluk erweiterte im 9. Jahrhundert dieses Gebiet um Pannonien; das Reich Boleslav II. erstreckte sich im 10. Jahrhundert über den nordwestlichen Teil Ungarns, einen grofsen Teil des späteren Schlesiens, über Galizien bis Lemberg; das Reich Přemysl Otakar II. umfafste die Länder von der Ostsee bis zum Adriatischen Meer. Aber diese westslawischen Reiche waren leider zu viel von dem Herrscher abhängig, mit ihm sanken sie gewöhnlich.

Wie die Geschichte und das Leben, so ist uns die Poesie der ältesten Čechen dunkel geblieben. Dieser Mangel an einer grofsen uralten Dichtung bewog im 19. Jahrhundert einige übereifrige Patrioten zu den bekannten Fälschungen, der »Grünberger«

und »Königinhofer Handschrift«. Der heidnischen Urzeit gehören nicht einmal die sinnigen und schönen čechischen Sagen an, wenigstens in der Gestalt nicht, wie sie uns verzeichnet sind. Als sie die alten Chronisten aufschrieben, hatten schon viele Generationen daran gearbeitet; einige, wie Kosmas, versäumten es nicht, die heimischen Sagen mit neuen Zügen aus fremden Quellen auszuschmücken. Aber diese ausgeschmückte sagenhafte Urzeit, mit dem erhabenen Urahnen Čech, welcher mit seinem Stamm das Land in Besitz nimmt, mit dem scharfsinnigen Richter und Fürsten Krok und seinen drei den kostbaren Samen der Bildung ausstreuenden Töchtern, namentlich der schönen, staatsklugen Weissagerin Libuša, mit ihrem weisen Gatten Přemysl, der von dem »eisernen Tische«, d. h. dem Pfluge, zum Fürsten berufen wird, mit den eroberungssüchtigen čechischen Amazonen, welche nach dem Tode Libušas mörderische, hinterlistige siegreiche Kämpfe mit den Männern führen, mit Tyr, dem tapferen Heerführer Neklans — diese Sage weist wohl auf die Bestrebungen der Přemysliden nach einer Herrschaft über andere Stämme des Landes — und mit anderen Helden, enthält so viel schöne Motive und schöne Anregungen für die Kunst, dafs es sogar auch in der deutschen Litteratur eine stattliche Anzahl von Dichtern gibt — und darunter Namen wie Grillparzer, Brentano, Herder, Musäus, Ebert u. a. —, die sich durch diesen Stoff zu ihren verschiedenartigsten Schöpfungen begeistern liefsen.

Die Anfänge des Christentums gelangen zu den Slawen der Sudetenländer von Osten her. Der mährische Fürst Rostislav, der Nachfolger eines schon christlichen Fürsten Mojmír, gedachte, als die alte heidnische Anschauung erschlaffte, aus politischer Einsicht das Christentum in seinem Lande allgemeiner zu machen. Zwei gewandte gelehrte Brüder, byzantinische Griechen aus Thessalonica (Saloniki), die der slawischen Sprache kundig waren, Konstantin, bekannter unter seinem späteren Klosternamen Cyrill, ein sehr gelehrter und beredter Theolog, der sich grofser Erfolge unter den Ungläubigen rühmte, und der ältere Method, ein organisatorisches und diplomatisches Talent, nehmen sich 863 dieser Aufgabe eifrig an. Method bemühte sich mit seinem Fürsten, die Unabhängigkeit von den bayrischen Bischöfen zu erlangen — Method wurde 869 zum Bischof, dann zum Erzbischof der pannonisch-mährischen Diözese ernannt — was

nicht ohne Kämpfe erreicht werden konnte. Den Hauptgegenstand der öfteren Klagen der bayrischen Bischöfe bei dem päpstlichen Stuhl bildete die gottesdienstliche slawische Sprache — eine in der westlichen Kirche ganz allein dastehende Erscheinung —, welche Konstantin und Method nach ähnlichen Beispielen des Gottesdienstes in den Nationalsprachen bei den Gothen, Armeniern, Iberiern, Persern u. a. eingeführt hatten, um wirkungsvoller das Christentum verbreiten zu können. Von den Päpsten wurde der slawische Gottesdienst bald bestätigt, bald wieder verboten, je nachdem die Klugheitsmafsregeln in den politischen Reibungen zwischen der östlichen und westlichen Kirche das eine oder das andere geboten. Wie sich aber der römische Stuhl mit seinen Anhängern, in erster Reihe mit dem grofsmährischen Fürsten Svatopluk, einem persönlichen Gegner Methods, sicher fühlte, trat er mit gröfserer Energie gegen die slawische Liturgie auf. Nach dem Tode des Erzbischofs Method (885) wurden seine Anhänger verfolgt und meistens nach Bulgarien und Kroatien, wo sich hie und da der slawische Gottesdienst bis auf den heutigen Tag erhalten hat, vertrieben. Method taufte auch den böhmischen Fürsten Bořivoj mit seiner Gemahlin (873 oder 874).

Cyrill und Method hatten auf ihre neue Wirkungsstätte eine neue, von ihnen erfundene Schrift gebracht — es war eine den slawischen Lauten scharfsinnig angepafste griechische Minuskelschrift, die glagolitische Schrift; die sogenannte Cyrillica, die etwas später aus der griechischen Majuskel entstanden war, ist trotz des Namens nicht seine Erfindung. Die Slawenapostel brachten eine Übersetzung der Evangelien in slawischer Sprache mit. Diese Sprache, die altslawisch oder altbulgarisch oder kirchenslawisch heifst, war ein makedonisch-bulgarischer Dialekt, welcher von den čechisch-mährischen Dialekten bedeutend abwich, doch den Čechen ziemlich gut verständlich war. In ihrer neuen Heimat beendeten die beiden Brüder die Übersetzung fast der ganzen Bibel und der liturgischen Bücher, in denen sie die Lehren ihrer byzantinischen Kirche beibehielten, trotzdem sie den Papst als ihr Kirchenhaupt anerkannten. Aber von ihrer litterarischen Arbeit ist nichts an uns gekommen.

Die geographische Lage Böhmens und Mährens, welche von Konstantinopel zu entfernt waren, um dem Einflufs der wenig energischen Ostkultur nachhaltig unterliegen zu können, der

politische Verkehr und die Kulturinteressen mit dem zäheren, eroberungssüchtigen lateinischen Westen, erklären uns, warum die slawische Liturgie und mit ihr auch die slawische Litteratur unter dem Volke immer mehr an Gebiet einbüfste. Im 11. Jahrhundert blieb sie in Böhmen fast ausschliefslich in die Mauern des Sázavaklosters (seit 1032 mit einer kurzen Unterbrechung bis 1097) eingeschlossen. Als des böhmischen Fürsten Vratislav Gesuch, in seinem ganzen Lande die slawische Liturgie einzuführen, von Papst Gregor VII. hart abgewiesen worden war, wurden die slawischen Mönche nach inneren Zwistigkeiten aus dem Sázavakloster 1097 vertrieben, ihre slawischen Bücher vertilgt oder in andere Länder zerstreut.

Auch litterarisch hat der Wettkampf zwischen dem lateinischen und slawischen Ritus seine Spuren hinterlassen. Beide Parteien trachteten von allen Begebenheiten in den neu bekehrten Ländern das litterarisch zu verherrlichen, womit sie sich als mit dem löblichsten Erfolg ihrer Tätigkeit rühmen konnten: sie verfafsten sowohl in lateinischer als auch in altslawischer Sprache zahlreiche Legenden der heimischen Heiligen, wie des hl. Cyrill und Method, der hl. Ludmila und ihres Enkels, des hl. Václav (Wenzel), des hl. Vojtěch (Klostername Adalbert), des hl. Ivan, des hl. Prokop u. a. Einige schrieben unmittelbar nach den Begebenheiten selbst und haben in den Legenden aufser den aufgezählten Wundern auch so manche historische Tat dieser Heiligen, welche in der Geschichte zumeist eine grofse Rolle spielten, dem Gedächtnis erhalten.

Einige Čechismen in den Lauten, Formen, Wörtern und Wendungen in der kirchenslawischen Sprache, in einigen altslawischen Denkmälern verraten uns, wie die Čechen schon zu dieser Zeit litterarisch tätig waren. Das gilt von der altslawischen »Legende von dem hl. Wenzeslaus« aus der Mitte des 10. Jahrhunderts und von den Überbleibseln der slawischen glagolitisch geschriebenen liturgischen Bücher, den sogenannten »Kijewer Blättern« und den »Prager Fragmenten«. Dies letztere Denkmal beleuchtet uns die besonderen Verhältnisse der Kirche in Böhmen, in der noch im 11. Jahrhundert der gottesdienstliche Text nach dem östlichen Ritus hatte entstehen können. Die Tradition der kirchenslawischen Sprache dauerte auch nach dem Verdrängen der slawischen Liturgie aus dem Sázavakloster

einige Zeit fort. In den »Wiener Glossen« und den »Sanctgregorius Glossen«, welche um das Jahr 1100 entstanden waren, befinden sich in den Anmerkungen lateinischer Texte neben den altslawischen sprachlichen Elementen čechische, in den ersteren auch noch kroatische. Noch die späteren čechischen Übersetzungen aus der lateinischen Vulgata tragen einige Spuren der kirchenslawischen Sprache an sich.

Nach dem Zusammenbruch des grofsmährischen Reiches (906) wird der politische und kulturelle Schwerpunkt für immer nach Böhmen verlegt. Die persönlichen Interessen der gar zu zahlreichen Prätendenten des Thrones, der Přemysliden, gestalten oft die Geschichte Böhmens. In den grofsen Verwirrungen flüchten sich die Zurückgewiesenen zu den mächtigen Nachbarherrschern, namentlich den deutschen Kaisern, und bieten ihnen die erwünschte Gelegenheit in die Geschicke des Landes einzugreifen und es zur Untertänigkeit zu verpflichten. Das Land wird immer mehr den Verhältnissen des christlichen Westens angepafst. Gegenüber der alten Stammesherrschaft wird jetzt ein festeres Staatsganzes, dem die deutsche Staatsverfassung als Muster diente, angestrebt. Diese politische Umwandlung war gegenüber den mächtigen Staatsgebilden der westeuropäischen Völker eine Lebensbedingung des čechischen Volkes. Es wurde durch seine rasche religiöse und kulturelle Anpasung an den mächtigen Westen vor seinem nationalen Untergange gerettet. Im Lande entstehen christliche Kirchen, anfangs bei den befestigten Burgen in den Sümpfen, dann auf Hügeln und Felsen.

Die kleinen massiven Rotunden mit winzigen Fenstern weichen mit der zunehmenden Anzahl der christlichen Bekenner und mit der wachsenden religiösen Inbrunst der Gläubigen geräumigeren und prachtvolleren Bauten, die Holzburgen festen eingefriedeten Steingebäuden. Der mächtige, fromme Boleslav II. begründet 973 das Prager Bistum. Klöster werden gestiftet, woraus bedeutende Pflanzstätten der mittelalterlichen lateinischen Kultur hervorwachsen. Die höhere Bildung wird aus der Fremde geholt, aus Italien, Frankreich, den Niederlanden, Deutschland. Die čechische Sprache übernimmt mit den neuen Begriffen lateinische Ausdrücke. Aber schon im 11. Jahrhundert brauchte man die heiligen lateinischen Bücher nicht mehr von den deutschen Geistlichen für teures Geld zu kaufen. Damals wurden

schon prachtvolle, mit kostbaren Miniaturen verzierte Codices daheim fertiggestellt, so der »Vyšehrader Kodex« (1086) und seine Verwandten, der »Kodex von St. Veit«, der »Gnesener Kodex« und der »Krakauer Kodex«, so dafs man von einer hervorragenden böhmischen Malerschule in dieser Zeit sprechen kann. Die Namen dieser Künstler sind unbekannt. Dafür haben uns die alten Chroniken den Namen eines vortrefflichen gleichzeitigen universalen Künstlers, eines Malers, Bildhauers, Bildschnitzers und Baumeisters, des Abtes des Sázavaklosters Božetěch, rühmlich erhalten. Das Sázavakloster blieb auch in den späteren Zeiten eine hervorragende Pflegestätte der böhmischen bildenden Künste.

Einen Fortschritt in der čechischen Bildung verkünden die vielversprechenden Anfänge der čechischen Geschichtschreibung. Sie sind in der Sprache der Gelehrten, dem Latein, geschrieben, aber atmen den Geist ihres Volkes. Glänzend beginnt diese Reihe der »Herodot der čechischen Geschichtschreibung«, der Chronist Kosmas (1045—1125). Seine seltene Bildung und seine Erfahrungen machten ihn zum Mitgliede wichtiger Botschaften in die Fremde. Es war gewifs die beste Vorbereitung für die Aufgabe eines Geschichtschreibers. Seine »Chronica Bohemorum« schrieb der in den lateinischen Klassikern belesene, lebensfrohe, patriotisch gesinnte Kanonikus zu St. Veit in Prag am Abend seines gesegneten Lebens. Wiewohl er seine christliche und hierarchische Voreingenommenheit, namentlich gegen die heidnische Vorzeit, gegen seinen ausgezeichneten Herrscher, den ersten König von Böhmen, Vratislav II., nirgends unterdrücken kann, überholt er durch die hohe Auffassung der Grundsätze und Aufgaben eines Geschichtschreibers alle Zeitgenossen auch fremder Völker und seine Nachfolger in Böhmen auf einige Jahrhunderte hinaus: er unterscheidet zwischen den mythischen Sagen, welche ihm Greise erzählt haben, und zwischen den wirklich historischen Begebenheiten; bei diesen führt er an, was er aus den Quellen geschöpft oder wessen er selbst Augenzeuge gewesen. Dem čechischen Kulturhistoriker und Sprachforscher bietet Kosmas' »Böhmische Chronik« ein kostbares Material. Die sogenannten »Fortsetzer Kosmas'« erweitern jeder die Chronik Kosmas' um einige Jahrzehnte, wissen aber selten von ihrer engeren Wirkungsstätte ihr Augenmerk auf die Geschichte des ganzen Vaterlandes zu richten. Einer von diesen

Fortsetzern, der Kanonikus der Prager Kirche Vincentius, gewinnt auch für die reichsdeutsche Geschichte grofse Bedeutung, indem er manchmal die einzige Quelle für die Begebenheiten in Italien unter dem Kaiser Friedrich I. in den Jahren 1158 bis 1167 ist.

Der čechischen Sprache bleiben lange die alten Pergamene verschlossen. Die Sprachwissenschaft und die Kulturgeschichte sammelt die čechischen Namen auf den alten Münzen und Siegeln, in den Klosternekrologen, in lateinischen Urkunden, in den Gerichtseintragungen, in den Urbar- und Formelbüchern und anderen Quellen. Eine gröfsere Beute liefern čechische Glossen in den lateinischen Codices. Zu den ältesten gehören die Glossen in einer von einem Čechen aus dem Ende des 12. Jahrhunderts herrührenden Abschrift des berühmten lateinischen Lexikonwerkes »Mater Verborum«. Sprachlich geschätzt werden die gewandten Übersetzungen einiger mehr zusammenhängender Sätze in der beliebten Sammlung der Zitate aus den hl. Vätern, »Dem Köcher (Pharetra) des hl. Bonaventura«. Dafür bereiten dem Philologen die holperigen, manchmal unverständlichen Verse des mittelalterlichen Hilfskalenders, des čechischen »Cisiojanus« viele Schwierigkeiten. Belangreich sind für den Kulturhistoriker und für den Sprachgelehrten die čechischen Noten in dem Vormerkbüchlein des für die deutsche Geschichte so wichtigen Faktors, des Passauer Dechanten Albertus Bohemus, eines einflufsreichen Parteigängers der Päpste und Widersachers des Kaisers Friedrich II. und Konrad IV.

Aus einer ziemlich späten Zeit sind uns die Äufserungen der frühesten christlichen Tätigkeit in den Nationalsprachen, nämlich Gebete, Beichtformeln, Ubersetzungen von Evangelien erhalten. Auf eine ältere Zeit weist aber ihr altertümlicher Charakter hin. Zu der ältesten Ubersetzungstätigkeit gehören die Psalmen, deren Gesang die Kirche auch den Laien erlaubte. Für diese und besonders für die Mitglieder der weiblichen Klöster wurde bald čechischer Wortklang der Psalmen besorgt. Der älteste von den zehn erhaltenen Psaltern, der glossierte Psalter, rührt aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, wurde aber nach einer älteren selbständigen Übersetzung in den lateinischen Text eingetragen. Damit hängt die zwischenzeilige Ubersetzung, der »Wittenberger Psalter«, ein überaus wichtiges Sprachdenkmal,

zusammen, trotzdem er an uns in einer um mehr als hundert Jahre späteren Abschrift gekommen ist.

Für alle Zukunft haben sich von diesen Äuſserungen des frühen religiösen Geistes zwei Kirchenlieder »Gott, erbarme dich« (»Hospodine, pomiluj ny«) und das »Sanktwenzelslied« behauptet. Das erstere wurde wegen des altertümlichen Charakters, wegen einiger Ausdrücke, die nur aus der altslawischen Sprache bekannt sind, für einen wertvollen Überrest der altslawischen Kirchengesänge, die der altslawische Biograph der beiden Slawenapostel erwähnt, gehalten. Die neueste Forschung versetzt es etwa in die Mitte des 12. Jahrhunderts; auch so wäre es um hundert Jahre älter als das älteste deutsche Kirchenlied »Christ ist erstanden«. Mit dem psalmodischen Parallelismus verbindet sich eine psalmenhaft rezitierende Melodie, welche den einfachen Inhalt – eine Anrufung Gottes um Erbarmen, Erlösung, um Fruchtbarkeit und Frieden in dem Lande — zum tiefsten Gefühl der Frömmigkeit erhebt. Seiner Altertümlichkeit und historischen Bedeutung wegen gilt das Lied als die heiligste Äuſserung des nationalen Geistes. Bei den festlichsten Begebenheiten, im Frieden wie im siegreichen Schlachtenjubel, erklang es, von den Herrschern und Bischöfen wurde es geehrt; man hört es noch heutzutage in den čechischen Kirchen. Seit dem 14. Jahrhundert teilt die Ehre einer Staatshymne das ihm verwandte, um ein Jahrhundert jüngere »Sanktwenzelslied«. Dem Inhalt und der Melodie nach, welche sich an eine uralte Sequenz des St. Gallener Mönches Notker (Balbulus) lehnt, ist dies letztere schon künstlicher. Während »Hospodine, pomiluj ny« über alle Zeiten unberührt bleibt, wird das »Sanktwenzelslied« den Stimmungen der späteren Jahrhunderte angepaſst und um neue Strophen erweitert.

Zu den ältesten an uns gekommenen litterarischen Denkmälern gehören versifizierte religiöse Kontemplationen und Gebete, wie das älteste verzeichnete geistliche Gedicht, das sogenannte »Ostroverlied« (»Ostrovská píseň«) und die rhetorisch schwungvolle Meditation nach der Kommunion, das sogenannte »Kunhutenlied«, beide noch aus dem 13. Jahrhundert.

Das čechische Gefühlsleben in der ältesten Zeit erscheint uns sehr einseitig: auſser dem religiösen Leben ist uns nichts davon bekannt. Am schlimmsten erging es dem weltlichen Lied.

Der Geistliche, der fast ausschliefslich zu dieser Zeit die Feder führt, zeichnet es nicht auf. Wenn er ihm seine Aufmerksamkeit schenkt, so entrüstet er sich nur darüber. Der heimische Mönch eifert im 12. Jahrhundert gegen die Teufelslieder, die das Volk auf den Gräbern der Verstorbenen singt, verflucht die Wahrsager und Verwünscher, welche mit ihren Zauberliedern heilten, verwirft die Minnelieder als töricht und die Tanzlieder als unsittlich. Der Chronist Vincentius erzählt, wie das čechische Heer während der Rüstungen zum Feldzug mit Friedrich Barbarossa gegen Mailand auch Kriegslieder sang, er unterliefs es jedoch, uns ein einziges zu verzeichnen. Lauter verschollene Schätze!

Um das Jahr 1300 entstehen die Anfänge einer wirklichen čechischen Litteratur. Nicht mehr praktische Bedürfnisse, mochten sie noch so erhaben sein, bestimmen die Dichter, sondern ein wahres Bewufstsein des künstlerischen Schaffens. Diese Erstlingsfrüchte zeichnen sich gleich durch eine bedeutende litterarische Lebhaftigkeit und Vollkommenheit aus. Mit Recht setzt man für sie eine jetzt unbekannte Vorbereitungslitteratur voraus. Was auf uns aus dieser Zeit gekommen ist, sind lauter Bruchstücke. Die meisten von diesen Denkmälern hat die moderne Forscherpietät als Blätter oder Streifchen auf Buchdeckeln entdeckt, andere wurden in fremden Archiven und Bibliotheken in deutschen Städten, sowie in Stockholm, London, Paris, Petersburg, Lemberg und vielen anderen zusammengesucht. Kaum hat ein anderes Volk die Überreste seines Kulturlebens so über die ganze Welt zerstreut wie die Čechen. Die schweren Schicksale der čechischen Geschichte erklären diese Erscheinung: aufser den häufigen Unfällen, besonders den Feuersbrünsten, waren es die Hussitenstürme, deren geheiligtem Grimm alte Klöster und Burgen und mit ihnen auch Litteratur- und Kunstdenkmäler zum Opfer fielen, später der dreifsigjährige Krieg, der die čechischen Länder am meisten verwüstete, dann die jesuitische Gegenreformation und die josephinische Aufklärerei, deren Mangel an Sinn für die Geschichte und Kunst manches Kostbare vernichtete. Im letzten Vierteljahrhundert sind manche neue Entdeckungen über die ältere čechische Litteratur gemacht worden, auch fernere sind wohl nicht ausgeschlossen, aber im wesentlichen kann das Bild nicht viel abgeändert werden.

Die Hofpoesie der westlichen Völker war kaum in diesen

unbekannten Anfängen deutlicher vertreten. Der Anstofs des neuen Kulturstromes war im 13. Jahrhundert so rasch und stark, dafs die neu hinzukommenden Elemente mit der alten Aufklärung nicht in Eins verflossen, sondern getreu auch mit ihrer fremden Form übernommen wurden. Die deutsche Poesie verbreitet sich auch in den čechischen Kreisen mit deutschem Wort und mit deutschen Vertretern. Die böhmischen Könige, welche immer am liebsten bei den deutschen Fürsten ihre Bräute suchten, sowie der böhmische Adel gebrauchten mit Vorliebe die deutsche Sprache, welche sich ihrer litterarischen und kulturellen Blüte erfreute. Damals entstand die Mode, dafs die festen Burgen nicht nur nach deutschen Vorbildern erbaut, sondern auch mit deutschen Namen benannt wurden. Daher rühren auch die vielen deutschen Familiennamen des böhmischen Adels. Durch einen starken Strom der deutschen Kolonisten, welche von den letzten Přemysliden in das Land gerufen wurden, um durch Begründung von neuen Städten die Einkünfte der königlichen Schatzkammer zu vermehren — einige deutsche Kolonien existierten schon in den früheren Jahrhunderten — wird die Kenntnis der deutschen Sprache verbreitet. Bald dringt die deutsche Sprache auch in die Staatsverwaltung und in das öffentliche Leben ein. Für die Könige Böhmens entschieden auch politische Gründe; der deutsche Dichter konnte ihren Bestrebungen nach dem Kaiserthron wichtige Dienste erweisen.

So wird der deutsche Minnesänger ein willkommener Gast bei den letzten Přemysliden. Begeistert besingen Reinmar von Zweter, Sigehêr, Friedrich von Sunburg, Tanhûser, Bruder Wernher, Ludwig von Medlitz u. a. die noch nicht erschöpfte »milte« der Könige von Böhmen und ihre feine Bildung. Für Přemysl Otakar II. vollendet der kärntnerische Dichter, Ulrich von dem Türlin, den »Willehalm« Wolframs von Eschenbach. Aus inniger Hingebung flossen wohl die rührenden Verse eines unbekannten deutschen Sängers, mit denen er den frühzeitigen Tod des »goldenen« und »eisernen« Königs beklagt: »Wâfen iemer mêre! Ez weinet milte und êre Den künic ûz Behem lant.« Und noch mehr als Přemysl Otakar II. tat für die deutsche Poesie sein deutsch erzogener Sohn Wenzel II. Ihm widmete Ulrich von Eschenbach seine auf Veranlassung Přemysl II. begonnene Alexandrëis, auf ihn, »den König eines glückseligen

Landes«, wendete derselbe Ulrich seine Bearbeitung einer französischen romantischen Dichtung von Chrétien de Troies, den »Willehalm von Wenden« an, Wenzel II. vermehrt selbst durch seine innig gefühlten drei Minnelieder die Reihe der deutschen Minnesänger. Reinmar von Zweter beklagte sich, daſs ihn an dem Hofe Wenzel I. niemand ehre als der König selbst. Aber nach einem Vierteljahrhundert erwachte der Sinn für die Kunst der Minnesänger auch bei dem böhmischen Adel, welcher seine Könige auch in der Unterstützung der deutschen Poesie nachahmte. Der böhmische Edle Remunt von Lichtenburg veranlaſste Heinrich von Frîberg, den »Tristan« Gottfrieds von Straſsburg zu beenden, Borš von Riesenburg unterstützte Ulrich von Eschenbach, Heinrich von Frîberg verherrlichte gegen Ende des 13. Jahrhunderts die ritterlichen Heldentaten des böhmischen Herrn Johann von Michelsburg in einer epischen Dichtung. Über die Fürsorge um die čechische weltliche Dichtkunst erfährt man aber nichts. Sie entsteht erst mit einem gröſseren Nationalbewuſstsein.

Aus der Stimmung des čechischen Milieus, welches an der gleichzeitigen asketischen Neigung der christlichen Massen teilnimmt, entsteht um das Jahr 1300 eine Reihe von Legenden, wie »Von den zwölf Aposteln«, »Von der Jungfrau Maria«, »Von der Sendung des hl. Geistes«, »Von Judas«, »Von Pilat«, welche ursprünglich in ein Sammelwerk zusammengefaſst waren. Leider sind sie uns insgesamt nur in Bruchstücken erhalten. Der čechische Verfasser — vielleicht waren deren mehrere — hält sich in der ganzen Auffassung und der Komposition ziemlich treu an seine Vorlagen, wie es für die mittelalterlichen Litteraturen ein allgemeiner Charakterzug ist; diese Stoffe erfreuten sich überdies der religiösen Autorität. Von den uns bekannten Quellen sind es die neutestamentarischen Apokryphe und die 1270 beendete berühmte Legendensammlung des Dominikaners Jacobus de Voragine, »Legenda aurea sive historia lombardica«; den mittelalterlichen čechischen Verfassern standen immer lateinische Quellen näher als deutsche. Der čechische Dichter weicht in der Bearbeitung von seinen Vorlagen namentlich darin ab, wo er die fremden Verhältnisse dem čechischen Leser zu entfernt findet, läſst viele Wunder weg, vertieft den Stoff durch sinnreiche Reflexionen, Vergleichungen, Fabeln und ähnliche Mittel.

In formaler Hinsicht, in der schwunghaften Diktion, der kernigen Sprache, dem ungezwungenen Vers und im klangreichen Reime bedeuten diese Legenden die gröſste Vollkommenheit für die altčechische Litteratur. In dem umfangreichsten und schönsten dieser Bruchstücke, in der Legende von Judas, befindet sich eine Anspielung auf das Erlöschen der Přemysliden (1306) als eine frische Begebenheit. Es ist das einzige genauere Datum für die ältesten Denkmäler der čechischen Litteratur. In unbedeutenden Bruchstücken sind auf uns auch die dieser Legendengruppe nächsten Legenden gekommen, die »Legende von dem hl. Alexius«, deren rührende Fabel und Grundidee sie in allen Litteraturen so beliebt gemacht hat und die »Legende von der Kindheit Jesu«. Die čechische »Legende von dem hl. Alexius« diente als Vorbild für eine spätere polnische Bearbeitung.

Unmittelbar nach diesen ältesten Legenden, zu Anfang des 14. Jahrhunderts, feiert auch die weltliche Dichtkunst mit der bedeutendsten altčechischen Dichtung, der »Alexandrëis«, ihren Einzug in die čechische Litteratur. Die reiche mittelalterliche Tradition über Alexander den Groſsen drang nach Böhmen in der beliebtesten dichterischen Bearbeitung, dem lateinischen Epos (1172) des Bischofs Gautier de Châtillon, durch, welches den altheidnischen Helden so bedeutend dem Ideal und der Auffassung des mittelalterlichen Rittertums im Sinne eines durch Erfolge gekrönten Anführers der Kreuzfahrer näher gebracht hatte. In Böhmen reizten die deutschen Dichter, wie Siegehêr, Ulrich von Eschenbach, die kriegerische Ehrbegierde des heldenhaften Königs Přemysl Otakar II. mit dem groſsen Beispiel Alexanders. Für Ulrich von Eschenbach lieſs sein Schirmherr ein Exemplar der Alexandrëis Gualters anschaffen. Obzwar beide Dichter dasselbe Muster benützten, lösten sie ihre Aufgabe jeder anders; die deutsche, 1287 beendete Bearbeitung mag wohl dem čechischen Dichter bekannt geworden sein. Worin sie auseinandergehen, ist wohl nicht nur für die Person der beiden Dichter, sondern auch für die beiden Litteraturen charakteristisch. Ulrichs Alexandrëis trägt alle Merkmale der dekadenten deutschen Hofpoesie an sich, aus dem čechischen Gedicht strahlt die Morgenröte der werdenden čechischen Litteratur: sie geht aus den übernommenen westlichen Ideen und künstlerischer Vorliebe hervor, verrät aber doch ihren eigenen Charakter. Gegenüber der Weit-

schweifigkeit des deutschen Alexanders erzählt der čechische Dichter die ritterlichen Ereignisse, die ihn fesseln, kurz und nüchtern, beseitigt die mythologische, archaistische und historische Gelehrsamkeit. Bescheiden kennt er keinen dichterischen Ehrgeiz, welcher bei dem deutschen Dichter so hervorsticht. Wiewohl er wie die mittelalterlichen Dichter überhaupt kein Verständnis für die Originalität der Invention besitzt, weicht er von seinem Muster bedeutend ab. Und eben in diesen Abweichungen gibt uns der Dichter seine Seele kund, darin liegt der Wert seiner Dichtung. Alle mittelalterlichen Feudaleinrichtungen des Staates überträgt er auf die Zeit Alexanders; in den Reihen der Krieger des christlich gedachten Alexanders findet man sogar čechische Namen. Der Verfasser, ein Angehöriger des Adelstandes, verleugnet — wie fast das ganze Mittelalter — nirgends seine soziale Voreingenommenheit gegen die Bauern und die Städter; aber man mufs seine tiefe Lebensweisheit und die reichen Lebenserfahrungen bewundern. Er weifs sie in der Form von Ratschlägen, von zahlreichen Sentenzen, Vergleichungen, treffenden Bildern aus der Natur in seine Erzählung ganz ungezwungen einzufügen. Den lateinischen Hexameter ersetzt der čechische Dichter mit dem fliefsenden, klangvollen, achtsilbigen Vers, macht den Leser weder durch Grobheiten und Unbeholfenheit des poetischen Primitivisten noch durch gesuchte Künstelei der epigonischen Poesie von seinem Werke abwendig. Und so bedeutet die »Alexandrëis« gleich an der Schwelle der čechischen Litteratur eine wichtige und glückliche Tat. Leider ist uns davon nicht einmal die Hälfte (gegen 3400 Verse) trotz der sieben Bruchstücke von verschiedenen Handschriften bekannt.

Der čechischen »Alexandrëis« steht der Zeit der Verfassung nach sehr nahe ein Werk, das zwar kein Gedicht ist, aber trotzdem ein sehr bedeutendes litterarisches und namentlich kulturhistorisches Dokument bildet. Es ist die gereimte Chronik des sogenannten »Dalimil«, das erste in der čechischen Sprache geschriebene historische Werk. Ihre Versform erhielt sie nach dem Beispiele der deutschen »Reim- und Kaiserchroniken«. Den Urheber kennt man nicht; der Name »Dalimil« wird mit dieser Reimchronik durch einen Irrtum der geschichtlichen Forschung verbunden; aber er hat sich schon litterarisch eingelebt. Seine Chronik schrieb der unbekannte Verfasser — wahrscheinlich ein

armer Adeliger — in den Jahren 1308—1320 als vielerfahrener Greis, welcher noch des Ruhmes und der Macht Přemysl II. und aller Verwirrungen nach seinem und seines Sohnes Tode Zeuge gewesen war. Eine genaue historische Belehrung steht in letzter Reihe, was der heutige Leser in dem »Dalimil« sucht. Auch was der Chronist selbst erlebt hatte, trägt die starke Färbung einer leidenschaftlich voreingenommenen Persönlichkeit an sich.

Gegenüber dem internationalen Ideal des christlichen Mittelalters, wie es die »Alexandreïs« ausdrückt, will »Dalimil« seinen Landsleuten die geschichtlichen Muster der čechischen Tugenden vor die Augen stellen, gegenüber der Mode- und Neuerungssucht will er auf alten guten Sitten und Bräuchen der Vorfahren beharren; alles, was unlängst aus der Fremde nach Böhmen eingedrungen war, die Tracht und Rüstung der Edlen, ihre Unterhaltungen, vor allem das Turnier und die Jagd, minniglicher Frauendienst und ähnliche Erscheinungen des ritterlichen Lebens, werden von »Dalimil« entschieden bekämpft. Der Adel erscheint dem Chronisten als der einzige staatsbildende Faktor; aber er will ihn von seinem Eigennutz, den er die Angehörigen des böhmischen Adels leider zu oft dem gemeinsamen Wohl vorziehen sah, befreien, ihn an seine Pflichten zum Staate und Volke mahnen. Dieses seltene Verständnis für die staatlichen Einrichtungen versäumt der Chronist niemals mit zahlreichen Sentenzen, Sprichwörtern, Vergleichungen, Fabeln und ähnlichen Mitteln ins hellste Licht zu stellen.

Der nationale Gedanke, die Entflammung der Liebe zum Volke und zu der Muttersprache ist die Tendenz der Chronik. Der Nationalismus wurde durch die eigenen heimischen Umstände hervorgerufen. Mit Leid sah der Chronist mit anderen Patrioten, wie der Hof der letzten Přemysliden, sowie der vornehmsten adeligen Geschlechter vom deutschen Element überschwemmt ist. Unter Přemysl II. errang sich das Bürgertum, welches damals überwiegend deutsch war, durch seine Steuerkraft immer neue Rechte und Privilegien und führte manche Adelige in finanzielle, manchmal empfindlich schmähliche Abhängigkeit. Der Widerstreit der beiden Nationalitäten spitzte sich zu, als sich nach dem Tode Přemysl II. die deutschen Städte mit dem verhafsten unersättlichen Landesverwalter Otto von Brandenburg verbanden und später den schwachen verschwenderischen König Heinrich

von Kärnten, unter dessen Regierung die Meifsner und andere deutsche Söldner so übel hausten wie die Brandenburger Scharen, unterstützten und als seine Gläubiger ihn politisch beeinflufsten. Dalimil erlebte noch die ersten Jahre des Königs Johann von Luxemburg (1310—1346), der von deutschen Ratgebern und Hofleuten umgeben war. Damals verfocht der böhmische Adel seine Interessen und Privilegien gegen den Ansturm der Fremde und setzte sich damit auch für die Rechte seines Volkes ein. Die nationalen Gegensätze werden nicht selten durch blutige Kämpfe ausgeglichen. Ähnliche Zustände stellte sich »Dalimil« in der ganzen böhmischen Vergangenheit vor, in die er seine leidenschaftliche Voreingenommenheit gegen die Deutschen überträgt. Gegen die Gefahr einer Fremdherrschaft erhebt bei ihm ihre Stimme schon die Fürstin Libuša.

Dalimils Reimchronik, welche bei der Beschreibung der gleichzeitigen bewegten Begebenheiten nachgeahmt wurde, war auch bei den späteren Lesern sehr beliebt; die vielen erhaltenen Handschriften legen davon das sprechendste Zeugnis ab. Sie wurde zweimal in die deutsche Sprache übersetzt und teilweise abgeändert, im 14. Jahrhundert in Versform, im 15. Jahrhundert in Prosa. Der deutsche Reimschmied machte daraus sogar »Die tiutsch Kronik von behemlant«. Die im Lande nicht sefshaften Deutschen hafst der deutsche Übersetzer gerade so wie der čechische Chronist; er nennt sie »Fremde«, während die heimischen Deutschen bei ihm »Tutschin« heifsen. Man sieht, dafs der Nationalismus dieser Zeit nicht so vorwiegend sprachlichen Charakter trug wie der moderne; er beruht mehr auf den sozialen Gegensätzen zwischen dem Adel und dem Bürgertum und auf der Landeszugehörigkeit.

Altčechischer Geist, alte Sitten und Gebräuche, nach denen sich Dalimils Chronik sehnt, ist uns in einem sehr wichtigen Rechtsdenkmal erhalten, in dem sogenannten »Rosenberger Buche«. Das alte heimische Recht wufste sich des Eindringens fremder Kulturströmungen am hartnäckigsten zu erwehren. Man gewährte den fremden Elementen ihre eigenen Rechte: die deutschen Stadtgerichte in den böhmischen Ländern übten die Gerechtigkeit nach dem »Schwabenspiegel« oder »Sachsenspiegel« oder dem »Magdeburger Rechte«, die Juden richteten nach ihrem jüdischen Recht. Für die neuen Institutionen, die es in den alten slawischen Ein-

richtungen nicht gab, wie für den Bergbau, für die um sich greifenden Feudalbräuche u. a. griff man zu den fertigen fremden Rechten. Das »Rosenberger Buch«, ein privates Handbuch des Gewohnheitsrechtes — nach einem unbekannten »Herrn von Rosenberg«, entweder dem Urheber oder bloſs Besitzer desselben benannt — rührt aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts her, seine Grundlage fällt aber noch in das 13. Jahrhundert. Trotzdem das »Rosenberger Buch« bloſs zur Hälfte erhalten ist, bietet es ein ziemlich klares Bild der altčechischen gesellschaftlichen Einrichtungen. Die Gesellschaft als solche hat wohl ihre mittelalterlichen Schranken, aber über allen Mitgliedern, selbst über dem Herrscher, steht das Recht. Der Mensch gewinnt seinen Wert erst in der Familie. Die Ehre wird für das höchste Gut des Menschen gehalten, wie schon Dalimil lehrte; die Entehrung ist die schwerste Strafe. Das Bodeneigentum bildet die festeste Grundlage dieser staatlichen Gesellschaft. Den tiefen Sinn für das Recht der alten Vorfahren bewunderten mit Recht die späteren geschulten čechischen humanistischen Rechtsgelehrten. Die scharfsinnige eigenartige Einrichtung der Landtafel wurde z. B. nach dem čechischen Muster in den benachbarten Ländern, in Brandenburg, in Österreich, Steyermark, Kärnten, Ungarn, Galizien nachgeahmt.

Leider bestand diese Heilighaltung des Rechtes mehr in der Theorie als im praktischen Leben. Unter den schwachen, verschwenderischen Nachfolgern der letzten Přemysliden wurde fast jeder von den mächtigen Adeligen und den wohlhabenden Bürgergeschlechtern sein eigener höchster Herr. Sie führten gegeneinander private Fehden um die Macht und die Güter. Die Schwächeren trugen die Last der Steuerpflichten, die Städte verfielen. Dennoch überschwemmten das Land unerhörte Neuerungen in Sitten und Lebensweise. Die gleichzeitigen Chronisten, Peter von Zittau († 1339), der berühmte Abt des reichen Königsaaler Klosters, ein Deutscher dem Ursprung nach, nach Kosmas der vortrefflichste unter allen lateinischen Geschichtsschreibern Böhmens, und Franz, Probst von Prag († 1362), der letzte Fortsetzer Kosmas', halten sich mit Entrüstung namentlich über die Änderungen in der Tracht auf, welche von dem Weltadel auch Geistliche annahmen. Man überholte sich im Erfinden neuer Moden; überall herrschte die gröſste Mannigfaltigkeit,

welche die Zerstreutheit des Gemütes widerspiegelte, bemerkt der weise Chronist. Der junge Königssohn Karl IV., der vom französischen Hofe kam, vollendet diesen Zuflufs fremder Mode, die von dem kaiserlichen Hofe in Prag umgewandelt wieder die Herrschaft im westlichen Europa gewinnt.

Die Veränderungen im inneren čechischen Leben waren dem Auge des zeitgenössischen Beobachters nicht so auffallend wie diese äufseren. Der Prozefs der ausgleichenden kosmopolitischen Kultur ging jetzt schneller vor sich. Karl IV. (1346—1378) führte die Ordnung in seinen Ländern ein, hob hoch den Wohlstand und die Kultur und legte damit eine festere Grundlage für die weitere Entwicklung der heimischen Litteratur. Für diese brachte er aber nicht so grofse Anregungen wie z. B. für die bildenden Künste. Für die Poesie zeigte er kein höheres Verständnis. Seine Residenzstadt Prag trachtete er durch den Glanz und die Bedeutung der Hauptstadt von Frankreich, wo er seine Jugend verlebt hatte, ähnlich zu machen. Nach dem Vorbilde des prachtvollen Sitzes der französischen Könige liefs er die verödete königliche Burg auf dem Hradschin umbauen, dabei einen neuen grofsartigen Dom im entwickelten gothischen Stil anlegen. Den Umfang seiner Residenzstadt erweiterte er um die Neustadt, erbaute zahlreiche neue Kirchen und Klöster. Die Stadtteile verband er durch die berühmte steinerne Brücke, ein Wunder der damaligen Welt. Für fremde Fürsten und hohe geistliche Würdenträger, mit denen er sich gern umgab, baute er kostbare Paläste. Aus der Fremde wurden ruhmbedeckte Künstler gerufen, damit sie ihm seine kühnen Pläne ausführten. Avignons bedeutungsvolle künstlerische Sendung brachte nirgends so schöne Früchte wie in Böhmen. Namentlich erglänzte sie in der beliebten Burg Karl IV., Karlstein, welche von Wäldern und Hügeln umgeben wie eine Verwirklichung der mittelalterlichen dichterischen Träume dasteht.

Wie in der bildenden Kunst hatte Karl IV. auch in den Kulturinstitutionen die strahlenden Vorbilder in Frankreich vor Augen. Seine Erbländer machte er durch die Erhöhung des Prager Bistums zum Erzbistum unabhängig. Im Jahre 1348 gründete er die Prager Universität, die erste in Mitteleuropa, und zog damit Tausende von Studenten in seine Residenzstadt. Sein reeller Geist neigte den Wissenschaften zu. Das Recht, in

dem er selbst bedeutende Werke, wie die »Maiestas Carolina«, die »Krönungsordnung des böhmischen Königs« und den »Ordo iudicii terrae« verfaſste, und die Geschichtsschreibung erfreuten sich seiner besonderen Pflege. Auf seine Anregung und mit seiner freigebigen Unterstützung versuchten der italienische viel gereiste Minorit Joh. Marignola und der heimische Abt Neplach mit wenig Erfolg Karls beliebte Idee, die Geschichte Böhmens im Rahmen der Weltgeschichte, zu verwirklichen. Besser gedieh die beschränktere Aufgabe einer heimischen Chronik dem Schulmeister Přibík Pulkava von Radenín († 1380), der sich der direkten Teilnahme Karls an seinem Werke rühmen konnte. Der König stellte ihm nicht nur verschiedene Quellen — darunter eine jetzt unbekannte Chronik von Brandenburg —, wichtige Urkunden aus dem Staatsarchiv, sondern auch seine lateinische Legende vom hl. Wenzel zur Verfügung. Ähnlich wurde Karls vortreffliche Autobiographie der lateinischen Chronik des Kanonikus an der Prager Domkirche Beneš Krabice von Weitmile († 1375), der sich besser in der Baukunst als im Bücherschreiben auskannte, einverleibt. Seine Autobiographie sowie die letzte Bearbeitung der Chronik Pulkavas lieſs Karl höchstwahrscheinlich von Pulkava selbst in die čechische Sprache frei übersetzen. Pulkavas Chronik wurde auch in die deutsche Sprache zweimal übertragen.

Durch die Gründung der Prager Universität erweiterte sich der wissenschaftliche Gesichtskreis. Am deutlichsten kann man diese Entwicklung an den vielen lateinisch-čechischen Wörterbüchern messen, welche in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts als Hilfsmittel des lateinischen Unterrichtes entstanden. Sie tragen die damals geläufigen Titel, wie Bohemarius, Nomenclator, Vocabularius, Dictionarius, Mammotrekt, Sequentionarius und andere. Eines, das »Preſsburger Wörterbuch«, umfaſst schon über 8000 čechische Ausdrücke, ein anderes sogar 12000. An der Vorlage des »Reigerner Wörterbuches« arbeiteten die vornehmsten Gelehrten ihrer Zeit: der Erzbischof Ernst von Pardubice, der Olmützer Bischof Johann von Vlašim, der Magister und gewesene Rektor der Pariser Universität, Albertus Ranconis ab Ericinio, der Chronist Neplach u. a. Diese schnelle Entwicklung der Wissenschaft zwang die Fachmänner neue Wortbildungen zu schaffen; man übernahm aber auch schon einige deutsche Aus-

drücke. An dem Hofe Karls keimen auch die ersten Anfänge des Humanismus.

Unter Karl IV., der die čechische Sprache, seine Muttersprache, sonst schätzte und ihre Kenntnis auch in der »Goldenen Bulle« den deutschen Kurfürsten empfahl, waren in Böhmen die Verhältnisse für die deutsche Sprache so günstig wie früher. In der kaiserlichen und königlichen Kanzlei der böhmischen Luxemburger wurde, wie bekannt, die Grundlage zu der neuhochdeutschen Schriftsprache gelegt. Die deutsche Sprache blieb in den Städten und namentlich in Prag die Amtssprache, als schon die Einwohnerschaft in ihrer Mehrzahl čechisch war. Noch lange unter Wenzel IV. werden Ratschlüsse, Zunftartikel, Verträge und ähnliche Kundgebungen, wenn sie auch von entschiedenen Čechen herrührten, lateinisch oder deutsch, selten čechisch eingetragen. Erst die hussitische Bewegung verursachte im öffentlichen Leben eine Umwälzung zugunsten der čechischen Sprache.

Infolge dieses Aufblühens der deutschen Sprache in Böhmen werden auch die Schöpfungen der deutschen weltlichen Litteratur zahlreicher in der čechischen Litteratur bearbeitet. Die čechische Litteratur greift nicht zu den stärksten älteren Produkten der deutschen Nationalpoesie, sondern wählt die ihr näheren Schöpfungen der im Verfall begriffenen Litteratur: die beiden »Rosengarten«, »Herzog Ernst«, »Stillfried« und ähnliche Dichtungen, deren Helden auch schon früher den Čechen bekannt waren. Während von dem »Grofsen Rosengarten« nur geringe unbedeutende Überbleibsel auf uns gekommen sind, ist die von der deutschen bedeutend abweichende čechische Bearbeitung des »Kleinen Rosengartens« vollständig erhalten. Treuer hielt sich an seine deutsche Vorlage, den »Herzog Ernst«, ein ebenfalls unbekannter čechischer Dichter, welcher nicht müde wird, über heldenmütige Kämpfe und phantastische Abenteuer fast in 6000 fliefsenden Versen zu erzählen. Während diese Dichtungen einen beschränkten Leserkreis fanden, drangen tief in das čechische Volk — wie auch z. B. in das dänische und schwedische — von den deutschen Sagen die Erzählungen von »Štilfríd und Bruncvík«, welche sich später durch Volksbücher — die »Chroniken« — verbreiteten. In der čechischen, ganz selbständig komponierten Bearbeitung spiegelt sich eine ganze Gruppe von germanischen

Sagen, und zwar »Heinrich der Löwe« (nach dem Gedicht von Wyssenheres), »Reinfried von Braunschweig« und »Herzog Ernst« ab. Der geänderte Geschmack der Zeit änderte die ältere versifizierte Erzählung des ersten Teiles der Sage von Stillfried und verband sie gegen 1400 mit dem »Bruncvík« zu einer phantastischen böhmischen Wappensage — mit heldenhaften Taten werden da neue Landeswappen errungen. Die Erzählung bekam eine aufrichtig patriotische Färbung. Aus der čechischen Bearbeitung ging dann wahrscheinlich im 16. Jahrhundert diese Erzählung zu den Russen und Magyaren über, ja sie kehrte aus der čechischen Bearbeitung zu den Deutschen, wenigstens in der Volksüberlieferung der böhmisch-mährischen und österreichischen Deutschen, zurück.

Durch die deutsche Vermittlung gerieten in die čechische Litteratur auch einige beliebte Stoffe der Artussage. Die längste altčechische Dichtung (fast 9000 Verse), der typische mittelalterliche Roman der unglücklichen Liebe »Tristram und Isolda«, wiederholt nach drei deutschen Dichtern, Eilhard von Oberge, Gottfried von Strafsburg und dem in Böhmen dichtenden Heinrich von Freiberg, die abgeschmacktesten Abenteuer, ohne daraus ein wirklich dichterisches Werk zu schaffen. Ähnlich gelang es einem gleichfalls unbekannten Dichter nicht, dem Verwandten »Tristrams«, »Tandariuš und Floribella«, eine wärmere Aufnahme zu gewinnen, trotzdem er das gleichnamige langweilige, von Minnen, Kämpfen, Turnieren und Abenteuern strotzende romantische Gedicht des österreichischen Dichters Pleier auf ein Zehntel abgekürzt hatte.

Der Einflufs der deutschen Poesie macht sich auch in der čechischen weltlichen Lyrik geltend, aber die bedeutende Musikbegabung des čechischen Volkes bewährt sich schon in der alten Zeit und erreicht bald unter den Einflüssen der lateinischen geistlichen Lieder, des liturgischen Gesanges, der Instrumentalmusik, des deutschen künstlichen Liedes, der Vagantenpoesie und des Volksliedes eine hervorragende Selbständigkeit und Vollkommenheit. Die weltliche Lyrik hält mit der Entwicklung der übrigen Poesie gleichen Schritt und blüht ziemlich spät, im 14. Jahrhundert, auf. Der čechischen Litteratur schenkte die Vagantenpoesie neben den makaronischen Liedern über die studentische sorgenlose Not, über die bacchantischen Genüsse,

die sinnliche Liebe, über die heillosen Zustände in der Kirche und andere beliebte Motive, auch Leiche, eine in der altčechischen Litteratur seltene Form, wie das exotisch schmachtende »Záviš-lied«. Sein Verfasser Záviš war ein Student, später Magister und Professor der Prager Universität, ein ausgezeichneter Komponist. Das einfachere künstliche Lied nimmt die west-europäische dreiteilige Strophe an. Diese Form wird dann das bezeichnendste Gebilde der čechischen Lyrik: das reich ent-wickelte geistliche Lied behält sie in dem Reformationszeitalter fast ausschliefslich, das weltliche Lied hat sie in einigen Fällen bis auf den heutigen Tag bewahrt. In das Volk drang sie durch die Vermittlung der armen čechischen Schüler, welche wieder erfrischende Elemente der Volkspoesie übernehmen. Das eigentliche Volkslied findet auch in dieser Zeit bei den Gebildeten kein Verständnis. An den lebhaften Volkston erinnert das aus-drucksvolle epische »Lied von dem Sternberger«, welches uns in seinem düsteren Inhalt den grausamen Klassenhafs zwischen den Adeligen und den Bürgern plastisch vorführt.

Besonders charakteristisch spiegelt sich das gleichzeitige Leben in den verschiedenen Schöpfungen der Tendenzpoesie. Sie entstehen auch unter den Einwirkungen von fremden Litteraturen, namentlich der lateinischen, sie tragen den europäischen Charakter der moralistischen Prediger: sie strafen mit der Satire, belehren mit der Allegorie, wollen die Menschen mit Fabeln, Vergleichungen und Beispielen aus dem Leben bessern. Und eben diese Bei-spiele und viele Lebensbegebenheiten zeichnen unwillkürlich den kulturhistorischen Hintergrund ihrer Zeit. Sie enthüllen uns namentlich das Alltagsleben, welches man im Mittelalter nur selten künstlerisch auszunützen wufste. An ihrer reichen Zahl kann man den Geschmack der alten Čechen messen, aber sie verkünden auch die Sehnsucht nach der Besserung des sittlichen und religiösen Lebens.

Ein umfassendes Bild des gleichzeitigen Lebens aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts bietet uns eine umfangreiche (gegen 1200 Verse) satirische Erklärung der »Zehn Gebote Gottes«. Die Beispiele der Sünden, womit man gegen die einzelnen Gebote verstöfst, schöpfte der unbekannte Dichter aus dem ausgiebigen Quell für die mittelalterlichen Prediger, den »Gesta Romanorum« — in Böhmen war diese Sammlung von

Erzählungen und Anekdoten verbreitet und auch čechisch bearbeitet —, öfters aber griff er in das wirkliche Leben. Er verschont keinen Stand; hie und da klingen seine Anklagen gegen den üppig werdenden geistlichen Stand wie eine Ankündigung der künftigen Reformbewegung. Der Verfasser kennt auch die Fehler vieler Handwerker. Diesen widmet er noch seine besondere Aufmerksamkeit. In den kurzen »Satiren über die Handwerker« stellt er ebenso drastisch als rücksichtslos und grob im fliefsenden Verse die Sünden, Schwächen, Kniffe und Betrügereien von sieben Gewerbsleuten (dem Schuster, dem Schöppen, dem Schmiede, dem Bräuer, dem Barbier, dem Metzger und dem Bäcker) auf den Pranger. In einigen anderen Produkten dieser Art verschwindet die Satire und die Handlung in der augenfälligen religiösen Tendenz.

Durch eine für das Mittelalter seltene Originalität, durch reichen kulturhistorischen Inhalt und bedeutenden dichterischen Wert ragt die Satire »Der Rofswart und der Schüler« hervor. Der Verfasser holte den Stoff aus dem Durchschnittsleben. Ein herrschaftlicher Stallknecht und ein armer Schüler kommen im Wirtshaus zusammen, erheben ein an Selbstironie, Humor und Witz reiches Wortscharmützel um den Vorrang ihres Standes. Endlich soll der Streit mit der Faust entschieden werden; da verläfst der Dichter den Schauplatz. Schwere Lebenskümmernisse, mafslose Hoffnungen in die Zukunft, die zwei eigenartigen Gestalten des Reitknechts und des Schülers zeichnet hier ein unbekannter Vagant, der die Schattenseiten des studentischen Lebens selbst erlebt haben mufs, mit genauer Detailmalerei. Die Satire ist im letzten Viertel des 14. Jahrhunderts verfafst worden. In der neueren Zeit wurde sie auch ins Deutsche übertragen (von J. Wenzig, 1855).

Die alten Čechen liebten wie andere Völker im Mittelalter die Fabel. Schon die ältesten čechischen Dichter, die Legendisten, der Dichter der Alexandreïs, Dalimil, beleuchteten damit gerne verschiedene Lebensverhältnisse. Ungefähr ein halbes Jahrhundert nach der deutschen Bearbeitung Ulrich Boners im »Edelstein« erscheint im čechischen Vers der »Esop«, eine Sammlung von äsopischen Fabeln nach der bekannten lateinischen Bearbeitung des Anonymus (des Engländers Walther). Der unbekannte Verfasser schickte den Fabeln einen allegorischen Kampf zwischen

den Tugenden und den Lastern voraus. Seine nationale Gesinnung bewährt er durch seinen Widerwillen zu den Deutschen, in denen er die Bedrücker der čechischen Bevölkerung sieht. In der späteren Zeit wuchs noch bei den Čechen die Vorliebe für die Fabel.

Um das Jahr 1330 wurde zum ersten Male — es gibt noch zwei andere Bearbeitungen desselben Vorwurfes — čechisch der »Streit der Seele mit dem Leibe«, verhältnismäſsig selbständig und glücklich in lebhafter Darstellung und klangvollen Versen bearbeitet. Der čechische Dichter milderte gegenüber seiner lateinischen Vorlage und ähnlichen Dichtungen der westlichen Litteraturen mit einem feineren Gefühl und menschlicherer Auffassung den schroffen Dualismus der christlichen Anthropologie zwischen der unsterblichen Seele und dem sündhaften Körper, den alle Nachahmungen der »Visio Philiberti« beibehielten. Ziemlich selbständig und gewandt bearbeitete ein unbekannter Verfasser — wohl ein Vagant — aus einer lateinischen Vorlage den beliebten mittelalterlichen Gegenstand, den »Streit des Wassers mit dem Weine«. Die mittelalterliche kosmologische und andere Gelehrsamkeit der geschmacklosen Allegorie, den »Anticlaudianus« Alans von Rysell, hat ein čechischer unbekannter Reimschmied — ungefähr hundert Jahre nach der deutschen Bearbeitung Heinrichs von Neuenstadt — zur völligen Ungenieſsbarkeit erweitert.

Das satirische Element ist es hauptsächlich, was uns die dramatischen Oster- und Passionsspiele zu wichtigeren Litteraturdenkmälern macht. Zu Anfang des 14. Jahrhunderts werden in Böhmen die älteren lateinischen Osterfeste makaronisch, lateinisch und čechisch vorgetragen. Čechisch wird die aufgeführte Handlung verdolmetscht. Dies ist der Fall in dem sogenannten »Spiel der drei Marien« und dem »Grabe Gottes«. Man ging aber weiter und übertrug in die čechische Sprache auch lateinische Texte, welche zum Singen bestimmt waren. So dringt das čechische geistliche Lied in die Kirche ein. Die wandernden Schüler, welche bald zur Aufführung dieser Spiele hinzugenommen wurden und sich die Gunst der Volksmassen erwerben wollten, wuſsten in dieselben nebst ihrem gröblichen Humor auch die Gesinnung und die Sitten ihrer Zeit zu bringen. In einem der ältesten čechischen Denkmäler, dem »Quacksalber«,

zeichnet uns der Verfasser in einer groben Parodie dieses marktschreierischen mittelalterlichen Geschäfts plastisch ein Gassenbild, wie sich die Zuhörer mit unflätigen Witzen des Quacksalbers und mit dem ungeschlachten Zank seiner Gehilfen unterhalten. Das čechische Fragment weist ähnliche Stellen auf wie zwei deutsche Spiele, ist aber älter. Von den späteren Osterspielen ragt das zwischen 1360—1380 verfaſste Spiel »Über die Auferstehung Christi und seine Verherrlichung« vor ähnlichen, nach einer üblichen Schablone ausgearbeiteten fremden Spielen an Originalität der Komposition, durch seinen höheren ästhetischen Wert und durch die Charakteristik der Personen hervor. Dem čechischen Verfasser fehlt es auch nicht an Humor und an Satire, die er namentlich in der Grabszene und den Höllenszenen, bei der Darstellung der Sünden der Handwerker bewährt. Die Zahl der čechischen dramatischen Spiele (gegen zehn) ist gegenüber der groſsen Anzahl bei anderen Völkern, hauptsächlich bei den Deutschen, eine geringe. Sie wurden, als ihre Verweltlichung immer zunahm, von der strengen Reformationsbewegung unterdrückt. Ihre Wiederbelebung in der späteren Zeit blieb hinter der Entwicklung dieser Dichtungsgattung in anderen Litteraturen weit zurück. Musikalisch durch eine kunstvolle Form übertreffen die mehr lyrischen »Plancten oder Klagen der hl. Jungfrau Maria« die Osterspiele. Sie unterlagen demselben Prozeſs der Nationalisierung wie die Mysterien.

Durch ihre Zahl und ihre Bedeutung nehmen in dem Zeitabschnitt Karl IV. einen hervorragenden Platz die versifizierten Legenden ein. Das fromme, gern religiös grübelnde, hingebungsvolle čechische Gemüt vertiefte sich in der »Anselmuslegende«, einem Dialog der Jungfrau Maria mit dem Canterburyer Erzbischof, dem hl. Anselmus, in die Leiden Christi. Der religiöse Asketismus begeisterte sich an den unsäglichen Martern für den christlichen Glauben in den Legenden »von der hl. Katharina«, »der hl. Dorothea«, »der hl. Margarethe«, »dem hl. Georg«, »von den zehntausend Rittern«, die sich alle für den christlichen Glauben willig zu Tode quälen lassen und viele Tausende zu demselben Ideal hinreiſsen; man entzückte sich an der Überfülle der Wunder, womit die apokryphen Evangelien »die Jugend Christi« gegenüber den kanonischen Evangelien ergänzt hatten, man las mit aufrichtiger Gläubigkeit die mit Wunderdetails der mittel-

alterlichen Tradition ausgeschmückte »Himmelfahrt Mariens« und ähnliche fromme Vorwürfe. Ein unbekannter Verfasser brachte in der Legende von dem beliebten heimischen Heiligen, »dem hl. Prokop« († 1053), dem ersten Abt des Sázavaklosters, den Antagonismus zwischen dem lateinischen und slawischen Ritus, sowie die Abneigung gegen die Deutschen zum Ausdruck.

Litterarisch ist die »Legende von der hl. Katharina« die wichtigste und schönste. Die aufserordentliche Vorliebe des Kaisers Karl IV. für diese Heilige und ihre grofse von ihm angeordnete Verehrung — in Böhmen waren ihr gegen 60 Kirchen und Kapellen geweiht — erklärt uns, dafs das legendenhafte Leben der hl. Katharina um die Mitte des 14. Jahrhunderts zweimal zum Gegenstande eines Gedichtes gewählt wurde. Die umfangreichste (über 3500 Verse) der altčechischen Legenden, die sogenannte »Stockholmer Sankt-Katharina-Legende« äufsert die Stimmung und den Geschmack des 14. Jahrhunderts. In einer Zeit, wann 1349 ein Haufen von deutschen Flagellanten mit Geifseln ihre Körper auch in den Prager Gassen zerfleischte und viele Anhänger nach sich zog, ist eine Vorliebe an der drastischen Schilderung der durch das Geifseln entstandenen Wunden der heiligen Märtyrerin begreiflich. Die schöne, gelehrte Jungfrau gefällt sich in weitschweifigen dogmatischen Erläuterungen, womit sie ihre heidnischen philosophischen Widersacher besiegt, wie mittelalterliche Magister. Der Verfasser weifs ebenso wenig wie sein Zeitalter eine strenge Grenze zwischen der ganz weltlichen Liebe und der religiösen Hingebung der hl. Katharina zu ziehen. Die Jungfrau entflammt zu Christus in einer glühenden Liebe, weil sie den Zaubertrank der Isolde getrunken hat und im Traume ihrem Tristan-Christus verlobt wurde. Die mittelalterliche Atmosphäre spürt man, wenn die verschiedene Färbung des wundgemarterten jungfräulichen Körpers im Sinne der Liebessymbolik erläutert wird, wenn aus dem Nacken der geköpften Jungfrau statt des Blutes zum Zeichen der unbefleckten Unschuld Milch, aus ihrem Grabe heilendes Öl quillt u. a. Das ähnliche legendarische »Leben der hl. Dorothea« wurde in der čechischen Litteratur in einer Legende (der Lemberger), in einem künstlichen Liede mit dreigliederiger Strophe und später in mehreren geistlichen Liedern bearbeitet. Die čechische Legende wurde auch in die polnische Litteratur über-

nommen. Das Leiden der hl. Dorothea ging in die čechische Volkspoesie über; es wurde auch dramatisiert.

Bald wurde — vielleicht auf Anregung Karl IV. — die Hauptquelle dieser versifizierten Legenden, die »Legenda aurea« des Jacobus de Voragine, in čechisches Gewand gekleidet. Dieses »Passional« gehört wegen seines ausgezeichneten Prosastiles, wegen seiner musterhaften Sprache und genauen Orthographie zu den wichtigsten Denkmälern der čechischen Sprache. Scharfsinnig wufste der čechische Bearbeiter die lateinische Quelle dem čechischen Leser anzupassen, indem er unbekannte fremde Heilige durch heimische ersetzte und viele von den geschmacklos gehäuften Wundern ausliefs. In diesen Abänderungen nimmt man den Geist des weisen »Vaters des Vaterlandes«, Karl IV., und seines ersten Ratgebers, Ernst von Pardubice, wahr. Karl IV. gab auch den Anstofs zu »Dem Leben Jesu Christi«, einer freien čechischen Bearbeitung der »Meditationes vitae Christi« vom hl. Bonaventura; sie zeichnet sich durch ähnliche sprachliche und stilistische Vorzüge wie das »Passional« aus. Um die Hälfte des 14. Jahrhunderts entstand eine versifizierte, gegen das Ende desselben Jahrhunderts eine prosaische Bearbeitung der beliebten lateinischen Klosterlektüre, der »Lebensbeschreibungen der hl. Väter«, ein Sammelbuch über die orientalischen, namentlich ägyptischen Einsiedler, ein wichtiges Sprachdenkmal.

Diese religiöse, gröfstenteils asketische Litteratur entsprang aus der damaligen Stimmung und den Bestrebungen des frommen Kaisers. Keine Stadt der Welt, nicht einmal Rom, konnte sich einer so grofsen Menge heiliger Reliquien, welche der Kaiser mit allen Mitteln erwarb, rühmen wie Prag. Der kritische Kaiser liefs sich in der Regel die Echtheit der erworbenen Heiligtümer, wie der Blutstropfen Christi, der Windeln des Jesukindleins, der Milch der hl. Jungfrau, unzähliger Köpfe, Hände von Heiligen, autoritativ bestätigen. Die vornehmste Juwelierkunst der Welt verfertigte für diese kostbaren Schätze ihrer würdige Schränke. Der Papst bewilligte gern zur Verehrung dieser Reliquien besondere Festtage und Ablässe. Gegen das Ende des 14. Jahrhunderts gab es eine Fülle von Feiertagen (nebst den Sonntagen 45 Feiertage und 6 Halbfesttage), Prag wurde von unübersehbaren Scharen heimischer und fremder Pilger überschwemmt, wie die Čechen wieder die entlegensten

Pilgerstädte, wie Aachen, Rom, Jerusalem u. a., fleifsig aufsuchten. Diese Umstände entzündeten wohl das fromme Gemüt der schlichten Gläubigen, förderten die religiöse Litteratur, aber erweckten bald auch den Widerstand der denkenden Reformatoren gegen die leere Pracht des kirchlichen Lebens.

Der alte Kampf um die Regierung zwischen den Päpsten und den weltlichen Herrschern und die immer mehr überhandnehmende wissenschaftliche Bekämpfung der Theokratie liefs den treuesten Sohn der Kirche, Kaiser Karl IV., unberührt. Unter ihm erreichte die äufsere Macht des geistlichen Standes in Böhmen, dem »christlichsten Lande«, wie man es gern lobte, ihren Höhepunkt. Vor der Reformbewegung gibt es in Prag 5 Kollegiatkirchen, 44 Pfarrkirchen, 27 kleinere Kirchen oder Kapellen; Prag und seine Umgebung wies 17 Männer- und 7 Frauenklöster auf. Durch reiche, fromme Stiftungen wuchs der Stand der Geistlichen zu einer staunenswerten Zahl (gegen 1200) an, so dafs in Prag wohl auf nicht einmal 100 Einwohner ein Geistlicher entfiel. Dieser mächtige Stand stützte sich auf ungeheuere Güter und Einkünfte und unantastbare Privilegien. So wurde Prag zum Mittelpunkte eines kirchlichen Lebens, dessen Pracht und Macht wohl sonst nirgends überholt wurde. Aber nirgends waren wohl auch die damals schon laut werdenden Klagen über die Sittenverderbnis des geistlichen Standes so berechtigt wie in der Residenzstadt des »Pfaffenkaisers«. Die Berichte der Visitationen des Archidiakonus von den Jahren 1378 und 1380 haben den Nachkommen ein unglaublich düsteres Bild grober Nachlässigkeit in der Kirchenverwaltung, schamloser Simonie, tiefen sittlichen Verfalles der Geistlichen hinterlassen. Die päpstlichen Höfe gingen freilich mit ihrem Beispiele voran. Den Geistlichen folgten dann willig die Weltlichen. So wurde Prag, welches Karl IV. als die Residenzstadt des deutschen Kaisers zu einem der ersten europäischen Städte emporgehoben hatte, zu einem sittenlosen Babylon.

Mit Besorgnis sah der Kaiser und der musterhafte Erzbischof Ernst von Pardubice diese Gefahr, und beide suchten einen Weg zur Besserung. Von Wien wurde ein berühmter Prediger, der Augustinianer Konrad von Waldhûs 1358 nach Prag berufen. Seine Predigerkunst, sein reiner religiöser Eifer erzielten unter den reichen Prager Bürgern, unter den Studenten, für die

er seine Predigten zu einer weit verbreiteten lateinischen »Postilla« gesammelt hatte, wahre Wunder. Die »Postille« Waldhausers wurde später auch ins Čechische übersetzt. Aber bei den Geistlichen erfreute sich seine Wirksamkeit keines Verständnisses. Die Bettelmönche, deren Sünden er rücksichtslos enthüllte und denen er sowohl Zuhörer als auch die Gunst der freigebigen Unterstützer abwendig machte, fingen an, ihn durch Anklagen und Verleumdungen zu verfolgen. Glänzend wuſste er sich mündlich und schriftlich dieser Anschwärzungen zu erwehren; aber bald (1369) starb er.

In seinen letzten fünf Jahren bekam Waldhauser in dem Mähren Jan Milíč aus Kremsier einen erfolgreichen Gehilfen. Milíč wirkte auf die breiteren Prager Volksschichten ein, weil er zu ihnen in ihrer Muttersprache redete. Er predigte jeden Tag, an Sonn- und Feiertagen zwei- bis viermal. Seine Zuhörer wuchsen zu unübersehbaren Scharen, auf die sowohl seine feurigen Worte als auch sein aufopferndes, asketisches Leben — er hatte ein hohes Amt niedergelegt — einen tiefen Eindruck machten. Um auch den Prager Deutschen predigen zu können, lernte er deutsch. Den Studierenden hielt er lateinische Predigten, die fleiſsig abgeschrieben wurden und die Milíč in zwei Postillen gesammelt hat. Viele von seinen Zuhörern wurden zu einem gottgefälligen Leben bewogen. Den gröſsten Erfolg konnte er verzeichnen, als er auch feile Dirnen massenhaft (über 300) zu einem ordentlichen Leben bekehrt hatte; aus den Beiträgen von Wohltätern gründete er für sie ein Heim. Ebenso stiftete er für die Studenten eine Anstalt. Wie Waldhauser entging auch Milíč den Verfolgungen der Geistlichen nicht. In dem Kaiser und Erzbischof, namentlich aber in der gröſsten fortschrittlichen theologischen Autorität des damaligen Böhmens, dem Absolventen der Oxforder und Pariser Universität, wo er 1355 zum Rektor gewählt worden war, dem Prager Scholastikus Vojtěch Raňkův (Adalbertus Ranconis ab Ericinio), fand er jedoch mächtige Beschützer. In seinem Glauben an die baldige Ankunft des Antichrist sieht man den mystischen Zug seiner Zeit. Bei dem Papste wiederholt der Ketzerei angeklagt, begab sich Milíč nach Avignon, wo er 1374 starb. Nach dem Tode Milíčs brach sein Werk in Prag zusammen; der Papst Gregor XI. lieſs sich für die Ansicht seiner Unrechtgläubigkeit gewinnen. Die Geistlichen

in Prag, zu deren unsittlichem Leben seine apostolische Lebensweise so kontrastierte, trachteten selbst seinen Namen vergessen zu machen.

Milíč verbreitete seine Reformbestrebungen durch das mächtigste Mittel der damaligen Zeit, das lebendige Wort. Litterarisch hat den Geist jener charakteristischen čechischen grübelnden Spekulation und einer ernsthaften religiösen und sittlichen Wiedergeburt für die ferne Zukunft der Edelmann aus Südböhmen, Tomáš (Thomas) von Štítné, kurz Štítný (1331 bis 1401), erhalten. Er verweilte oft in Prag, wo er an der artistischen Fakultät studiert hatte. Milíčs, seines »geistigen Vaters«, »Feuerworten«, denen er mit verständnisinnigen Vorsätzen zugehört hatte, schreibt er auch das Entstehen seiner Bücher zu. Durch den Geist und das Ziel ihrer Bestrebungen stehen einander die beiden Männer sehr nahe: sie trachten ihr Leben mit ihrem Gewissen, mit den Gesetzen Gottes in Einklang zu bringen. Doch greift Štítný in seinem Denken tiefer, litterarisch schlägt er einen neuen Weg ein.

Die Fürsorge für das geistige Leben seiner Kinder, denen die Mutter bald gestorben war, gab ihm die äuſsere Anregung zur Verfassung seiner Schriften. Aber bald empfand er ein mächtiges inneres Bedürfnis Bücher zu schreiben, wodurch er sich selbst vervollkommnete, wie er gesteht. Die letzten dreiſsig Jahre seines Lebens sind dieser Tätigkeit gewidmet. In seiner Muttersprache bearbeitete er frei lateinische religiös erbauliche Schriften des hl. Augustin, des hl. Bonaventura, des Hugo a St. Victore, Richard a St. Victore, des hl. Bernard, Gregorius, des Augsburger David des Barfüſslers u. a. Von den gröſseren bearbeiteten Schriften seien »Von der Vorbereitung des Herzens« und »Von dem Schiffe Noahs« von Hugo a St. Victore, »Der Stachel des Gewissens« von Bonaventura, »Von dem Zustande des inneren Menschen« von Richard a St. Victore, »Die Büchlein über das Schachspiel« von Jakob de Cessolis, »Die Visionen der hl. Brigitta« neben vielen anderen erwähnt. An diesen Auktoritäten wächst seine Neigung zum Mystizismus, obzwar er in den philosophischen Anschauungen ein Eklektiker war. Štítný hatte einige Versuche, — namentlich die Bearbeitung der umfangreichen Sammlung von Traktaten, »Das Paradies der Seele« (um 1350)

von Albertus Magnus — auch philosophisch religiöse Fragen in čechischer Sprache zu behandeln, vorgefunden.

Er lebt in demselben Gedankenkreise, den er in den lateinischen religiös erbaulichen und philosophischen Schriften seiner und der früheren Zeiten kennen gelernt hat. Er entlehnt von ihnen gröfstenteils auch die Themata und die Schemata, wenn er in seinen selbständig verfafsten Aufsätzen seine Gedanken z. B. »Über die sieben Sakramente«, »Über die sieben Gaben des hl. Geistes«, »Über die acht Glückseligkeiten«, »Über die zwölf Ratschläge«, »Über die Tugenden«, »Über die Kardinaltugenden«, »Über die Versuchung des Teufels«, »Über die Sünden«, »Über die drei Stände jener Welt« (d. h. die Hölle, das Fegefeuer, den Himmel) u. a. aufzeichnet. Aber nicht selten weifs sich Štítný von der herkömmlichen scholastischen und mystischen Konstruktion der mittelalterlichen Traktate freizumachen und seine tiefe Lebensweisheit an allgemein menschlichen, mehr reellen Gegenständen zu bewähren, wie in den Aufsätzen »Von den drei Ständen, dem Jungfrauen-, dem Ehe- und dem Witwenstand«, oder in der köstlichen Abhandlung »Von dem Hausherrn, der Hausfrau und dem Gesinde«. Alle diese und ähnliche Traktate fafste Štítný in Sammelbücher zusammen. Der älteste (aus dem Jahre 1376) uns erhaltene Kodex sind die »Sechs Büchlein über allgemeine christliche Dinge«. Sowohl die aus dem Lateinischen bearbeiteten, als die originellen Traktate in diesem Sammelbuche vervollkommnete er bei der Abschrift und ergänzte sie mit neuen Aufsätzen, so dafs die letzte Umarbeitung dieses Kodexes, welcher dann den veränderten Titel »Bücher der christlichen Lehre« führt, schon fünfzehn »Büchlein« oder Traktate enthält.

Aber Štítný wagte sich an »geheimere Sachen«, an metaphysische Probleme der christlichen Philosophie, an die Fragen, was Gott ist, wie man ihn erkennen kann, über seine Eigenschaften, über die Einigkeit Gottes, über die Fleischwerdung des Gottessohnes, über die Engel, über das Verhältnis des Menschen zu Gott und ähnliche Fragen. Darüber schrieb er in seinen »Vertraulichen Gesprächen« (»Řeči besední«, entstanden in den siebziger Jahren, neu bearbeitet 1385). Die philosophische Grundanschauung übernimmt Štítný aus der scholastischen Philosophie. Der Glaube bildet für ihn die Grundlage aller Erkenntnis; durch das Philosophieren will er die offenbarte Religion erläutern. Von den

Philosophen lernte er die Form und die Methode der Erläuterungen: er liebt genaue Einteilungen, durch logische Vorgänge erschöpfte er die Frage, höhere religiöse Begriffe und Vorstellungen überträgt er auf die Verhältnisse der Natur und des reellen Lebens, er benutzt die christliche Symbolik u. ä. Die schwierigsten Probleme weiſs er dem schlichten Leser plastisch zu veranschaulichen. Die Vergleichung, und zwar in der Regel eine erschöpfende, tief greifende poetische Vergleichung, das poetische Bild sind das wirksamste Mittel der Erläuterungen und des Stiles Štítnýs. »Die Welt ist«, erklärt er sinnreich, »wie ein Buch, das von der Hand Gottes, ich meine von der Macht und Weisheit Gottes, geschrieben ist; ein jegliches Geschöpf ist wie ein Wort in diesem Buch, das Gottes Macht und Weisheit zeigen soll. Da kommt denn, wie es zu geschehen pflegt, der eine, sieht das Buch, blickt hinein, doch was ein jedes der geschriebenen Worte bedeute, weiſs er nicht; ein zweiter kommt und lobt das Äuſsere des Buches, wie prächtig es eingebunden, und ein dritter preist die gute Schrift: der geistige Mensch allein versteht den Sinn, der in den Worten waltet.« Ein anderes Mal bezeichnet Štítný den Gegenstand durch einen passenden Spruch, ein Sprichwort. Immer tritt jeder Gedanke klar vor die Seele des Lesers. Überall bewundert man den Meister seiner Sprache. In den kleineren Traktaten ist sein Vorgang mehr philosophisch, in den »Vertraulichen Gesprächen« wählte er einen flieſsenden Dialog, indem er die Fragen seiner Kinder über verschiedene Glaubensartikel beantwortet. In seinen umfangreichen »Sonn- und Feiertagsreden«, die er nach der Art der lateinischen Postillen 1392 beendet hatte, schrieb er mehr im Rednerstil. Die seltene stilistische Gewandtheit Štítnýs flieſst ungezwungen aus der Natur des behandelten Gegenstandes.

Diese litterarische Tätigkeit Štítnýs stieſs auf den Widerstand der Magister der Prager Hochschule. Man warf ihm vor, daſs er als Laie über Gegenstände schreibe, über welche nur ein Meister der freien Künste schreiben dürfe. Diese Vorwürfe wies er ebenso geistreich und entschieden zurück wie die Rüge, daſs er über gelehrte Sachen čechisch schreibe und dadurch die Wissenschaft profaniere. Gegen diese Angriffe fand Štítný wie Milíč in dem vortrefflichen Scholastikus Vojtěch Raňkův, der nur lateinisch schrieb, aber alle Reformbestrebungen förderte, einen

mächtigen Schutz. Zu ihm nahm Štítný hingebungsvoll in gelehrten Zweifeln Zuflucht.

Trotz seiner Autoritätsverehrung ist Štítný für das ganze Mittelalter eine seltene, erhabene Erscheinung. Er ist menschlicher und christlicher als alle seine Vorgänger und Zeitgenossen. An der gesellschaftlichen Weltordnung wagt er nicht zu rütteln, seine individuelle Meinung unterordnet er willig der höheren Autorität, und doch ist er durch viele Gedanken ein Sohn der neueren Zeit. Er spricht den Grundsatz aus, dafs die Gemeinde nicht für die Herren, sondern die Herren für die Gemeinde da sind, dafs sie also auch ihre Pflichten zu dem Leibeigenen haben, in ihm niemals die menschliche Würde vergessen sollen. »Ist das Gut des Herrn, ist der Leibeigene Gottes,« sagt er. Die sittliche Verantwortung vor dem eigenen Gewissen und vor Gott stellt Štítný als ein hohes Gebot auf.

In seiner Lebenspraxis wird Štítný durch die Folgen des Mystizismus bestimmt: die ausschliefsliche Berücksichtigung des Jenseits schlägt in ihm das tatkräftige Bestreben nach der Hebung des materiellen Lebens tot. Immer mehr lebte er in frommer Entlegenheit von der Welt. Asketisch ist er aber durchaus nicht. Nüchterne Mäfsigkeit gilt nicht nur im Geniefsen der Güter, sondern auch in der Frömmigkeit, in dem Fasten. Bei der Richtung der schriftstellerischen Tätigkeit Štítnýs ist es begreiflich, dafs er ein reichliches Material für die Kulturgeschichte seiner Zeit hinterlassen hat.

Štítnýs Schriften wurden in seiner Zeit und im nächsten Jahrhundert fleifsig gelesen. Von seinen Schriften sind sieben Sammelbücher bekannt — auf andere verloren gegangene sieben Codices läfst sich schliefsen. Aber dann wurde er vergessen. Die fachwissenschaftliche Forschung, namentlich des 19. Jahrhunderts, gab ihn der čechischen Litteratur wieder. Geschichtsschreiber, Kultur- und Litterarhistoriker, Philologen und Philosophen erläuterten das Leben und die Tätigkeit Štítnýs. Eine deutsche Abhandlung (»Studien über Ritter Thomas von Štítné«, 1856) rührt von J. Wenzig her.

Gleichzeitig mit dem čechischen Ritter Štítný betritt das litterarische Gebiet das Mitglied eines čechischen bedeutenden und reichen Magnatengeschlechts, Smil Flaška von Pardubice, ein Brudersohn des Erzbischofs Ernst von Pardubice. Mit Štítný

und Flaška bekommt die bisherige fast anonyme čechische Litteratur ihre ersten bedeutenderen Namen. Den litterarischen Ruf Smil Flaškas hat sein »Neuer Rat« (1394) begründet. Dieses Werk behandelt ein ähnliches Motiv, wie die deutschen »Vogelsprachen«. Möglich, dafs Smil die äufsere Komposition zu seiner Dichtung dem englischen Dichter Geofrey Chaucer zu verdanken hat. Dieser feierte um das Jahr 1381 mit seiner Allegorie »The Parlament of Briddes or The Assembly of Foules« die Vermählung der Tochter Karl IV., der bekannten englischen »guten Königin Anna« mit dem König Richard II. Die zahlreichen Berührungen zwischen England und Böhmen im letzten Viertel des 14. Jahrhunderts haben die Čechen auch mit dem Gedicht Chaucers bekannt machen können. Die aus besonderen heimischen Verhältnissen entstandene, durch die starke Individualität des Dichters charakteristische Dichtung findet in den anderen Litteraturen nicht ihresgleichen. Der junge König Löwe, lautet die Fabel der Dichtung, ruft bei seinem Regierungsantritt alle vierfüfsigen Tiere und durch den Adler alle Vögel zusammen, damit sie ihm für seine zukünftige Regierung ihre Ratschläge erteilen. Dieser äufsere Rahmen drückt die Reichsverfassung der Sanctwenzelskrone deutlich aus: unter dem Adler ist der Markgraf von Mähren, der im Vasallenverhältnis zum böhmischen Könige stand, zu verstehen. Abwechselnd bringen die Tiere, immer ein Vierfüfsler nach einem Vogel, ihre Ratschläge vor, die den durch die mittelalterlichen Physiologen den Tieren zugedachten Eigenschaften entsprechen.

Das Ideal eines vollkommenen Herrschers und Staates, wie es Smil vorschwebte, leuchtet aus der ganzen Dichtung und seiner Tendenz klar hervor. Das Interesse um das Staatsganze, obzwar es nicht so entschieden wie bei Dalimil hervortritt, verliert Smil Flaška nie aus den Augen. Gegen die Verwaltung des Landes, gegen die Ausübung der Gerechtigkeit, gegen die Verteilung der Ämter bringt der Angehörige des Herrenstandes, den der König Wenzel gerne übersah, manches satirische Wort vor. Die gegen die Fremden voreingenommene Gesinnung verrät auch Smil. Das religiöse Leben steht in dem Werke des frommen Herrn im Vordergrunde. Es geht nicht so tief in das Innere wie bei Štítný, aber trotzdem strahlt auch bei Smil das Streben nach dem Ideal eines sittlich und menschlich vervollkommneten

Christen, für welches seine Zeit kämpfte, deutlich hervor. Auf die allgemein menschliche Moral bezieht sich die tiefe Lebensweisheit in dem »Neuen Rat«. Der Dichter vertraut sie am liebsten den zahlreichen, kurzen, gnomischen Sentenzen, zu denen das Mittelalter von dem moralischen und philosophischen Gesetzbuche, »Katons moralischen Distichen« — in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts gab es eine čechische gereimte Übersetzung derselben — angeleitet wurde. Aus diesem inneren Grunde wurde Smil Flaška die erste Sammlung altčechischer Sprichwörter (239), eine im Mittelalter gewiſs seltene Tat, zugeschrieben. Aus Gründen der inneren Kritik schloſs man auch auf die Autorschaft Smils bei dem »Rat eines Vaters seinem Sohne«, einer im Geiste des deutschen »Winsbeke« verfaſsten Dichtung.

Leider steht das Leben des Dichters mit den in seinem Hauptwerke ausgesprochenen Ideen nicht im Einklang. Ein Jahr nach der Abfassung des »Neuen Rates«, welcher von Gehorsam und Treue zum König erfüllt ist, trat er der mächtigen »Herrenunität« bei, die in Verbindung mit fremden Fürsten feindlich gegen ihren König auftrat und ihm den Einfluſs auf die Landesverwaltung und viele persönliche Vorteile abzwang. Smil wurde mit dem Amte des höchsten Landesschreibers bekleidet. Während einer neu ausgebrochenen Feindschaft der »Herrenunität« gegen König Wenzel IV. fiel er als oberster Hauptmann der Wehrmacht in einer Schlacht mit den Kuttenbergern, die dem König treu geblieben waren, 1403. Der »Neue Rat« wurde von den Čechen sehr geschätzt. Der Bischof von Olmütz, Joh. Dubravius, ein Schüler des berühmten Humanisten Konrad Celtes, bearbeitete ihn lateinisch unter dem Titel »Theriobulia sive de regiis praeceptis« (1520 gedruckt in Nürnberg, 1526 in Herborn die vierte Auflage) als Vademecum für den jungen König Ludwig. In diesem lateinischen Gewand kam der »Neue Rat« in die weite Welt. In der neueren Zeit wurde er von J. Wenzig auch in die deutsche Sprache übersetzt.

Ein anderer čechischer Edelmann, Ondřej (Andreas) von Dubá, bewahrte seinem Landesherrn während der Empörung des Herrenstandes gegen Wenzel IV. die alte Treue. Nach seinem Vater übernahm er 1361 das wichtige Amt des höchsten Landesrichters, welches er über 30 Jahre bekleidete. Seine reichen Erfahrungen legte er in der »Erläuterung des Rechtes

3*

des Landes Böhmen« nieder in der edlen Absicht, »damit das ehrwürdige Gedächtnis der böhmischen Rechte mit mir, einem alten Menschen, nicht verschwinde«. Der vortreffliche greise Edelmann ist aus Leibeskräften bemüht, gegen das Eindringen neuer Anschauungen über die alten Einrichtungen zu wachen, das allgemeine Wohl seines Vaterlandes durch die Erhaltung der alten Ordnung und Gerechtigkeit zu erhalten. Sein Werk schrieb er um das Jahr 1400; später ergänzte er es noch. Hochbetagt starb er 1413.

Zu Ende des 14. Jahrhunderts tritt bei den Čechen wie bei anderen Völkern eine Veränderung des litterarischen Geschmackes ein. Die alten epischen Gedichte nehmen einen anderen Geist und eine andere Form an; sie demokratisieren sich mehr. Die ritterliche Epik wirft die künstliche, den Inhalt verschleiernde Versform ab. Nicht selten werden die älteren versifizierten Vorlagen in die schlichtere ungezwungene Prosa übertragen. In dieser Bearbeitung gehen sie dann in die Volksbücher über; die Volksmärchen entlehnen von ihnen manches Motiv. Der lebhaften griechischen und orientalischen Phantasie fiel dabei der Hauptanteil zu. Diesem Prozeſs unterliegen geistliche wie weltliche Stoffe.

In den Erzählungen geistlichen Inhalts wird der schroffe Asketismus der älteren Legenden gemildert. Ein menschlicherer und religiös duldsamerer Geist weht aus der beliebten Erzählung »Barlaam und Josaphat«, welche die Erhebung des Menschen durch das selbstverleugnende Einsiedlerleben verherrlicht. Die čechische Litteratur bemächtigte sich des dankbaren Stoffes nicht so bald wie die deutsche, in die ihn schon Rudolf von Ems eingeführt hatte. Der čechische »Barlaam« entstand in schönem prosaischem Gewande gleichzeitig mit der prosaischen deutschen Bearbeitung. Noch im 16. Jahrhundert wurde er öfters gedruckt. Das »Leben Adams und Evas« wurde um das Jahr 1400 in der čechischen Sprache zweimal prosaisch bearbeitet, von der älteren versifizierten Bearbeitung sind an uns nur Bruchstücke überkommen. Von den alttestamentarischen Vorwürfen erfreuten sich einer gröſseren Beliebtheit die rührenden erbaulichen Schicksale Josefs von Ägypten. In anmutiger Prosa erzählte man mit mittelalterlicher erotischer Färbung von »Asseneth«, der Tochter Putifars und der Gemahlin Josefs und von dem »Leben Josefs

von Ägypten«, in dem die biblische Begebenheit durch apokryphe Zusätze erweitert ist. Die beiden gern gelesenen mittelalterlichen Höllenromane »Solfernus« und »Belial« kleideten die biblische und phantastische apokryphe Überlieferung in die Form des kanonischen Gerichtsverfahrens. Tief in die alttestamentarische Zeit hat die mittelalterliche Phantasie die »Legende von der Entstehung und von den Geschichten des Kreuzholzes« verschoben. Die čechische Bearbeitung steht selbständig zwischen den westlichen und östlichen Versionen. Von den legendenhaften Novellen sind das »Evangelium Nikodems« und die »Erzählung von Veronika« zu erwähnen.

In den weltlichen Dichtungen wendete man die Aufmerksamkeit am liebsten den Gegenden der antiken Bildung zu. Es waren Vorboten des erwachenden Humanismus; aber ihr Geist steckt noch im Mittelalter. So bekam die čechische Litteratur in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts den an rührenden und spannenden Begebenheiten reichen »Roman von Apollonius, dem König von Tyrus,« in gewandter selbständiger prosaischer Bearbeitung. An den Taten und Schicksalen Alexanders des Grofsen ergötzten sich die čechischen Leser an der Wende des Jahrhunderts in dem phantastischen, märchenhaften Roman des sogenannten Pseudokallisthenes. Er wurde öfter abgeschrieben und später auch gedruckt. Noch mehr als dieser »Roman über Alexander den Grofsen« war die »Trojanische Chronik« verbreitet, die čechisch nach der lateinischen Quelle des Quido de Columna frei, in anmutiger Sprache bearbeitet wurde. Später (1411) wurde die lateinische Vorlage zum zweiten Male plump wortgetreu übersetzt. Die »Trojanische Chronik« erschien 1468 als das erste gedruckte čechische Buch.

Auf dem böhmischen Boden war die weitschweifige allegorische, von prahlerischer Gelehrsamkeit strotzende Erzählung, das »Gespräch zwischen dem Kläger und dem Unglück« oder der »Weber« (»Tkadleček«) entstanden. Seine Klagen über das Unglück, dafs ihm seine Geliebte untreu geworden war, hat der unbekannte, sonst gewandt erzählende Verfasser der deutschen heimischen Erzählung »Ackermann aus Beheim« entlehnt.

Wie sich der Leser in den belletristischen Erzählungen gerne in die entlegensten Länder und Völker versetzte, so fesselten auch seine Neugierde historische, ethnographische und

geographische Beschreibungen von fremden Völkern. So übersetzte der »überseeische Ritter« Beneš von Hořovice — er hatte nämlich Palästina besucht — die deutsche Bearbeitung Jakob Turingers von Strafsburg »Martimianis Römische Chronik«. Der Beamte der königlichen Kanzlei Wenzel. IV., Vavřinec von Březová (1370 bis um 1436), eine in der hussitischen Bewegung bedeutende Persönlichkeit, schrieb aus verschiedenen Quellen seine »Weltchronik« und übersetzte aus dem Deutschen die gröfstenteils phantastischen »Reisen des sogenannten Mandeville«. Durch dieses lügenhafte, wertlose Werk, das sich einer übermäfsigen Beliebtheit erfreute, wurde bei den Zeitgenossen das berühmteste und wertvollste Denkmal der mittelalterlichen Reisebeschreibungen, die gleich Kolumbus eine neue weite Welt entdeckende Schrift, die »Million« Marko Polos, in den Schatten gestellt.

Bis ungefähr zu Ende des 14. Jahrhunderts spiegelt die čechische Litteratur das Kulturbestreben des Volkes in sich ab: in der christlichen Auffassung der Welt und des Menschen, in den Staats- und Gesellschaftseinrichtungen, im ganzen öffentlichen und privaten Leben waltet das Bestreben vor, sich dem kulturreiferen Westen anzupassen. Das ist auch der Hauptcharakterzug der ältesten čechischen Litteratur. Der Abstand zwischen der jungen čechischen Litteratur und den älteren westlichen Litteraturen wird immer schmäler. Unter Karl IV. steht sie in mancher Rücksicht auf der modernsten Grundlage. Durch die grofse Reformbewegung, im Kampfe für die Freiheit des Denkens und der Überzeugung übernimmt das čechische Volk die Führung in den Kulturbestrebungen. Es vergilt damit seinen Lehrern, was es an Wohltaten der Kultur in der früheren Zeit empfangen hatte. Mit Jan Hus beginnt ein neuer Zeitabschnitt — die mittlere Zeit der čechischen Litteratur.

Zweites Kapitel.

Die Reformbewegung. Jan Hus. Der Hussitismus. Petr Chelčický.

Die čechische Reformbewegung, die sich in der allgemeinen Geschichte einen so wichtigen Platz errungen hat, ist durch starke Anregungen und Einflüsse mit dem europäischen Westen verbunden. Die wissenschaftliche Ideenentwicklung auf den Universitäten zu Paris, Oxford, eines Johannes von Paris, Michael von Cesena, Marsilio von Padua, Wilhelm Occam, Peter d'Ailli, Johannes Wiclif und anderer, der Streit des französischen Königs Philipp des Schönen, Kaiser Ludwigs von Bayern mit den Päpsten, die das weltliche Papsttum bekämpfenden Religionssekten der Katharer, Begharden, Waldenser und einiger Mönchsorden ging ihr voraus. Aber dem čechischen Volke gebührt das Verdienst, dafs es zum ersten Male gegen die bis zu jener Zeit nicht überwundene Autorität der Kirche für das neue Ideal des Menschen, eines religiös, menschlich und sozial freieren Menschen, siegreich gekämpft hat. Die religiöse Anschauung, Gesinnung und Gefühlsweise bleibt für den ganzen weiteren Zeitabschnitt die eigenste Grundlage der čechischen litterarischen Arbeit. Andere Kulturströmungen, wie z. B. der Humanismus, stärkten nur und erweiterten diesen Ideengehalt.

Im Laufe von zwei Jahrzehnten, während welcher in Böhmen das Bestreben nach der sittlichen Hebung der christlichen Gesellschaft lebendig war, gewann sie philosophisch an Tiefe. Gegenüber den älteren Vertretern, einem Waldhauser, Milíč, Štítný, welche in ihrer orthodoxen Frömmigkeit die Autorität der historischen Kirche über alles ehren, stehen jetzt an der Spitze des geistigen Lebens in Böhmen Männer, welche diese

Kirche im Sinne einer Gesamtheit der Kardinäle und Geistlichen mit dem Papste als ihrem Haupte bestreiten und eine neue edlere Auffassung der Kirche zu verbreiten suchen. Den Ausgangspunkt der neuen Lehren bilden die Gedanken zweier vortrefflicher Geister des 14. Jahrhunderts, des heimischen Meisters Matěj (Matthäus) von Janov und des berühmteren Engländers Joh. Wiclif. Ihre Lehren bilden die Ideengrundlage der späteren hussitischen Bewegung.

Der Landedelmannssohn aus Südböhmen Matěj von Janov (um 1350—1394) unterlag in Prag dem Einfluſs des aufopfernden christlichen Eifers Milíčs und während seiner Studien auf der Pariser Universität (1373—1381), von wo er sich den Titel des Pariser Meisters gebracht hatte, erhielt er starke Anregungen zur Kritik des Papsttums und der kirchlichen Einrichtungen, das tiefe Verständnis für die Bibel, die mystische Sehnsucht nach der Verbindung mit Gott. In seiner Heimat bearbeitete er diese Gedanken zu einer selbständigen kühnen Anschauung. Sein epochales Werk, »Regulae Veteris et Novi Testamenti« (1388—1392), ein Sammelwerk von lateinischen Traktaten, verurteilt viel nachdrücklicher und kühner als seine Vorgänger die Sittenverderbnis der christlichen Welt. Die Kardinalidee der »Regeln des Alten und des Neuen Testamentes« ist, das echte Christentum zu bestimmen, dasselbe von dem Christentum des Antichrist abzusondern. Janov verlangt reine christliche Liebe und echten Glauben, verwirft den übertriebenen religiösen Formalismus, den äuſseren Prunk der kirchlichen Zeremonien und Feste, den Kirchengesang, den maſslosen Kult der heiligen Reliquien, Bilder und Bildsäulen, Wallfahrten, Fasten, die gewinnsüchtige Wundermacherei, die er als Symbol des Antichristentums bezeichnet. Jeder Galgen scheint ihm nützlicher zu sein als Bilder oder Bildsäulen in der Kirche, mögen sie noch so hohe Ehren genieſsen. Die Forderung der häufigen Kommunion, der Ausdruck einer gleichzeitigen mystischen Sehnsucht nach der inneren Verbindung des Menschen mit Gott ist in die religiöse Praxis der späteren Hussiten übergegangen, gerade so wie die von ihm verkündete Abschaffung des entarteten Mönchswesens zu der Verwüstung der Klöster in der hussitischen Bewegung führte. Janov ist um die Hebung des gemeinen Mannes bemüht. Auf dem durch die häufige Kommunion, durch die Bibel ge-

stärkten Laien will er die Reformation des christlichen Lebens aufbauen, nicht auf der Reform im Kopfe, wie andere Denker und Sittenprediger verlangten. Leider fehlte dem tiefen Denker die moralische Konsequenz seiner Lehren, sich der schrecklichen Autorität, die er bestritt, entgegenzustellen. Er wurde zum Widerrufe seiner Lehren gezwungen. Zwei čechische Bücher, die er nach einem Bericht den erzbischöflichen Vikaren vorgelegt haben soll, sind uns jetzt unbekannt.

Die Reformbewegung liefs sich aber nicht mehr durch die Strenge der Kirchenbehörden hemmen. Die Zahl hervorragender Schriftgelehrten, čechischer und fremder, die als unerschrockene Prediger auftraten, wuchs mit jedem Jahr. Die eifrigsten Prediger, die die Wiederbelebung des christlichen Lebens anstrebten, scharten sich 1391 um die berühmte Betlehemkapelle, wo zwei čechische Prediger angestellt waren. Die Reformstimmung bemächtigte sich auch der Prager Laien, darunter auch vieler Frauen. Die antiklerikale Gesinnung Wenzel IV. und seines Hofes stärkt das unerschrockene Auftreten der Reformatoren. So wurden allmählich die religiösen und sittlichen Reformbestrebungen zur Forderung des ganzen čechischen Volkes. In diese mehr mystische Sehnsucht und Stimmung wirft einen hellen Strahl der kräftige Verstand des Engländers Joh. Wiclif.

Es waren gewifs tiefere Gründe als der häufige äufsere Verkehr der Čechen mit England — namentlich wurde die Oxforder Universität von čechischen Studenten gern aufgesucht —, dafs gerade in Böhmen die Ideen Wiclifs so rasch aufkeimten. Sie entsprachen gänzlich dem für die wahre grübelnde Religiosität entzückten čechischen Geiste. Seit 1380 verbreiten sich in Böhmen in Abschriften der čechischen Studenten die Schriften Wiclifs, zunächst die philosophischen, nach zwanzig Jahren auch die theologischen. Auch Wiclif eiferte wie die böhmischen Reformatoren gegen die Verderbnis der Geistlichen, namentlich der unwürdigen Päpste und Prälaten. Auch er wollte den äufseren zeremoniellen Prunk der Kirche, den übertriebenen Kult der Heiligen beseitigt, dafür die Kenntnis der hl. Schrift und der Gebete vertieft haben. Er stellte das Predigen der Worte Gottes als die Hauptaufgabe des Geistlichen hin. Die čechische Reformbewegung bekam eine der stärksten Anregungen von Wiclif in seiner Lehre über die Kirche und in der Verneinung

der Transsubstantiation. Die Lehren Wiclifs hat der Čeche Jan Hus (um 1369—1415) in der ganzen Welt berühmt gemacht.

Seit 1400, wann Hus (geboren in Husinec unweit von Prachatice in Südböhmen) zum Priester geweiht worden war, wurde er von dem Strom der heimischen Reformbewegung ergriffen und gab die früheren Ideale eines armen, darbenden Studenten, ein bequemes Leben und eine hohe Karriere, auf. An der Prager Universität wurde er zum Magister der freien Künste (1396), dann zum Bakkalaureus der Theologie ernannt; Magister der Theologie ist er nicht geworden. Die Universität ehrte ihn 1402 mit der Würde des Rektors. Infolge seines Predigerrufes wurde er in demselben Jahre zum ersten Prediger der Betlehemkapelle ernannt. Von da an vermochte die Kapelle nur selten die fromme Hörerschaft zu fassen. Seit 1398 bezwangen die Schriften Wiclifs immer mehr seinen meditativen Sinn. Er steht in dem aufgeregten Streite um die Lehren Wiclifs an der Prager Universität 1403 unter den Führern der čechischen fortschrittlich realistischen Reformpartei gegenüber den konservativen deutschen Meistern — gröſstenteils Nominalisten —, deren reich dotierte Sinekuren sie zwangen, ihren Schutz bei der Hierarchie zu suchen. Immer schroffere nationale Gegensätze und Interessen treten an den Tag. Hus erreichte an der Ideengewalt nicht sein Vorbild, Joh. Wiclif, aber er übertraf ihn an Kraft der Überzeugung, an tiefer Konsequenz des religiösen und sittlichen Bestrebens, an inniger Entzückung für sein Ideal, an Festigkeit des Charakters, an der Kühnheit, sich gegen die Macht der unüberwundenen Autorität zu stellen. An diesen Eigenschaften gebrach es eben der wissenschaftlichen europäischen Reformbewegung. Obgleich Hus nach seinem Ausspruch die Wahrheiten, die er von Wiclif gelernt hatte, über alles Gold schätzte, welches die Betlehemkapelle faſste, wuſste er sich in mancher Hinsicht seinem Vorbilde gegenüber die volle Selbständigkeit zu bewahren.

Der Predigereifer Husens, mit dem er das evangelische Christentum anstrebte, veranlaſste die Masse der Geistlichen und Mönche, deren Sünden er öffentlich geiſselte, seine Tätigkeit zu unterbinden, wie vor dreiſsig Jahren die Waldhausers und Milíčs. Es galt, ihm den Schutz des Erzbischofs zu entziehen, der ihn in seinen Rat gezogen, mit den wichtigen Synodalpredigten betraut hatte, auf sein und seiner Freunde Gutachten

die Wallfahrten zu dem zu Wilsnack in Brandenburg entdeckten Blut Christi — Hus stellte dieses Wunder in seinem Traktat »De sanguine Christi« als einen Betrug der Priester hin — untersagt hatte. Die seit 1405 sich mehrenden päpstlichen Bullen gegen die Lehren Wiclifs boten dazu einen willkommenen Anlaſs. Gegen die Angriffe der Gegner verteidigte sich Hus in zwei lateinischen Traktaten, »De corpore Christi« — er hielt treu an der orthodoxen Lehre der Kirche über die Transsubstantiation — und »De arguendo clero«. Die Geistlichkeit erhob gegen Hus 1408 und 1409 ihre Anklageartikel, durch die sein gutes Verhältnis zum Erzbischof in den schroffsten Gegensatz umschlug. In den darauffolgenden Kämpfen lernte Hus — wie hundert Jahre später Luther — die Stütze der breiten, durch den wahren Glauben und Bildung gehobenen Volksschichten gegen die Übermacht der päpstlichen Weltherrschaft schätzen. Auch in König Wenzel IV. fand die Reformpartei einen Beschirmer. Der Prager Erzbischof und mit ihm die offizielle Mehrheit der Prager Universität, gröſstenteils Deutsche, stellten sich in der Frage der päpstlichen Neutralität an die Seite des Gegenkaisers Ruprecht von der Pfalz, während die čechische Minderheit mit ihrem König hielt. Diese Tatsache hatte das Kuttenberger Dekret (1409) zur Folge. Dadurch änderte sich das bisherige Verhältnis an der Prager Universität: Das böhmische Volk — darunter auch die in den böhmischen Ländern wohnenden Deutschen — bekam drei Stimmen und damit auch alle Vorteile, die fremden Völker eine Stimme. Die kosmopolitische Prager Universität wurde zur Hochschule der böhmischen Länder, wie früher König Wenzel vom deutschen Kaiser zum Könige seiner Erbländer herabgedrückt worden war. Das war die Konsequenz der politischen und nationalen Entwicklung. Die Weltuniversalität, die führende Idee der Kirche, muſs den nationalen Individualitäten weichen. Einen ähnlichen Prozeſs hatte die Wiener Universität schon 1384 erfahren, wo die zwei selbständig gewesenen Nationen — Böhmen und Ungarn — zu einer verbunden, dafür aber die zwei deutschen um eine dritte vermehrt wurden. Dieser Entwicklung gemäſs waren in Mitteleuropa, namentlich in Deutschland, unterdessen mehrere Hochschulen entstanden (in Wien, Heidelberg, Köln, Erfurt, Ofen, Krakau). Die deutschen Professoren und Studenten bewiesen eine beispiellose nationale Zucht: den 16. Mai 1409

wanderten sie aus Prag aus und veranlaſsten die Gründung der Leipziger Universität. Diese Sezession bedeutete zugleich den ersten Abschnitt des uralten Streites zwischen dem čechischen und deutschen Elemente in Böhmen. Von der čechisierten Universität wurde Hus zu ihrem ersten Rektor gewählt.

Mit der kräftig werdenden Reformstimmung wuchs ihr Führer Hus, den der Erzbischof zwingen wollte, zu einem starken, entschiedenen Gegner empor. Er gehorchte weder den erzbischöflichen noch den päpstlichen Geboten, die er mit seinem Gewissen nicht in Einklang bringen konnte, indem er über alle Obrigkeiten die Autorität Gottes stellte. Er protestierte gegen die Verbrennung der 200 Wiclifischen Bücher, die auf das Gebot des Erzbischofs zur Durchforschung abgeliefert worden waren, und verteidigte Wiclif in den Disputationen der Universität, in seinen Predigten, die oft einen politischen Charakter annahmen, in polemischen lateinischen Traktaten (»De libris haereticorum legendis«, »Replica contra Anglicum John Stokes«, »Defensio quorundam articulorum Joannis Wiclif« u. a.). Die Volksmassen nahmen — wohl zum ersten Male im Mittelalter — für die Ungehorsamen gegen die geistliche Autorität Partei. Der Erzbischof muſste aus Prag schleunigst fliehen. Die päpstlichen Ablaſsbullen (1412) des berüchtigten Papstes Johann XXIII. führten die Krisis in der Reformbewegung herbei. Die unverschämteste Krämerei mit dem Ablaſs, diese Entwürdigung der religiösen und rein menschlichen Gefühle, rief bei Hus den kühnsten Widerstand hervor. Er sprach dagegen in seinen Predigten, regte die Universität zum Widerstande dagegen an, schrieb darüber Briefe auch in andere Länder (nach Polen, Ungarn, Mähren), schickte lateinische Philippiken, »Quaestio de indulgentiis«, »Contra bullam papae«, in die Welt. Prag war wieder der Schauplatz antihierarchischer Exzesse. Nach mehreren Stürmen verlieſs aber Hus auf Wunsch des Königs im Oktober 1412 Prag. Im südlichen und südwestlichen Böhmen, wo er lebte, hielt Hus eifrig gröſstenteils unter freiem Himmel Predigten und entflammte das Herz vieler Landedelleute, Bauern und Handwerker, welche später der Fanatismus der Wahrheit zu den furchtbaren hussitischen Streitern Gottes heranzog. Zu den Grundsätzen Husens bekannten sich ganze Städte, wie Laun, Pilsen u. a. und viele einzelne unter dem Adel.

Die gezwungene Unterbrechung der eifrigen, fruchtbaren Lehrtätigkeit bot Hus Gelegenheit, in höherem Maſse litterarisch zu wirken. Bis zu dieser Zeit hatte er mehr lateinisch als čechisch geschrieben, indem er die üblichen Themata der Universitätslehrer, gröſstenteils exegetischen Inhalts, behandelte. Das umfangreichste Werk, welches mit seiner Lehrtätigkeit in Verbindung steht, ist »Supra IV Sententiarum«, eine von den hunderten Erläuterungen der bedeutendsten mittelalterlichen Quelle der theologischen Studien, der »Sententiarum libri quattuor« des Petrus Lombardus. Hus trägt hier in das scholastische Material seine Anschauungen, die oft von Wiclif beeinfluſst werden, und seine Reformbestrebungen.

Hus hatte vor der Verbannung einige čechische Traktate geschrieben: »Über die sieben Todsünden«, »Der Spiegel des Sünders«, »Über das Anrecht an den Heimfall«, das eine aktuelle gleichzeitige Frage behandelte, u. a. In seiner bisherigen schriftstellerischen Praxis hatte er die Mängel der unzureichenden čechischen Orthographie erkannt und in der Abhandlung »De orthographia bohemica« für seine Muttersprache ein scharfsinniges System festgesetzt, welches die čechische Schriftsprache und mit ihr auch einige slawische Sprachen bis heutzutage beibehalten haben. Es ist die sogenannte diakritische Orthographie, in der alle von der lateinischen Sprache abweichenden Laute ein besonderes Zeichen bekommen. Hus bezeichnete die im Latein nicht vorkommenden Konsonanten mit einem Punkt über dem nächstverwandten Buchstaben (ċ = tsch, ṡ = sch usw.); auſserdem bekamen lange Vokale einen Strich. Die čechische Schriftsprache trachtete Hus der lebendigen Sprache anzupassen, indem er in der Sprache seiner Prager Umgebung schrieb und die meisten Archaismen fallen lieſs. Hus hebt bewuſst die Sprachreinheit hervor, indem er die Übernahme der Fremdwörter, namentlich der deutschen, als einen Sitten- und Charakterfehler der Nation rügt, und selbst lieber neue Ausdrücke bildet. Mit dieser theoretischen Fürsorge für die Muttersprache eilt Hus seiner Zeit weit voraus.

Die bedeutendsten Schriften Husens entstanden in der Verbannung; er schrieb sie zur »Erlösung der getreuen Čechen«. Auch sie sind nicht durch eine originelle Auffassung und die Tiefe der Gedanken epochemachend. Hus schrieb religiös er-

bauliche Werke, dergleichen man vor ihm in unzähligen lateinischen Bearbeitungen und auch in der čechischen Sprache findet. Die zwei bedeutendsten und umfangreichsten Werke, »Auslegung des Glaubens, der zehn Gebote Gottes und des Vaterunsers« (1412) und die »Postille« (1413) zeichnet wie seine Predigten das Bestreben nach einem selbstverleugnenden religiösen Leben aus: Hus will das Evangelium Christi von dem entwürdigenden äuſseren ostentativen Zeremoniell, von abgöttischen Gebräuchen, der Gewinn- und Genuſssucht, die mit dem Namen Gottes Handel treibt, befreien. Das verdorbene unchristliche Leben der Laien und noch mehr das der Geistlichen bilden das Hauptziel der eifrigen reformatorischen Angriffe des Schriftstellers. Dadurch wirft er für die Nachkommen auf die Sitten seiner Zeit einige intensive Lichtstrahlen. Die »Postille« ist durch das Feuer der Begeisterung, durch den Eifer für die Wahrheit Gottes, durch den lebhaften persönlichen Charakter, seine Kämpfe und Bedrängnisse und die leicht zugängliche lebhafte Sprache Husens Anhängern ein überaus teurer Schatz geworden. Dem verbreitetsten Übel seiner Zeit, dem Quell aller andern Sünden der Geistlichen, der Simonie, widmete Hus sein Traktat »Über die Simonie«. In dieser Schrift verdichtete Hus seine Vorwürfe gegen die Geistlichen, die er auf seinen Predigten so wirkungsvoll vortrug. Er war sich bewuſst, daſs er auch mit diesem Büchlein einen ungleichen Kampf gegen das Laster unternahm. Seine Schrift beendete er mit den Worten: »Und wenn sie (die Priester) mich tadeln oder martern, so habe ich beschlossen, daſs es besser ist, für die Wahrheit den Tod zu erleiden, als für die Schmeichelei belohnt zu werden.« Ähnlich tritt Hus gegen andre Sünden besonders der Geistlichen in dem Traktat »Von den sechs Irrtümern« auf, das er bei seinem kurzen Aufenthalt in Prag 1413 in lateinischer Sprache an die Wände der Betlehemkapelle hängen lieſs. Den Jungfrauen, seinen frommen Hörerinnen, welche die Reformbestrebung zu einem gottgefälligen Leben geführt hatte, sandte Hus aus seiner Verbannung das Traktat »Das Töchterchen oder über die Erkenntnis des wahren Weges zur Erlösung«. Von den übrigen čechischen Schriften Husens ist »Der Kern der christlichen Lehre«, ein Katechismus, und die Verteidigungspolemik »Büchlein gegen den Priester Küchenmeister« (1414) zu nennen.

Die čechischen Schriften spiegeln am treuesten Husens Geist und seine Bestrebungen ab. In lateinischer Sprache mufste er jetzt vor der weiten christlichen Welt seine Lehren und sein Trachten verteidigen. Gegen seine ehemaligen Freunde, die Meister Stanislav von Znaim und Štěpán von Páleč, welche ihn der Ketzerei beschuldigten, verteidigte er sich in einigen lateinischen polemischen Flugschriften; namentlich antwortete er ihnen mit der umfangreichen Schrift »De ecclesia« (1413). (Husens lateinische Schriften wurden zum ersten Male in Nürnberg 1558 herausgegeben.) Ängstlich folgt darin Hus seinem Gewissen und seiner Überzeugung, der inneren Wahrheit, für die er sein Leben lang eiferte. Die christlichen Gelehrten sollten seine Lehre über die Kirche, die er sich auf der für ihn wichtigsten Autorität, Wiclif, konstruiert hatte, kennen lernen. Er übernahm daher die Grundanschauung, gröfstenteils auch die Ausführung getreu von Wiclif. Hus betont in diesem Werke die Autorität der inneren religiösen Überzeugung. Die Bibel und die hl. Väter, soweit sie mit der hl. Schrift im Einklang stehen, bilden für ihn die einzige Grundlage des Glaubens. Mit Unrecht würde man Hus eines Plagiats zeihen. An der wörtlichen Übernahme fremder Gedanken nahm man im Mittelalter keinen Anstofs. Für Hus bedeutete es überdies ein öffentliches Bekenntnis vor der ganzen Christenheit für seinen treuen Lehrer, dessen Schriften allgemein bekannt waren und zu Anfang desselben Jahres feierlich mit dem päpstlichen Bann belegt wurden. Auf Grund dieser Schrift wurde Hus auch hauptsächlich in Konstanz zum Tode verurteilt.

Auf das Konstanzer Konzil begab sich Hus im Oktober 1414 hauptsächlich in der Absicht, sich und sein Land von dem Vorwurfe der Ketzerei zu reinigen. Die Beschuldigung der Ketzerei drückte Hus am schwersten. Er war zu dem Standpunkte des späteren Protestantismus noch nicht gelangt, dafs er sich von der Angehörigkeit zu der Kirche hätte lossagen wollen. Der in Begeisterung entflammte, politisch unerfahrene Reformator irrte in der Auffassung der Aufgabe des Konzils, indem er von ihm erwartete, es werde die Kirche und die Christenheit von allen Übelständen befreien wollen, während es einige wichtige Fragen der kirchlichen Politik zu lösen beabsichtigte. Die grofse Enttäuschung Husens über dieses Konzil, dessen Sünden er so farbenhell schildert, kann man aus seinen zahlreichen čechischen und

lateinischen Briefen, die er aus Konstanz seinen Freunden geschickt hat, herauslesen. Den Urheber dieser Briefe charakterisierte treffend der erfolgreichste Fortsetzer der Reformidee, Martin Luther, in der Vorrede zu der ersten Ausgabe von Husens Briefen in Wittenberg 1537 — in der neueren Zeit wurden die Briefe Husens in deutscher Sprache von Fr. Mikovec in Leipzig 1849 herausgegeben —: »Wenn dieser Mann nicht ein edler, starker und unerschrockener Märtyrer und Bekenner Christi war, so wird es schwer halten, die Erlösung zu erlangen.« Hus ist darin bestrebt, daſs der Same seiner Arbeit während seiner Abwesenheit nicht untergehe. Diese Briefe sind das treueste Bild eines gefühlvollen, demütigen, erhabenen und edlen Geistes. Die aufrichtige Offenheit, die christliche Begeisterung, die Ergebenheit in den Willen Gottes, die feste Entschlossenheit für die Wahrheit zu sterben, die unerschütterliche Überzeugung Husens bewunderten auch seine Feinde.

Mit dem Konstanzer Konzil muſste Hus in einen unversöhnlichen Gegensatz geraten. Die Kirchenversammlung kam mit dem Gebot der höchsten Autorität und der Gewalt, aber Hus stützte seine Lehre auf die hl. Schrift und wollte nur seinem Gewissen folgen. Seine Verurteilung war beschlossen, noch bevor er gehört wurde. Nach unerhörten körperlichen und geistigen Martern wurde Hus am 6. Juli 1415 zu Konstanz auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Nach fast einem Jahre ereilte dasselbe Los seinen Freund Hieronymus von Prag, einen eifrigen Wiclifisten und unerschrockenen Helfer Husens. Derselbe Joh. Gerson, der berühmte Kanzler der Pariser Universität, derselbe Peter d'Ailli, der Präses des Gerichtes in Husens Prozesse, die in ihren jüngeren Jahren unerschrocken gegen den Verfall der Kirche schrieben und den Reformsamen auch auf böhmischen Boden ausstreuen halfen, verurteilten ihn im Namen der Autorität der äuſseren kirchlichen Macht, aber gerade dadurch bekam diese Autorität ihren Todesstoſs.

Gegenüber der Einmütigkeit und festen Entschlossenheit des čechischen Volkes, welches Hus für heilig hielt, stand das Konstanzer Konzil, das den gewesenen Papst Johann XXIII., einen Mörder, Räuber, Ketzer und Sodomiten zum Kardinal ernannt, aber die unbescholtenen Reformatoren Hus und Hieronymus zum Tode verurteilt hatte, mit allen Bannflüchen und Drohungen

ohnmächtig da. Ihren Widerstand gegen die Kirche äufserten die Anhänger der Grundsätze des Hus durch die Kommunion unter beiden Gestalten, welche Jakúbek von Mies unter Husens Billigung 1414 eingeführt hatte. In religiöser Entzückung versammelten sich Volksmassen, die nicht selten gegen 50000 Köpfe zählten, auf verschiedenen Anhöhen, welchen sie biblische Namen zulegten. Eine neue Christlichkeit anstrebend, begannen bald diese Scharen durch Einäscherung der verhafsten Klöster, Vernichtung von Bildern, Reliquien der Heiligen, Büchern ihre fanatische religiöse Verzückung an den Tag zu legen. Die Angst vor der drohenden Gefahr durch die Kreuzzüge gegen die Čechen und der Trieb der Selbsterhaltung, der Fanatismus der »Wahrheit Gottes«, die geniale Kriegskunst der Anführer führten die unerhörten Erfolge der grofsen hussitischen Siege über die alte christliche Welt herbei.

Die grofse Persönlichkeit Jan Žižkas von Trocnov und Kelch symbolisiert diese hussitische Kampfbegeisterung. Žižka erlangt durch seine kriegerische Genialität Erfolge, die sich in der Geschichte der Menschheit selten wiederholen. Seine innige Frömmigkeit, seine moralische Strenge, seine Begeisterung für die Ideale des Hus, die Sehnsucht nach dem evangelischen christlichen Leben machen aus ihm ein schreckliches Rachewerkzeug des »Gesetzes Gottes«. Seine Seele enthüllt Žižka in seinen wenigen litterarischen Produkten, besonders in der »Kriegsordnung« (1423) und in einigen Briefen. Neben der strengsten militärischen Zucht, welche nicht einmal die späteren Truppen der táboritischen Söldner zu lösen imstande waren, tritt in demselben eine demokratische Gesinnung und das nationale Bewufstsein hervor. Immer ertönt da die Sprache des religiösen Fanatismus, der bei jedem Beginnen »den lieben Herrn Gott« anruft, »den Getreuen zur Erlösung«, »um der Befreiung der Wahrheit Gottes willen« Rache zu nehmen verspricht, die Sünden mit dem Tode zu strafen beabsichtigt. Diesen Geist vernimmt man in den Predigten der Táborer Priester, in dem letzten von den vier Prager Artikeln, und besonders in dem berühmten hussitischen Kriegsliede, das Žižka zugeschrieben wird: »Die ihr Gottes Streiter seid«. Es spornte ebenso zur wahren Frömmigkeit wie zu unerschrockenem Kampfesmut: mit der frommen Losung »Gott unser Herr« gebietet es grausam: »Schlaget, schlaget tot,

schenkt niemandem das Leben«. Was die Táboriten von anderen verlangten, das suchten sie vor allem an sich zu verwirklichen. Žižka selbst, dem seine Energie in der Verwaltung, sein kriegerisches Genie eine fast landesfürstliche Macht verschafften, änderte sich in seiner ländlichen Einfalt und persönlichen Bescheidenheit nicht.

Der čechischen Nationalität hat der Hussitismus den nachhaltigsten Erfolg gesichert. Seit ihrem Anfang strebt die Reformbewegung die Wiedergeburt der Volksmassen an, gebraucht also ihre Sprache. Bei den Hussiten geht mit der Verteidigung ihrer Religionsanschauungen die Verteidigung des čechischen Volkes Hand in Hand. Daraus entsteht jener innige Patriotismus, den noch die Voraussetzung kräftigt, daſs das čechische Volk zur Verwirklichung eines neuen christlichen Lebens von Gott auserwählt ist. Das čechische Volk wird oft für heilig erklärt. Die čechische Sprache beherrscht das ganze öffentliche Leben. Mit dem čechischen Nationalismus erwacht auch der Antagonismus gegen die Deutschen. Die Deutschen standen in der Reformbewegung auf römischer Seite, sie hielten es mit dem Erzfeinde des čechischen Volkes, dem Kaiser Sigismund, und strömten in hellen Haufen seinem Heere zu, gegen sie wendete sich also der Haſs der Hussiten. So wurden die meisten Städte in Böhmen und Mähren, in denen das čechische Element schon früher bedeutend gewachsen war, in der Hussitenbewegung čechisch. Die Hussiten — wie Hus — aber haſsten durchaus nicht die deutsche Sprache. Den Deutschen schickten sie Manifeste in deutscher Sprache, in Prag gewährten sie den deutschen Anhängern ihrer Ideen deutsche Predigten, eine deutsche Kirche. In ihrer Not werden sich die Hussiten ihrer Verwandtschaft mit anderen slavischen Völkern, namentlich den Polen, mit denen die Čechen einen regen Verkehr pflegten, bewuſst.

Die čechische Sprache beherrscht das öffentliche Leben, sie dringt immer mehr in den Gottesdienst ein. Der Durst nach der »Wahrheit Gottes« wird durch häufige, endlose Predigten, stundenlanges Vorlesen der Bibel, unermüdetes Singen von andächtigen Liedern gestillt. Das Lesen der Bibel in der Nationalsprache — auch in der deutschen von den Deutschen — hatte schon Hus als allgemeine Forderung aufgestellt. Die hl. Schrift bildet für die Reformbewegung die Grundlage der christlichen

Lehre, sie wird der wesentlichste Gehalt der čechischen Seele in der Hussitenbewegung. Ihrem čechischen Wortlaut widmete man also eine grofse Aufmerksamkeit. Aus den älteren und neueren Übersetzungen der einzelnen Teile der Bibel wird um das Jahr 1400 eine mechanische Sammelübersetzung hergestellt. Später wurden die Ungereimtheiten der verschiedenen Teile ausgeglichen, die ganze Übersetzung verbessert, wodurch die zweite Rezension entstand. Von der grofsen Menge der Abschriften der čechischen Bibeln, die man für diese Arbeit voraussetzen mufs, haben sich namentlich einige prächtig ausgestattete Exemplare erhalten, wie die »Dresdener oder Leskovecer Bibel« (beendet um 1410), die »Leitmeritzer oder Slavatische Bibel« (1411—1416), der kostbarste čechische Kodex, die einfachere »Glagolitische oder Emauser Bibel« (1416), eine čechische mit der glagolitischen Schrift geschriebene Bibel, die »Olmützer Bibel« (1417), die »Boskovicer Bibel« (um 1420) u. v. a. Durch ihren Ursprung ist die Táborer Bibel charakteristisch. In den Jahren 1420 bis 1430 schrieb sie eine Müllerin von Tábor. Der bekannte Widersacher der hussitischen Čechen, Aeneas Sylvius, der spätere Papst Pius II., der als päpstlicher Legat in Böhmen lange verweilte und eine lateinische, voreingenommene Chronik von Böhmen schrieb, gab den Hussiten ein glänzendes Zeugnis ihrer Kenntnis der Bibel: das letzte Táboritenweib, sagte er, könnte in dieser Beziehung als Muster den italienischen Priestern dienen, die nicht einmal das Neue Testament lesen.

Der čechischen Reformbewegung hat man den nationalen Kirchengesang zu verdanken. Das Hauptverdienst daran gehört J. Hus. In den Kirchen wufste der lateinische liturgische Gesang lange seine privilegierte Stellung zu behaupten, so drangen vor der hussitischen Bewegung nur vier čechische Lieder in die Kirchen ein. Eins von ihnen, »Bóh všemohúcí« (»Gott der allmächtige«), sangen in čechischer Sprache auch die Prager Deutschen. Im grellen Gegensatz zu Janov und namentlich zu Wiclif, welche den Kirchengesang verwarfen, begriff Hus als feinfühlender, künstlerischer Geist, welch ein wirkungsvolles Mittel zur Hebung der frommen Inbrunst, der innigsten Teilnahme der Laien an dem Gottesdienste das Singen von Kirchenliedern, die vielfach das Gebet ersetzen, in der Muttersprache ist. Hus verfafste geistliche Lieder (zwei bis vier) selbst; so auch einige von

seinen Freunden, namentlich Hieronymus von Prag, Jakûbek von Mies. Die durch diese Neuigkeit überraschte Hierarchie verbot sie auf der Prager Synode von 1408 und noch entschiedener auf dem Konstanzer Konzil. Aber die weitere Entwickelung liefs sich nicht mehr hemmen. Die Kirche fügte sich später dieser von ihr früher verurteilten Änderung der Liturgie und führte auf dem Tridenter Konzil den Kirchengesang in den Nationalsprachen — wie manches von den Reformbestrebungen Husens — als heilverheifsende Tat ein.

Bald wurden die geistlichen Lieder in die Kanzionale gesammelt, Bücher, welche zwei Jahrhunderte hindurch zu den teuersten Schätzen der akatholischen Čechen gehörten. Ihre Reihe eröffnet das »Jistebnicer oder Táborer Kanzional«. Dies älteste hussitische Gesangbuch (aus dem zweiten Viertel des 15. Jahrhunderts) enthält neben einigen beliebten lateinischen eine gröfsere Anzahl von čechischen älteren und neueren Liedern. In diesen tönen — in schöneren Melodien als ihr Inhalt war — die dogmatischen, liturgischen und sittlichen Ideen der Reformbewegung wider. Verhafste Namen der gleichzeitigen Geschichte, des Erzbischofs Zbyněk von Hasenburg, des ungarischen Königs Sigismund, »des grausamen Olofernes«, »der Kupferschlange«, frische Begebenheiten, Husens Konstanzer Verurteilung, seine Heilighaltung, die »Bewillkommnung der Sieger« — dies alles und ähnliche Vorwürfe werden den sangbaren Strophen anvertraut. Überaus bescheiden werden da die glorreichen Taten der hussitischen Heerführer und ihrer Scharen besungen; die eitle Ruhmbegierde hatte in dem Gemüt der Hussiten keinen Raum. So wurde auch der riesige, bewunderungswürdige erste Sieg Žižkas am Fufse des Vítkov bei Prag 1420 zwar durch einen frommen Lobgesang »Kinder, lafst uns Gott singen«, aber durch keinen Heldengesang — an denen es übrigens den Čechen immer gebrach — verherrlicht.

Das religiöse Leben bildet fast ausschliefslich den Inhalt der versifizierten Satiren und polemischen Lieder. In den älteren spiegeln sich die Streitigkeiten und Kämpfe zwischen der Reformpartei und den Konservativen ab, die jüngeren zeichnen ein Bild der inneren Zersplitterung der Utraquisten in Parteien und Sekten. Sie bieten in der Regel geringen künstlerischen Genufs, dafür aber bleiben sie ein beredtes Dokument des bewegten

Lebens ihrer Zeit. In den Anfang der Reformbewegung fällt das allegorische »Lied von der Wahrheit«, von einem unbekannten Magister: Die Wahrheit findet gegen den Trug nirgends Schutz; der Papst hat keine Zeit für sie, die Kardinäle verlangen vor allem Geld, wenn sie ihr gegen die List helfen sollen. Bei den Herren und Fürsten, in den Mönchsorden, bei den Städtern, bei den Bauern, bei den Pfarrern und Schülern — überall wird sie durch die Übelstände vertrieben, so dafs sie endlich in den Himmel zurückkehren mufs. Das Lied wurde erweitert und unter geistliche Lieder in spätere Kanzionale aufgenommen. Während der stürmischen Gassenausschreitungen in Prag war das Hohnlied und spottende Gassenlied eine wirkungsvolle Waffe der neuen Richtung — auch die gebildetsten Männer, wie Hieronymus von Prag, verwarfen sie nicht. Der wenig gelehrte Erzbischof Zbyněk — daher bekam er den Spitznamen »abeceda« (»das Alphabet«) — mufste über sich auf den Gassen Spottlieder hören, dafs er die Bücher Wiclifs verbrennen liefs, ohne zu wissen, was in ihnen geschrieben steht. Im Geiste Husens wird in dem umfangreichen Gedicht »Über simonische Priester« Klage geführt, in der »Konstanzer Versammlung« wendete man sich namentlich gegen die heimischen Gegner Husens. Gegen die um sich greifende Hussitenpartei liefsen die Katholiken ihre »Anklagen über die Hussiten« (unter diesem Titel kann man mehrere Dichtungen zusammenfassen) laut werden und erwarten ihre Erlösung von den Landesheiligen und noch mehr von dem »lieben Adler«, dem König Sigismund. Im Tone und in der Form des alten Chronisten Dalimil wurden die »Anfänge des Hussitentums«, »Die Prager Begebenheit«, welche die Führer der Utraquisten angreift, »Die Schlacht bei Aussig« (1427) u. a. parteiisch verspottet oder verherrlicht. Mehr satirisches Element weist die Dichtung »Die abgefärbten Mönche«, in der zwei zu Utraquisten überlaufenen Mönchen ein Spiegel über ihr wenig tugendhaftes Leben vorgehalten wird. Mit Humor und wirksamem Spott begleitet in den »Bydžover Schustern« ein katholischer Poet den zurückgeschlagenen Angriff auf ein Kloster. Die alte Form eines Rechtshandels wählten unbekannte Verfasser in dem umfangreichen »Streit Prags mit Kuttenberg«, um widerstreitende Anschauungen, Feindseligkeiten der beiden Parteien, der römischen und utraquistischen, mit wenig Poesie vorzutragen. Eine noch

längere Disputation (fast 1200 Verse) über die dogmatischen Streitpunkte in den drei Hauptparteien, den Katholiken, den Pragern und den Táboriten, brachte ein katholischer Parteigänger in der »Besprechung über Böhmen im Jahre 1424«: »Václav, Havel und Tábor« in plumpe Verse. Der Streit klingt wie im »Streit Prags mit Kuttenberg« im Sinne der Toleranz und friedlicher Auseinandersetzung aus.

Die Hussiten stellten nicht nur die religiösen Anschauungen, sondern auch die politischen und sozialen Vorstellungen des Mittelalters auf den Kopf; eine Zeitlang lebten sie sogar ohne König. Sie führten eine scharfsinnige Volksverwaltung, Volksgerichtsbarkeit und ähnliche damals unerhörte Einrichtungen ein. In den grofsen, bewegten Kämpfen, durch die man die Čechen zwingen wollte, sich vor der alten christlichen Welt zu beugen, drückte die völlige Vereinsamung die einen von ihnen und bewog sie zur Mäfsigung, während sie bei anderen ihren Widerstand erhöhte und die Kluft zwischen den hergebrachten und ihren eigenen Anschauungen erweiterte. Unter den Hussiten entstehen konservative und radikale Parteien und Sekten. In Prag, wo die einflufsreichen gelehrten Magister und Priester die Führung inne hatten und wo man im ganzen an der Lehre Husens festhielt, bildet sich die Partei der eifrigen Kelchner, mit dem unbescholtenen, scharfsinnigen, versöhnlichen M. Jakúbek von Mies († 1429), dem Verfasser einer ins tiefe gehenden, mehr zum Verstand als zum Herzen sprechenden »Postille«, an der Spitze, und die Partei der gemäfsigten Kelchner, welche sich im Laufe der Zeit der katholischen Kirche mehr genähert haben als den ketzerischen Hussiten. Die 1419 neugegründete Stadt Tábor in Südböhmen symbolisiert die religiösen und sozialen Anschauungen der Radikalen. Sie brachen mit der historischen Entwicklung der verkommenen Kirche. Die Lehren Wiclifs, Janovs und der Waldenser, die gleichzeitige chiliastische Bewegung werden weiter selbständig entwickelt. Die Bibel ist ihnen die einzige Quelle des Glaubens, sie leugnen die Transsubstantiation und damit auch die Verehrung des Altarsakramentes, sie verwerfen die Lehre von dem Fegefeuer, das Beten und die Messen für die Verstorbenen, lassen von den Sakramenten nur die Taufe und die Kommunion gelten, vernichten folgerichtig alle geheiligten Überreste des alten religiösen Kultus, wie die

Kirchen, Bildsäulen, Bilder u. a. Statt des Lateins führen sie in den Gottesdienst die Muttersprache ein, jede Gelehrsamkeit ist ihnen verhaſst, obzwar sie für die Bildung der Gläubigen sorgten. Sie strafen mit dem Tode nicht nur Verbrechen, sondern auch den Wucher, die Unzucht, den Tanz und andere Sünden. Ebenso radikal verfuhren sie in ihren sozialen Anschauungen. Sie waren Demokraten. Sie hoben die Leibeigenschaft auf, den Unterschied zwischen dem Geistlichen und dem Laien — die Radikaleren wollten den Priesterstand überhaupt abschaffen —, wuſsten namentlich das Weib von dem alten Vorurteile der Kirche zu befreien — auch das Weib predigte bei ihnen und kämpfte mit der Waffe für die »Wahrheit Gottes«. In der Táborer Gemeinde tauchen auch kommunistische und sozialistische Bestrebungen auf. Als Ideal schwebte ihnen eine Gemeinde »der Brüder und Schwestern« vor den Augen. Doch waren die Táboriten in sich nicht einig. Von den ursprünglichen Demokraten und religiösen Radikalen trennt sich die führende gemäſsigte Partei Žižkas, die sich nach dem Tode ihres berühmten Heerführers (1424), »die Waisen« nannte. Sie stand den Anhängern Jakúbeks am nächsten. Die entgegengesetzte Richtung verfolgten andere Sekten, wie konsequente Rationalisten, chiliastische Schwärmer und der äuſserste Flügel der sogenannten Adamiten oder Nackten.

Die religiöse Freiheit blieb nicht die nachhaltige Folge der čechischen religiösen Bewegung. Nie wurden so viele Scheiterhaufen angezündet wie in dieser Zeit. Verbannung und Verfolgung der Andersgläubigen waren an der Tagesordnung. Die Freisinnigsten waren die Táboriten, die jede Verfolgung der Ketzer verwarfen. Aber diese demokratische Partei unterliegt dem Adel und der aristokratischen Bourgeoisie in der Schlacht bei Lipany 1434, wo ihr Haupt, Prokop der Groſse, fiel, ein ebenso genialer Feldherr als Žižka, aber viel gröſser als Politiker, ein Mann von weiter Umsicht. Die Reformbewegung schlug in die starre, gewaltsame, öde, utraquistische Staatskirche um.

Ein klares Bild der verwickelten Verhältnisse der Hussitenbewegung verdanken wir nebst einigen schlichten Erzählungen der lateinisch geschriebenen »Chronik« des schon erwähnten, bei den Pragern einfluſsreichen Magisters Vavřinec von Březová, der vor den Folgen der Hussitenbewegung zurückschrickt. Die Geschichte seiner Zeit führte er bloſs in dem Zeitraum von

1414—1421 aus. Seine »Chronik« wurde bald ins Čechische übersetzt, aus anderen Quellen ergänzt und mit der Gesinnung der verschiedenen Abschreiber gefärbt. Den glorreichen Sieg der Čechen bei Taus 1431 feierte der M. Vavřinec von Březová mit einem lateinischen Gedicht, wo die Sehnsucht ausgedrückt ist, daſs sich die christliche Welt mit den Čechen ausgleichen möge. Nach drei Monaten wurden die Čechen von dem Basler Konzil wirklich zur Verhandlung eingeladen. Es war ein groſser äuſserer Erfolg der čechischen Kämpfe für die Freiheit des Gewissens, aber zugleich der Anfang eines inneren Verfalles und beginnender Zersetzung, wie es die nächsten Ereignisse bestätigten. Die strengen, enthaltsamen »Streiter Gottes«, welche ein groſses neues Reich, wo nur das »Gesetz Gottes« walten sollte, begründen wollten, trugen ihre kriegerische Kunst ohne inneres Interesse, nur für Sold und materielle Genüsse auf fremde Wahlstätten. Die geistigen Führer der Táboriten, Mikuláš von Pilgram, Václav Koranda u. a., verbrachten ihre letzten Jahre im Kerker des kalixtinischen Königs Georg von Poděbrady. Das čechische Volk, welches so freudig für die neuen Ideale sein Blut vergossen hatte, wurde von dem čechischen Adel, sowohl dem katholischen als dem utraquistischen, von neuem schwer unterjocht. Die hussitische Propaganda hatte wohl ihre Erfolge in der Fremde, in Polen, in Ungarn – in der Slovakei —, in Deutschland. In ihrer Heimat endeten die hussitischen Kämpfe tragisch; die Früchte der durch Blut erkauften Freiheit sollten anderen Völkern, namentlich den Deutschen, in den Schoſs fallen. Den Čechen trachtete das höhere Streben nach einem vollkommenen religiösen und moralischen Leben Petr Chelčický zurückzugewinnen.

Petr Chelčický (um 1390—1460), Husens nächster Landsmann, hängt mit allen Fasern seines Wesens mit der čechischen Reformation zusammen; ideell führt er sie durch seine strenge Konsequenz zum Abschluſs. Wie Hus strebt er im apostolischen Eifer den rein evangelischen Geist in der christlichen Welt und die Erlösung seiner Mitmenschen an, wie Hus folgt er seinem Gewissen und der gesunden Vernunft, betont die Harmonie der Überzeugung und des Handelns, wie Hus verlangt er die asketische, von dem heiligen Vorbilde Christi abgeleitete Moral.

Chelčický war ein Freisaſs aus Südböhmen. Wie Štítný

wurde er von der Reformbewegung nach Prag hingezogen, lernte daselbst, obzwar nicht gelehrt — er war nicht einmal der lateinischen Sprache mächtig — die vornehmsten Vertreter der hussitischen Ideen kennen und disputierte mit ihnen gern über religiöse Fragen. Er war Zeuge des Jubels über den Sieg, den seine Stammesbrüder durch ein furchtbares Blutvergieſsen bei Vyšehrad 1420 über ihre Feinde erfochten hatten. Er verurteilte diese Tat als dem Gesetze Gottes zuwider und zog sich für immer von Prag nach seinem Erbgute in Chelčice (davon stammt sein Name) zurück. Dieser Schritt charakterisiert die Sonderstellung des idealistischen Schwärmers. In einem Augenblicke, wo sich unübersehbare Scharen von Kreuzfahrern sammelten, um die čechischen Ketzer durch Waffengewalt zur Anerkennung der alten christlichen Autorität zu zwingen oder sie auszurotten, unterliegt er nicht wie alle übrigen dem Trieb der Selbsterhaltung, sondern hält den Wortlaut der Bibel vor Augen und verdammt jede Gewalt.

In seiner Einsamkeit schrieb Chelčický seine Traktate und umfangreichen Bücher. Die »Replik gegen Nikolaus Biskupec von Tábor« (1424) ist die älteste uns erhaltene Schrift Chelčickýs, seine »Postille« — geschrieben in der zweiten Hälfte der dreiſsiger Jahre (zum erstenmale gedruckt 1522; dann 1532) — die umfangreichste (in der neueren Ausgabe 870 Seiten), — und »Das Netz des Glaubens« (»Siet' viery« aus den Jahren 1440—43, gedruckt 1521) das bedeutendste Werk Chelčickýs.

Chelčický ist der Sohn seiner Zeit. Der Antichrist ist seine fixe Idee wie bei allen čechischen Reformatoren. Als Sohn seiner Zeit bewährt er sich, wenn er über dogmatische Fragen mit den Priestern streitet. Über das Sakrament des Altars schreibt er gegen die radikalen táboritischen Priester und führt die Lehre Wiclifs über die Remanenz des Brotes mit eisernen logischen Schlüssen zu den letzten Folgen durch. Er baut auf der Lehre Wiclifs über die Prädestination. Die Bibel ist für ihn die einzige Quelle des Glaubens. In der Erklärung der Bibel verwirft er jede kirchliche Autorität und stellt statt deren die vom hl. Geist aufgeklärte Vernunft auf. Er läſst keinen Unterschied zwischen den Geistlichen zu. Die Gelehrsamkeit erscheint ihm als »heidnisch«, weil das Leben der Gelehrten weit von Christus wegführt. Die Erlösung des Menschen erhofft er bloſs von der

Gnade Gottes, nicht von den Verdiensten des unzureichenden Menschen. Er beschränkt die Zahl der Sakramente, indem er die letzte Ölung und die Firmung als Sakramente nicht anerkennt und das Recht Beichte zu hören, jedem Gläubigen, auch dem Weibe, zugesteht. Er verwirft das Fegefeuer, das Gebet für die Toten, den Ablaſs, die Verehrung der Heiligen und ihre Bildsäulen und Bilder, den Eid; wie Janov und Wiclif will er die Liturgie, den Gesang, die Musik, den äuſseren Prunk in den Kirchen beschränkt wissen. Dem schlichten Gebet gebühre der Vorzug vor ihnen.

Tiefer als die dogmatischen Lehren gehen Chelčickýs moralische Bestrebungen. Das erhabene Vorbild Christi, sein Evangelium legt er als Maſsstab an das Leben der Menschen an, deren Sünden ihn schwer drücken, und findet dieses von dem Antichrist beherrscht. Der Verkünder der christlichen Demut wird hart und rücksichtslos, wenn er die gleichzeitigen Sitten rügt. Im »Netz des Glaubens« geht er alle Stände durch und findet, daſs sie alle Söhne des Antichrist sind, weil sie gegen das Gesetz Gottes leben. — Die gröſste Schuld seiner Zeit, vor allem bei den Priestern, erblickt er in der Kluft zwischen den Worten, die verkündigt werden, und zwischen den Taten, wodurch die Geistlichen dem Volke gefährlich werden. Die dicken Priester, sagt Chelčický drastisch, habe sich der »Antichrist auf den reichen Pfarrbenefizien gezüchtet wie der Bäcker die Schweine im Maststall«. Dem Menschen gesteht er keine andere Freude am Leben zu als das Bewuſstsein, das Gesetz Gottes zu erfüllen.

Alle bisherigen Satzungen der Welt möchte Chelčický abgeschafft wissen, um nur der Lehre Christi genug zu tun. Er verwirft das bequeme, angenehme Leben, den Handel, jede Beschäftigung, die nur materiellen Wohlstand beabsichtigt, als Wucher; sein Herz gehört den Armen und den Leidenden, welche Christus näher stehen. Wenn es nach seinem Wunsche ginge, gäbe es keine Ämter, keine Würden. »Ein guter Christ, ein Diener Christi, dürfe es nicht auf sich nehmen, des Volkes, über welches Christus selbst als König herrsche, König zu werden, was eine heidnische Regierung ist«. Chelčický verbietet das Unrecht mit Stolz, Zorn, Hohn, Rache, Böses mit Bösem, was unchristlich sei, zu vergelten, man soll es geduldig ertragen. Daher verurteilt Chelčický auch den Krieg, die Todesstrafe und

jede Gewalt. Wiederholt zeichnet Chelčický das düstere Bild der Verwüstung, des Blutvergiefsens, der Gewalttätigkeiten gegen die »Ketzer«, die Folgen der fünfzehnjährigen gewaltigen Kriege, die Chelčický schmerzlich miterleben mufste. Ebenso entschieden verurteilte Chelčický das Beispiel der Kirche, welche die weltliche Macht zur Vergewaltigung des Gewissens mifsbraucht. Er strebt, um einen modernen Ausdruck zu gebrauchen, die gänzliche Trennung des Staates und der Kirche an.

Chelčickýs Lehren sind nicht ganz originell. Er verdankt viel der čechischen Reformbewegung: Matthäus von Janov, Hus, Jakúbek von Mies, den táboritischen Geistlichen, die ihm am liebsten waren, den Waldensern und vor allen dem grofsen Denker Wiclif, der ihn, den Verstandesmenschen, am mächtigsten beherrscht. Aber trotzdem hält er sich an keinen als seine Autorität. Für ihn gab es aufser der Bibel und seiner Vernunft überhaupt keine Autorität. Kühn bekämpft und verurteilt er Hus, Jakúbek, die für heilig gehalten wurden, worin er ihre Anschauungen nicht billigen konnte. Für die Lehren und Taten aller gleichzeitigen vornehmeren Geistlichen, Vertreter der verschiedenen Richtungen in Böhmen — er schrieb eine leider nicht erhaltene Schrift »Über die čechischen Parteien« —, interessiert er sich, er lebt völlig den Ideengehalt und die Bestrebungen seiner Zeit mit. Darin äufsert sich auch sein čechisches Wesen, welches man aufserdem an seiner kernigen, manchmal erhabenen, das anderemal über die Mafsen drastischen, manchmal biblisch gefärbten, manchmal wieder allzu weitschweifigen Sprache erkennt. Obzwar Chelčický auch einige Bestandteile aus der alten Tradition beibehielt, eilte er doch seiner Zeit weit voraus. In seinen Lehren entdeckt man viele Gedanken, die die späteren Reformatoren, namentlich Kalvin, verkündeten. Der modernste und gröfste slawische religiöse Denker L. N. Tolstoj fand, als er Chelčickýs »Netz des Glaubens« in die Hand bekam, manchen seiner Gedanken schon von dem alten čechischen Bauer ausgesprochen.

Chelčický erlangte eine grofse Wichtigkeit dadurch, dafs seine Schriften die ideelle Grundlage zu der Unität der Böhmischen Brüder boten. Von dem ersten Erzbischof der Utraquisten Jan von Rokycany, kurz Rokycana (1397—1471) genannt, kam dazu der äufsere Anstofs.

Die einflufsreiche und mächtige Stellung, die seltenen Geistesgaben, seine Vorzüge wie seine Schwächen stellten Rokycana vielen Angriffen seiner zahllosen heimischen und fremden Gegner blofs. Selten wurde eine historische oder litterarische Gestalt so angeschwärzt wie Rokycana. In Jakúbek von Mies fand Rokycana seinen Lehrer, Beschützer und geistigen Vater. Durch sein einnehmendes Äufsere, durch seine wunderbare Beredsamkeit, seine diplomatische Gewandtheit, welche den Streit bald zu entflammen, bald zu legen weifs, spielt er schon in seinen jungen Jahren in Prag eine hervorragende Rolle. In den Disputationen, auf den Landtagen reifst er gewöhnlich die Mehrheit mit sich. Die gröfsten Triumphe feierte er durch seine flammenden Reden auf dem Basler Konzil. Als einflufsreicher Faktor wirkte er auf der Universität. Nach dem Tode Jakúbeks (1429) wurde Rokycana als Generalvikar an die Spitze der utraquistischen Geistlichkeit gestellt, 1435 zum Erzbischof der Kalixtiner erwählt, jedoch vom römischen Stuhle niemals in dieser Würde bestätigt. In den bewegten Ereignissen nach den hussitischen Kriegen wurde er von der Höhe seiner Macht bald gestürzt, bald wieder emporgehoben. Das Schicksal und die Tätigkeit Rokycanas symbolisiert die religiöse Bewegung seiner Zeit, wo die Kraft der religiösen Begeisterung zwar abgeschwächt, aber noch stark genug ist, um sich gegen den inneren Verfall zu wehren.

Das wankende Glück wirkte immer auf die reizbare, ehrbegierige Natur Rokycanas. Sein Hauptbestreben war, die utraquistische Gemeinde in den Schofs der römischen Kirche zurückzuführen; diesem Ziele war er bereit auch seine strengeren Grundsätze zu opfern. Aber in den Augenblicken der Erniedrigung und Verkennung wird Rokycana von dem Eifer und der Innigkeit des älteren čechischen Reformbestrebens ergriffen. So handelte er in den Jahren seiner Verbannung von Prag (1437—1448), als er im Verkehr mit dem sittenstrengen, religiös entzückten Chelčický Trost suchte, so fühlte er, als er in den Jahren 1456 bis 1457 bei dem König Ladislav Posthumus in Ungnade fiel. Damals entstand aus seinen innigen Predigten in der Kirche am Tein zu Prag sein gröfstes litterarisches Werk, die »Postille«. Rokycana kennt die Werke seiner Vorgänger, namentlich ist er von seinem verehrten Lehrer Jakúbek abhängig. Seine »Postille« steht durch die religiöse Begeisterung, durch das ergreifende

Wort und lebhafte Bilder des zeitgenössischen Lebens, durch eine ausdrucksvolle, nicht selten auch drastische Sprache näher der »Postille« Husens als den gleichnamigen Werken Chelčickýs oder Jakúbeks. Die Hebung des sinkenden sittlichen und religiösen Geistes ist das Hauptziel dieser Schrift. Dogmatisch waren für Rokycana die Lehren der utraquistischen Kirche festgestellt; er strebt darin nichts Neues an. Wie Chelčický steht auch Rokycana an der Seite der Bedrängten, der Schwachen, deren er sich gegen die Mächtigen annimmt. Aus den reich detaillierten Vorwürfen Rokycanas kann man ein lebhaftes anschauliches Kulturbild seiner Zeit konstruieren.

Politisch trachtet das utraquistische Ideal gleichzeitig mit Rokycana der König Georg zu verwirklichen. Als der päpstliche Stuhl nach dem Basler Konzil wieder seine Macht gekräftigt, die Čechen durch Verwüstungen des Krieges, durch innere Zerwürfnisse geschwächt sah, getraute er sich gegen die »Ketzer« energischer vorzugehen. Die auf dem Basler Konzil vereinbarten Kompaktata wurden von den Päpsten nicht anerkannt; über den König Georg, den zu vernichten dem Papst christlicher und nützlicher erschien als die wachsende Türkengefahr, wurde der Bann verhängt, seine Untertanen zum Ungehorsam gegen ihren König aufgefordert — gegen den König hatte sich eine katholische Herrenunität gebildet —, neue Kreuzzüge veranstaltet und von fanatischen Predigern wie dem Mönch Joh. Capistran verkündet. In den drückendsten inneren und äufseren Schwierigkeiten trachtete der grofse König sein Reich innerlich zu kräftigen und es den Fortschritten der westlichen Staaten zuzuführen. Den festen Willen des Königs, die Kraft des čechischen Patriotismus und des utraquistischen Ideals zeichnete ausdrucksvoll in der Schrift »Die Botschaft des Königs Georg nach Rom zum Papste« (1462) Václav Koranda der Jüngere (1424—1519), nach Rokycana Administrator der Utraquisten, ein energischer Verteidiger des Königs gegen seine Gegner, namentlich den fanatisch voreingenommenen Agitator des Papstes in Böhmen, einen gewesenen Kalixtiner, Hilarius von Leitmeritz, einen unermüdlichen litterarischen Polemiker. Seinen zeitgemäfsen Plan zu einer Beratung über den Frieden unter den christlichen Herrschern und die Vereinigung der Kräfte gegen den Feind der Christenheit, den Türken, verraten die Reisebeschreibungen »Ein Tagebuch

der Boten des Königs Georg zu dem König von Frankreich Ludwig XI. im Jahre 1464« von Jaroslav, Edelknappen Albrecht Kostkas von Postupice, und die mit einer seltenen Beobachtungsgabe lebhaft geschilderten, leider nur in einer lateinischen späteren (1577) Übersetzung erhaltenen »Reisen des Herrn Lev von Rožmitál« von Šašek von Mezihoří (deutsch beschrieb diese Reisen der Nürnberger Gabriel Tetzel) und andere kleinere litterarische Produkte.

Der König sucht in seinen Herrschersorgen Rat bei fremden und heimischen Gelehrten und Politikern. Eine weite Umschau, erhabene Pläne und einen hohen Herrschersinn des Königs legen seine den Ratgebern vorgelegten Fragen über die Weltpolitik, die heimische Administration, die sozialen Einrichtungen, den nationalökonomischen und kulturellen Fortschritt an den Tag, wie es aus der Beratungsschrift des Hofmannes Ant. Marini de Grationopoli, »Ein Rat dem König Georg über die Hebung des Handels in Böhmen« und der weitschweifigen, oberflächlichen »Správovna« (»Anweisung zur Regierung«, 1471) Pavel Žídeks ersichtlich ist.

Hoch ragt über solche Ratgeber der mährische Staatsmann Ctibor Tovačovský von Cimburk (1437—1494), der berühmte mährische Landeshauptmann, hervor. Von seinem Vater, der dasselbe oberste Amt von Mähren bekleidete, erbte er den Gerechtigkeitssinn, die Anhänglichkeit an die hussitischen Grundsätze und an den König Georg, für den er manchen schweren Kampf gegen seine Gegner, namentlich gegen den Bischof von Olmütz, Tas, und gegen den Breslauer Erzbischof, Jošt von Rosenberg, einen gewandten čechischen Schriftsteller, mit Schwert und Feder bestand. Für die Sache der Kalixtiner kämpft Ctibor Tovačovský auch in seinem umfangreichen Werk, dem »Streit der Wahrheit und der Lüge um die Güter und die Regierung der Priester« (1467), das er dem König Georg gewidmet hat. Gedruckt und mit schönen charakteristischen Holzschnitten versehen wurde das Buch 1539.

An der allegorischen Handlung, an den juristischen Spitzfindigkeiten, an den weitschweifigen Disputationen der Dichtung findet der heutige Leser wenig Gefallen. Die Lüge wird von der Wahrheit vor der hl. Dreifaltigkeit angeklagt, daſs sie die ganze Welt an sich gezogen habe. Von Gott wird ein Gerichts-

verfahren nach Antiochien unter dem Vorsitz des hl. Geistes festgesetzt. Es geht hier alles wie vor dem mährischen Herrengericht zu. Es wird gestritten, beraten, namentlich von den vielen Schwestern sowohl der Lüge als der Wahrheit, bis endlich der Wahrheit der Sieg zugesprochen wird. Das Werk Ctibors verleugnet nirgends seine gegen den Papst und den römischen Klerus gerichtete Tendenz: es verteidigt die bedrohten kirchlichen Ideale des čechischen Utraquismus, es soll sein politisches Haupt, den König Georg, überzeugen, daſs der gleichzeitige Zustand, namentlich die Säkularisation der Kirchengüter, der hl. Schrift, dem Geist des evangelischen Christentums entspricht und von Gott selbst bestätigt wird. Alle Klagen der älteren Sittenprediger über den Verfall der mit Reichtümern überhäuften Kirche, alle religiösen Lehren der Utraquisten werden im »Streit der Wahrheit« wieder laut. Auch die feudale Voreingenommenheit Ctibors und des ganzen čechischen Adels mit König Georg an der Spitze sollte durch das Werk eine höhere Salbung bekommen. Sonst legt das Buch für den Urheber als einen wahrheitsliebenden, offenen, energischen, selbstlosen Mann das beste Zeugnis ab.

In dem »Streit der Wahrheit und der Lüge« erscheint Ctibor Tovačovský als ein Kenner der gerichtlichen Einrichtungen in Mähren. In dem höchsten Amte von Mähren blieb Ctibor unter drei verschiedenen Herrschern in den Jahren 1460—1494. Deswegen forderten ihn die mährischen Adeligen auf, daſs er das alte Gewohnheitsrecht in schriftlicher Form den Nachkommen erhalte. So entstand in den Jahren 1480—1490 das berühmte Rechtswerk, »Das Tovačover Buch«, welches 1545 zum Gesetzbuch der mährischen Landesverwaltung erhoben wurde. Der aristokratische Geist des Landeshauptmanns tritt auch in diesem Werke an den Tag: der Herrenstand herrscht über das Land und richtet, die Landedelleute sowie die Bürger sind in ihren Rechten möglichst beschränkt, dem Bauer liegt es ob, Frondienste zu leisten und zu zahlen. So weit brachte es auch der Utraquismus in den böhmischen Ländern in der Wirklichkeit. Durch die Vladislavsche »Landesordnung« aus dem Jahre 1500, das erste offizielle čechische Gesetzbuch, wurde dieser Stand gesetzlich festgesetzt.

Drittes Kapitel.

Der Humanismus und die Unität der Böhmischen Brüder. Der Verfall.

Im Jahre 1457 suchte eine kleine Schar von schlichten, frommen Brüdern und Schwestern die Ideale Chelčickýs und Rokycanas ins wirkliche Leben zu verpflanzen. Der Bruder Řehoř († 1474), ein Verwandter Rokycanas und gewesener Mönch, gelangte durch sein organisatorisches Talent, durch seine sittenstrenge Lebensweise, seine Erfahrungen und seine Bildung — er schrieb auch Flugschriften — an die Spitze dieser Schar. Bald wufste er in seinem Kunwalder Asyl — Kunwald, ein Dorf in Ostböhmen — verschiedene ähnliche in Böhmen schutzlos lebende religiöse Sekten, wie die Überreste der von König Georg gewaltsam unterdrückten Táboriten, die sogenannten Vilémover und Chelčicer Brüder, die mährischen Brüder, die Waldenser und andere, zu einer Brüdergemeinde zu vereinigen. Diese Brüder hielten im ganzen an den Lehren Chelčickýs fest. Die hl. Schrift bildete die Grundlage für die Religion, die treueste Nachfolge Christi, ein evangelisch schlichtes, unbescholtenes, der Welt entsagendes Leben, christliche Demut und Geduld, tatkräftige Nächstenliebe und Barmherzigkeit waren ihre Ideale. Ihr Gottesdienst, welcher hauptsächlich im Vorlesen und in der Erklärung der Bibel und in der Predigt bestand, wurde in der Muttersprache abgehalten. Bald bekam diese Brüderunität Gelegenheit, ihren Glauben durch Leid und schwere Proben zu stählen. Von dem König, der sich verpflichtet hatte, alle Ketzerei aus seinen Ländern auszujäten, ging 1461 die erste Verfolgung aus und 1468, als sie sich zu einer selbständigen Kirche organisiert und sich ihren erwählten Bischof von dem Bischofe der Waldenser,

denen sie anfangs ganz nahe standen, weihen liefsen, und Rokycana sich von ihnen öffentlich losgesagt hatte, brach eine grausamere Verfolgung über sie herein; einige von den Brüdern mufsten ihr religiöses Ideal mit ihrem Leben erkaufen.

Das Verdienst, die Unität der Böhmischen Brüder vor dem Verhängnis einer belanglosen religiösen Sekte, die in Böhmen auch ferner erstanden, gerettet zu haben, sie der Kulturströmung und den brennendsten Fragen des öffentlichen Lebens angepafst zu haben, gebührt ihrem energischen »Gesetzgeber«, dem Bruder Lukáš (um 1460—1528). Sein unbefriedigt suchender Geist führte ihn bald von der veralteten scholastischen Gelehrsamkeit, die ihm die starre Prager Universität bot, und von dem sinkenden Utraquismus den Böhmischen Brüdern zu. Die für die Unität etwas freiere Zeit von 1475—1526 benützte er mit anderen hervorragenden Mitgliedern, besonders Vavřinec Krasonický († 1532) zur Erhebung der Unität zu einer mächtigen Kirche. Schon 1494 zog er »die gröfsere Partei« der Unität, die eine freiere Lebensweise und Bildung anstrebte, nach sich. Die Konservativen, die »kleinere Partei«, sanken dann zu einer für das Volk unbedeutenden Sekte herab. Auf diese Weise ermöglichte Lukáš auch den reicheren und adeligen Gesinnungsgenossen den Eintritt in die Unität. So konnte sich die junge Kirche nach einem halben Jahrhundert ihres Bestandes in den 400 Brüdergemeinden einer Zahl von über 100 000 Mitgliedern rühmen. Für die neue Kirche agitierte Lukáš, der 1500 zum Bischof der Unität gewählt worden war, in der Heimat und im Auslande, stritt und litt im Kerker. Er erhob die Priester zu einem selbstständigen Stande, sorgte um Schulen und Bücher für sie.

Die reiche litterarische Tätigkeit Lukáš' ist jedoch mehr anregend als litterarisch bedeutend. Durch verschiedene Traktate, durch einen Katechismus »Kindliche Fragen« (1505) sucht er seine Kirche auf eine festere dogmatische Grundlage zu stellen. Er ist in einigen Abhandlungen bemüht die Entstehung seiner Kirche als eine notwendige Forderung für die Christenheit darzustellen — der Verfall der alten Kirche führte sie herbei. Er hob den Gottesdienst in der brüderlichen Kirche, indem er ihn mehr heiligte und namentlich dem Kirchengesang volle Geltung verschaffte. Das kirchliche Lied blühte seit Hus vorzugsweise bei den Kalixtinern. Der utraquistische Priester Václav

Miřínský († 1492) konnte schon ein umfassendes Gesangbuch aus den älteren und eigenen primitiven, gröſstenteils undichterisch den Inhalt der Bibel und der utraquistischen Lehren verdolmetschenden Kirchenliedern zusammenstellen. Es wurde dann im 15. Jahrhundert öfters gedruckt und fand namentlich in Jan Táborský einen kritischen, verständnisinnigen Bearbeiter und Herausgeber. Jedoch das erste gedruckte čechische Kanzional (1505), »Lieder zum Lobe Gottes« (»Písně chval božských«), rührt von Lukáš, der selbst gegen hundert geistliche Lieder verfaſste, her. In dieser Zeit lenkte das religiöse Leben alle dichterischen Talente auf das Gebiet des geistlichen Liedes. Tausende von frommen Liedern wurden verfaſst; nur ein kleiner Teil von ihnen bekam durch die Innigkeit des Gefühls und den dichterischen Schwung die künstlerische Weihe, aber alle erfreuten sich einer seltenen Fürsorge der Gläubigen. Lukáš wuſste die böhmische Brüdergemeinde bei ihrer völligen Selbständigkeit auch gegen den mächtigen nach Böhmen eindringenden Einfluſs Luthers zu erhalten. So hat er die feste Grundlage für die weitere segensreiche Tätigkeit der Brüderunität gelegt.

In der Unität der Böhmischen Brüder kommt nicht nur die begeisterte religiöse Schwärmerei zum Ausdruck, sondern auch das soziale Unrecht. Die Ärmsten, die Bedrücktesten fanden darin ihren Trost. Ein tiefer Verfall der Sitten, ein maſsloses Jagen nach Genüssen und Reichtum, Zerwürfnisse und Fehden zeichneten den gröſsten Teil des Adels und des reichen Bürgerstandes aus. Von den Vorzügen der alten Zeit blieb die Kriegskunst der Čechen übrig. Die Schrift des siegreichen Heerführers des Königs Georg, Václav Vlček von Čenov, »Eine Belehrung dem König Vladislav, wie die Reiter, die Fuſstruppen und die Wagen geordnet werden sollen« (1490), atmet denselben Geist wie der erste Versuch dieser Art in čechischer Sprache, »Die böhmische Kriegsordnung« Hájeks von Hodětín aus dem Jahre 1413, ist aber um groſse kriegerische Erfahrungen reicher.

Einen neuen Lebensgehalt versprach dem sinkenden čechischen Adel der Humanismus zu bieten, welcher sich gerade bei den Höchststehenden in der menschlichen Gesellschaft eines auſserordentlichen Interesses und einer seltenen Fürsorge erfreute. Die ersten Schritte dieser wiederbelebenden geistigen Strömung führen

nördlich der Alpen nach Prag. An dem Hofe Karl IV. weilte der erste unermüdete Vorkämpfer des Humanismus, Petrarca, und gewann in dem Kaiser zwar keinen Gesinnungsgenossen, aber doch einen verständnisinnigen Gönner, unter den Höflingen auch einige Anhänger, namentlich in dem einflufsreichen Kanzler Johann von Neumarkt, dem späteren Bischof von Olmütz; dieser rief auch in dem Markgrafen von Mähren Jošt humanistische Neigungen wach. Durch die Reformbewegung und die hussitischen Kriege wurde die weitere Entwickelung des Humanismus in Böhmen unterbrochen. Fast nach einem Jahrhundert versuchte ein anderer Italiener, der erfolgreiche Apostel des Humanismus in Europa, Äneas Sylvius Piccolomini, die abgewelkte edle Blume in den harten Boden Böhmens von neuem zu verpflanzen und fand für sie sorgfältige Pfleger. Der Angehörige einer berühmten čechischen adeligen Familie, Bohuslav Hasištejnský von Lobkovice (1460—1512), ist durch seine humanistischen Bestrebungen, durch seine reiche Korrespondenz weltberühmt geworden. Er wurde wegen seiner seltenen Formgewandtheit und seiner kühl berechnenden Eleganz in seinen Elegien, Heroiden, Eklogen, Epigrammen und ähnlichen humanistischen Gattungen, in seinen lobrednerischen Schmeicheleien der mächtigen Parteigänger viel bewundert. Er bewährt sich darin als ein meisterhafter Nachahmer der alten Klassiker. Wie Erasmus von Rotterdam neigt er zur Satire hin. Wiewohl Bohuslav Hasištejnský — wie einige gleichzeitige Humanisten anderer Völker — bei den Klassikern antike Tugenden, namentlich eine warme Vaterlandsliebe, den Sinn für den Ruhm seines Volkes, für die Wahrheit und Gerechtigkeit, für die alten Sitten kennen gelernt hat und sie in seinen Schriften auch an den Tag legt, überwiegen doch bei ihm kosmopolitisch humanistische Neigungen. Sein ehrwürdiger Vorgänger, Jan von Rabstein († 1473), der wie Bohuslav auch nur lateinisch schrieb, läfst in seinem einzigen Werke »Dialogus«, einem Gespräch über die politische Lage unter dem König Georg, von diesem Kosmopolitismus nichts ahnen. Für ihn besteht nur sein Vaterland und sein Volk, in ihm schlägt unter dem humanistischen Gewande ein wahrhaft čechisches Herz.

Bald machte sich bei den čechischen Humanisten die für die Nationallitteraturen fruchtbarste Richtung der humanistischen

Bestrebungen geltend. Viktorin Kornel von Všehrdy (um 1460, † 1520), Vizelandschreiber bei der Landtafel, ist der weitaus bedeutendste unter ihnen. Als aufrichtiger Utraquist wollte er nicht, wie andere, die römische Sprache verbreiten und so »Wasser ins Meer gießen«, sondern die Früchte der humanistischen Bestrebungen den Laien zugänglich machen. Von den Übersetzungen erbaulicher christlicher Schriften ging Viktorin zu seinem bedeutendsten selbständigen Werke über, den »Neun Büchern über die Rechte, Gerichte und die Landtafel Böhmens« (1499; in einer neuen Umarbeitung 1508). Wie die klassischen Sprachen sein Gefühl für die Schönheiten seiner Muttersprache, die er der lateinischen an die Seite stellte, schärften, so lernte er durch das Studium des römischen Rechtes den Rechtssinn seiner Vorfahren schätzen. »Wenn ich hundert Zungen hätte«, schreibt er in recht humanistischer Ausdrucksweise an einer Stelle, »und ebensoviele Munde, eine eiserne Stimme und kupferne Federn, könnte ich weder durch die Sprache noch durch die Schrift klarlegen, welches Lob die alten Čechen in der Verwaltung ihres Landes Böhmen verdienen, indem sie so gerechte, so angemessene und so sowohl für sich als auch für ihre Nachkommen nützliche Rechte erdacht haben« . . . Der fleißige Leser Dalimils ist čechisch national gesinnt; die Verteidigung der Rechte der čechischen Sprache versäumt er bei keiner Gelegenheit. Er billigt es freudig, daß in die Landtafel 1495 die čechische Sprache eingeführt worden war — in Mähren war es durch das Verdienst Ctibor Tovačovskýs schon 1480 geschehen —; mit Stolz hebt er aus der čechischen Vergangenheit Männer hervor, die für ihre Muttersprache Sorge tragen. Wie Dalimil, schätzt auch Viktorin das allgemeine Wohl hoch, wofür ihm die römischen Klassiker mehr Begeisterung einflößten, und verurteilt die usurpierten Vorrechte des egoistischen Adels, den Lug und Trug seiner Zeit. Seine Sprache, die sich an alte Muster anlehnt, klingt daher trotz des beliebten humanistischen Gewandes, welches namentlich in langen Perioden und einigen lateinischen Wendungen sich zeigt, kernig čechisch. Sein Rechtsbuch reiht man unter die klassischen Werke der čechischen Prosa.

Ähnliche patriotische Gesinnung und Liebe zu der Muttersprache wie Viktorin legte in einigen Vorreden zu seinen zahlreichen Übersetzungen aus den älteren lateinischen und den

humanistischen Schriftstellern und namentlich in seinem »Mahnbrief an die Prager« sein Freund Řehoř Hrubý von Jelení († 1514), der Übersetzer — wohl der erste in die Nationalsprachen — der berühmten satirischen Allegorie »Lob der Narrheit« (1513) von Erasmus von Rotterdam. Řehoř Hrubý hatte keine höhere Bildung genossen. Dafür wandte er auf die Bildung seines Sohnes Sigismund sein ganzes Vermögen auf. Für ihn gewann er als Lehrer den reich begabten Václav Písecký (1482—1511), den ersten Übersetzer aus der griechischen Sprache. Písecký war es nicht gegönnt, die grofsen Hoffnungen, die seine Freunde auf ihn bauten, zu erfüllen; er starb vorzeitig an der Pest in Italien. Sein Zögling Zikmund von Jelení (Sigismundus Gelenius, 1497—1554) wirkte dann in der berühmten Frobeniusschen Buchdruckerei zu Basel als erster wissenschaftlicher Herausgeber lateinischer Schriftsteller und liefs daselbst auch seine zahlreichen Übersetzungen aus dem Griechischen ins Lateinische sowie sein selbständiges Werk »Lexicon symphonum«, ein vergleichendes Wörterbuch der griechischen, lateinischen, deutschen und slawischen Sprache, drucken.

Die čechischen Humanisten benützen wie die Böhmischen Brüder zur Verbreitung ihrer Ideen im vollen Mafse die Buchdruckerkunst. Frühzeitig wufste das čechische Volk diese grofsartige Errungenschaft des menschlichen Geistes seiner Bildung dienstbar zu machen. Als der älteste Druck wird die »Trojanische Chronik« aus dem Jahre 1468 angeführt. Unter den zahlreichen Inkunabeln (bis zum Jahre 1526 über hundert) befinden sich Bibeln (die Prager Bibel aus dem Jahre 1488, die Kuttenberger 1489 u. a.), religiös erbauliche Schriften, Übersetzungen der Humanisten u. v. a. Mikuláš Konáč von Hodištkov oder Finitor († 1546), wie er der Mode gemäfs seinen Namen latinisierte, nötigte sein Buchdruckerhandwerk, welches er auch als Vizehofrichter (von 1520—1542) betrieb, zu einer fleifsigen Übersetzungstätigkeit, durch welche sich seine Sprache allmählich vervollkommnete. Konáč verkörpert in der čechischen humanistischen Litteratur den einseitigen Hang des Humanismus zu der Allegorie und Fabel. Diese waren eine sehr beliebte Form der älteren čechischen Dichter. Zu dem ziemlich selbständigen »Rat der Tiere«, welcher um etwa hundert Jahre jünger ist als Smils »Neuer Rat« und den gemeinen Mann im Sinne hat, zu

dem sogenannten »Esop«, der in einer kernigen čechischen Sprache 1488 gedruckt, dann in einer neuen Übersetzung und mit umfangreichen Ergänzungen nach dem Sammelwerke Steinhöwel-Brants von Jan Akron Albín 1557 erschienen war, traten jetzt auch Bidpajs Fabeln in Konáčs Buche »Die Regeln des menschlichen Lebens, anders Gleichnisse alter Weisen« hinzu. Das bedeutendste Werk Konáčs ist sein selbständiges »Buch von dem Jammern und Klagen der Gerechtigkeit, der Königin und Frau aller Tugenden«, welches der hochbetagte Humanist vor seinem Tode 1545 beendet hatte. Konáč gebrach es an dichterischer Begabung, um das in der älteren čechischen sowie der humanistischen Weltlitteratur so beliebte Motiv einer Musterung aller Stände auch künstlerisch gestalten zu können. Wegen seines abstrakten Charakters macht das »Buch« Konáčs den Eindruck eher einer Reihe von fleiſsig gefeilten, die humanistische Lebensweisheit bietenden Predigten als den einer Dichtung. An dem Werke ist die Tendenz und eine gute Sprache zu loben.

Im 15. Jahrhundert beherrscht der Humanismus fast alle Gemüter der gebildeten čechischen Welt. Ferdinand I., mit dem 1526 das habsburgische Haus für immer den böhmischen Thron bestiegen hatte, unterstützte humanistische Bestrebungen, namentlich gelehrte Forschung. Die wunderbaren originellen architektonischen Werke der Vladislavschen Spätgotik eines Beneš von Louny, Rejsek u. a. lösen jetzt Bauten der reinsten Renaissance ab, wie das prachtvolle von Ferdinand I. erbaute »Belvedere«, welches man mit Recht als den schönsten Renaissancebau Mitteleuropas anerkennt. Nie konnte ein Bürger ein adelndes Prädikat so billig erringen wie ein Schriftsteller unter den ersten Habsburgern. Der vermögende und einfluſsreiche čechische Magnat Jan Hodějovský von Hodějov (1496—1566) spielte dabei den Vermittler. Wie viele fremde Fürsten und hohe Würdenträger versammelte er eine gröſsere Gemeinde von Humanisten um sich, unterstützte sie willig mit seinem Gelde, sorgte für sie um Ämter und ehrende Auszeichnungen und muſste dafür eine Unmasse von hohlen, ihn verherrlichenden lateinischen Gelegenheitsversen und anderen humanistischen Tand lesen — man sammelte ganze vier Bände »Farragines poematum« von dieser unnützen, in Böhmen fast von einem Schock Versschmiede erzeugten litterarischen Ware. Sie verbreiteten auf den Schulen zwar die

Kenntnis des Lateins, aber ihre Muttersprache schätzten sie gering. Schien ja dem bedeutendsten lateinischen Dichter dieser Zeit und einem vortrefflichen humanistischen Schulmanne Matouš Kołínský eine Universitätslektion seinen Ruhm und zugleich einen Lohn des Himmels besser zu sichern als tausend Gedichte in der Volkssprache. Sein Patron Hodějovský teilte diese Voreingenommenheit nicht. Wie er in seiner humanistischen Gemeinde keine konfessionellen Unterschiede kannte, so unterstützte er auch humanistische Schriftsteller, welche in ihrer Muttersprache schrieben. Unter den letzteren gab es keine Dichter. Ihre Tätigkeit war der belehrenden und wissenschaftlichen Litteratur gewidmet. Andere Strömungen, namentlich die religiösen, kamen mit zum Wort.

Der unbeständige, mit der alten Weltordnung Kompromisse schliefsende Utraquismus unterlag leicht jeder ideell stärkeren Richtung; es gab unter ihm viele Abtrünnige sowohl an den Katholizismus als auch an die Brüderunität. Der Urheber der deutschen Reformation, Luther, mufste ihr Herz noch mehr einnehmen. Luther gab sich ja selbst — namentlich in dem bekannten Briefe an den Prediger des Kurfürsten von Sachsen — für einen Hussiten aus. Die Utraquisten sahen sich geschmeichelt, dafs Luther den Kelch bei den Laien billigte, dafs er eine nationale deutsche Kirche anstrebte, wie die Čechen eine čechische hatten; der böhmische Adel fand in dem Vorgang der deutschen Fürsten, die sich Luthers gegen den Kaiser annahmen, eine Stärkung seiner Bestrebungen nach der Unabhängigkeit von dem König. Mit Luther suchte anfangs auch die Böhmische Brüdergemeinde Fühlung zu gewinnen. Kurz, Böhmen war der fruchtbarste Boden für den Samen der deutschen Reformation. So fanden Luthers Schriften bald čechische Übersetzer: 1520—1523 wurden aufser anderen die Erläuterung der zehn Gebote Gottes und des Vaterunsers, der Sendbrief an die böhmischen Stände, der Sendbrief an die Prager ins Čechische übertragen. In Prag und in anderen Städten Böhmens gab es ungemein viele Anhänger und viele begeisterte Verkünder wie verbissene Gegner Luthers. Es traten aber auch die Katholiken mit ihren Ansprüchen kühner auf, es meldete sich die Böhmische Brüdergemeinde immer lauter um ihre Rolle im geistigen Leben ihres Volkes.

Die Geschichtschreibung trägt die deutlichsten Spuren dieser

widerstreitenden Bestrebungen. Bartoš Písař (um 1470—1535), ein Leinwandhändler, bekleidete kürzere Zeit das Amt des Schreibers (daher sein Name Písař = Schreiber). In der »Chronik von dem Prager Sturm im Jahre 1524«, einem der besten in einer volkstümlich kernigen Sprache verfaßsten čechischen Geschichtswerke der älteren Zeit, schildert er zuweilen recht plastisch, namentlich in der Charakteristik der Hauptpersonen, die stürmischen Begebenheiten in Prag, wo eine reformfreundliche Partei, die zu Luther hinneigte, von der altkalixtinischen korrumpierten Gegenpartei gewaltsam unterdrückt, ihre Anhänger gefangen gehalten, verbannt, ihr Vermögen konfisziert wurde, bis nach fünf Jahren von dem König Ferdinand I. wieder Ordnung geschaffen wurde und die Verbannten — darunter auch Bartoš Písař — in ihre früheren Rechte wieder eingesetzt wurden. Einen tieferen Einblick in die Psychologie der einzelnen Personen und ganzer Massen sowie in die Politik des energischen, seine Macht immer mehr gegenüber dem Adel kräftigenden Königs Ferdinand I. gewähren die an urkundlichem Material reichen »Akten oder Gedenkbücher oder Geschichte jener zwei unruhigen Jahre (1546 und 1547)« des humanistisch allseitig gebildeten Sixt von Ottersdorf (1500—1583). Als bedeutender Politiker und Kanzler der Prager Altstadt nahm er an der unentschiedenen Revolution der Stände gegen ihren Herrscher teil, der von ihnen eine Hilfe gegen die deutschen Glaubensgenossen verlangte, wurde dann von dem siegreichen König seines Amtes enthoben, zur Führung eines Handels und dabei auch zu einer wirksamen litterarischen Tätigkeit bewogen — er revidierte auch die Übersetzung des Neuen Testamentes nach dem griechischen Original. Nach dem Tode Ferdinand I. wurde er der amtlichen und politischen Tätigkeit wiedergegeben.

Nach dem Schmalkaldener Frieden schritt man energisch an die Ausführung der strengen königlichen Mandate gegen die von allen Konfessionen gehaßte Brüderunität. Eine Episode aus den Verfolgungen der Unität hat uns der Bruder Jakub Bílek (1516—1581) in schlichter, rührender Weise in »Dem Leben Jan Augustas« (deutsch von Jos. Müller 1895) schriftlich erhalten. Die beispiellose Energie und Gewandtheit stellte den herrschsüchtigen, ehrgeizigen, beredten, prunkliebenden Autodidakten Jan Augusta († 1572) an die Spitze der Brüdergemeinde. Als ihr Bischof

schrieb er viele polemische Flugschriften, unterhandelte mit Herrschern, mit Luther, mit Kalvin, bereitete durch seine Inkonsequenz seiner Kirche peinliche Situationen nnd schwere Gefahren. Seine Teilnahme an der Empörung gegen den König büſste er mit einem sechzehnjährigen schweren, an Abenteuern und bewegten Szenen reichen Kerker, den sein ergebener Sekretär Jakub Bílek mit ihm teilte und ihm dafür in seiner Schrift ein ehrendes Denkmal setzte. Der Bischof verfaſste im Kerker eine groſse Zahl von Kirchenliedern und schrieb sein Hauptwerk »Sumovník« (= Compendium). Nachdem Augusta aus seiner Haft entlassen worden war, war er eifrig bemüht, die Brüder, die sich von ihm losgesagt hatten, mit der utraquistischen Kirche und den Lutheranern zu vereinigen. Aber dagegen schützten sie schon stärkere Führer.

Andere wollten die Geschichte ihren konfessionellen Zwecken oder ihrem persönlichen Vorteile dienstbar machen. So bemühte sich der kalixtinische Priester Bohuslav Bílejovský (1480 bis 1555), ein boshafter Feind der Böhmischen Brüder, in seiner »Chronik von Böhmen« (gedruckt 1537 in Nürnberg) den Utraquismus als eine seit den Zeiten Cyrills und Methods in Böhmen bestehende Kirche zu beweisen, und scheute wie die Fabrikanten von Adelstiteln keine Fälschungen der Geschichte. Die Furcht seiner Glaubensgenossen vor der »Chronik von der Gründung des Landes Böhmen« (1539), die sie zu hussitisch erwarteten, des schmiegsamen, auf seine Vorteile sehenden Humanisten Martin Kuthen von Sprinsberg (um 1500, † 1564), benützte der in seinen Hoffnungen enttäuschte Karriere- und Präbendenjäger, der zank- und ränkesüchtige katholische Würdenträger Václav Hájek von Libočany († 1552) dazu, daſs er eine »Chronik von Böhmen« (1541) nach dem Wunsche des katholischen Adels zu schreiben begann. Von allen maſsgebenden Seiten lieſs die Regierung und seine Gönner mit groſsem Aufwand für Hájek Quellen sammeln. Wiewohl sich Hájek in der Vorrede mit der hohen Auffassung der geschichtlichen Wahrheit brüstet, ist seinem Werke ein Bestreben nach der Wahrheit ganz fremd. Er appretiert nicht nur Volkssagen historisch, indem er sie mit genauen Daten versieht, er schützt Quellen vor, die er nicht in der Hand gehabt hatte, er faſst die čechische Vergangenheit mit der rücksichtslosesten Tendenz seiner Partei auf, er schmeichelt darin

durch erdichtete Verherrlichung der Vorfahren den einflußreichen gleichzeitigen adeligen Geschlechtern. Und dennoch blieb diese Chronik wegen des volkstümlichen, leicht zugänglichen Stiles, wegen ihrer urwüchsig čechischen Sprache, der patriotischen Gesinnung das gelesenste Buch des čechischen Volkes in seinem Verfall. Von J. Sandel wurde es ins Deutsche übersetzt (die erste Ausgabe 1596). Die geschichtliche Autorität dieses Werkes wurde erst im 18. Jahrhundert von Gelasius Dobner gestürzt und dann von allen čechischen Geschichtschreibern verurteilt.

Die katholische Kirche hatte gewiß bessere Verfechter ihrer Sache in Böhmen als Hájek aufzuweisen, die ihren allmählichen Sieg vorbereiteten. Von Ferdinand I. wurde 1556 der jesuitische Orden nach Böhmen eingeführt. Wie in anderen Ländern entwickelte er bald eine eifrige litterarische Tätigkeit. Einer der besten Vertreter des Katholizismus ist Tomáš Bavorovský († 1562), dessen »Čechische Postille« (1557) alle ähnlichen zahlreichen Produkte dieser Zeit übertrifft, indem sie durch ihren aufrichtigen, religiösen und moralischen Eifer und die Kühnheit des Ausdruckes an die lautersten Ziele der čechischen religiösen Bewegung erinnert.

Einer ebenso eifrigen Pflege wie die heimische Geschichte erfreute sich auch das Recht. Unter dem klugen, tatkräftigen Ferdinand I. arbeiteten die Landtage der einzelnen Länder fleißig an den Landesverfassungen. Der freier aufatmende Bürgerstand ließ Sammlungen von seinem Recht anlegen. Gesetzliche Gültigkeit erlangte und behielt über zwei Jahrhunderte das treffliche, mit der klassischen Genauigkeit des Ausdrucks sich auszeichnende Werk des Kanzlers der Prager Altstadt, Pavel Kristian von Koldín (1520—1589), »Die Stadtrechte«, in denen der gebildete Humanist eine genaue Kenntnis des römischen Rechtes, besonders der »Institutionen«, sowie des mannigfaltigen im Lande üblichen Stadtrechtes kundgibt.

Außer der Heimat interessierte stets die Wiege des Christentums, Palästina, die religiös gestimmten Gemüter des čechischen Volkes am meisten. Zu den heiligen Stätten wurden häufige Reisen unternommen und von einigen Teilnehmern auch geschildert. Solche Beschreibungen der Reise nach Palästina besitzen wir aus dem Ende des 15. Jahrhunderts drei. »Die im Jahre 1493 zum Grabe Gottes unternommene Pilgerfahrt« (1505)

von dem katholischen Edelmann Jan von Lobkovice und zu Hassenstein (1450—1517), dem Bruder des berühmten Humanisten, ist die wichtigste. Seine Lebensweisheit, sein menschliches und christliches Wesen, seine seltene Redlichkeit und reiche Erfahrungen, sein Standesinteresse legte der Autor in seiner originellen »Nachricht und Belehrung dem Sohne Jaroslav darüber, was er machen und lassen sollte« (1504) nieder. Viel abenteuerlicher und bewegter als die einfach und nüchtern geschilderte Wallfahrt Lobkovic's verlief eine nach einem halben Jahrhundert später unternommene Reise des katholischen Altstädter reichen, humanistisch gebildeten Fabrikanten physikalischer und mathematischer Instrumente Oldřich Prefát von Vlkanov (1523—1565). Sein Schiff wurde unterwegs von türkischen Piraten überfallen und wurde dann zum Spiel eines fürchterlichen Seesturmes. Die Schilderung dieser Ereignisse gehört zu den schönsten Stellen seiner genau beschriebenen »Reise von Prag nach Venedig und von da aus über das Meer bis nach Palästina« (1563).

Mit der Geographie, Ethnographie und Geschichte der weitesten Welt im Sinne der strengeren systematischen humanistischen Wissenschaft sollte das čechische Volk »Die čechische Kosmographie« (1554) von Zikmund von Púchov († um 1584) bekannt machen. Der erste Teil dieses umfangreichsten Werkes der älteren čechischen Litteratur (über 1800 Folioseiten) ist eine Bearbeitung des berühmten Werkes des Basler Professors Seb. Münster (der zweiten lateinischen Bearbeitung aus dem Jahre 1550). Im zweiten Teile versucht der čechische Schriftsteller aus verschiedenen antiken und mittelalterlichen Quellen eine selbständige Weltgeschichte zusammenzustellen, die er nach der mittelalterlichen Gewohnheit nach den vier Weltmonarchien schildert.

»Die čechische Kosmographie« war auf die Anregung Ferdinand I. entstanden. Gleiche Sorge trug der realistische Herrscher auch für die Naturwissenschaften, deren Vernachlässigung er bei den Čechen rügte; sie seien dadurch von dem Wege ihrer Vorfahren weit abgewichen. Der König hatte recht. Den alten wissenschaftlichen Glanz der Prager Hochschule hielt noch in der hussitischen Bewegung neben anderen die damalige mathematische und medizinische Fachgröße, Husens Freund

M. Křišťan von Prachatice († 1439) aufrecht. Sein lateinisches »Herbarium« versah er mit čechischen Ausdrücken der Pflanzen und faſste dann alle mittelalterliche medizinische Gelehrsamkeit seiner Vorgänger in den čechisch geschriebenen »Ärztlichen Büchern« zusammen. Damals wurden ins Čechische übertragen und mit einigen Zusätzen erweitert die zwei autoritativsten Quellen der mittelalterlichen Chirurgie, »Rhazes Wunderarzneikunst« und »Wunderarzneien Salicettis«. Die modernere, mehr reale Kenntnis der Heilpflanzen verbreitete mit Erfolg M. Jan Černý, der Bruder des Bischofs Lukáš, wie dieser ein eifriger Anhänger der Brüderunität, ein erfolgreicher religiöser Polemiker, der berühmteste praktische Arzt seiner Zeit. Von seinen medizinischen Schriften wurde die »Schrift über die Pestkrankheiten« (1506) sehr oft herausgegeben. Sein Hauptwerk ist das »Medizinische Buch, welches Herbar oder Kräuterbuch heiſst« (1517 in Nürnberg und dann öfters), mit primitiven Abbildungen der Heilpflanzen und mit einem interessanten Versuch einer čechischen Pflanzenlehre. Den Höhepunkt erreicht diese Wissenschaft in dem berühmten Mathematiker, Astronomen und Mitarbeiter des Dänen Tycho de Brahe, dem Protomedikus des Königreichs Böhmen und dem Leibarzt des Kaisers Maximilian II., Tadeáš Hájek, oder mit seinem lateinischen Namen Nemicus (1525—1600). Der allseitig gelehrte Mann machte zum ersten Male den Versuch, die Prager Umgebung zu messen und zu mappieren — die erste Karte von Böhmen von Klaudyan rührt aus den Jahren 1517—1518. Aus dem Lateinischen übersetzte er in seine Muttersprache das berühmteste Werk dieser Art Andreas Matthiolis (1500—1577), des Leibarztes des Erzherzogs Ferdinand, mit dem Hájek elf Jahre in Prag verkehrte, das »Herbar oder Kräuterbuch«, welches mit einem unerhörten Aufwand 1562 herausgegeben wurde. Die vortrefflichen, getreuen Abbildungen der Heilpflanzen suchen wohl bei anderen Völkern zu dieser Zeit ihresgleichen. Der čechischen Wissenschaft erwies dieses Werk einen groſsen Dienst durch die genau spezifizierte botanische Terminologie.

Die čechische Poesie lieſs der Humanismus, der von den slawischen Litteraturen vorzugsweise auf die polnische Poesie so befruchtend einwirkte, von seinem Einfluſs ganz unberührt. Das von ihren geistigen Führern auf diesem Gebiete verlassene Volk

tradierte und schuf seine Volkslieder, deren Charakter auch einige historische Sänge über frische Begebenheiten tragen. Das Volk ergötzte sich an den Volksbüchern, welche ihre Verwandtschaft mit den alten legendarischen und phantastischen Vorwürfen verraten. Seit dem 15. und 16. Jahrhundert wurden »Jiříks Visionen«, eine in der Art der Wallfahrt des hl. Patricius im Fegefeuer unternommene mystische Wanderung in der jenseitigen Welt, die rührende Erzählung von der engelhaft geduldigen und treuen »Griseldis« und ihrem Gegenstück, »der bösen und untreuen Briseldis«, das unglückliche Liebespaar »Gwiskard und Sigismunde (Ghismonde)«, »Genovefe«, «Melusine«, »Magelone«, »Von den sieben Weisen«, »Eulenspiegel«, »Faust« und ähnliche aus den westlichen Litteraturen, namentlich der deutschen, übernommene »Chroniken«, wie die alten Čechen diese Volksbücher nannten, verschiedene Prophezeiungen öfters abgeschrieben, gedruckt und daraus manche Motive in die Volkstraditionen übernommen, variiert und poetisch vervollkommnet.

Die dramatische Poesie fand schon eine allgemeinere Pflege. Die lateinischen, namentlich die jesuitischen Schulen führen in der lateinischen Sprache dramatisierte biblische Stoffe, didaktisch allegorische Stücke auf und gewinnen dadurch viele Anhänger. Biblische Spiele gab es auch in der čechischen Sprache. Schon der Humanist Konáč hatte 1547 das deutsche Spiel »Judith« in seine Muttersprache übertragen. In der späteren Zeit erschienen ähnliche Spiele von verschiedenen Autoren. Possenhafte Faschingsspiele oder Bacchusiaden und derbe dramatisierte Szenen des Volkslebens tragen einen ganz volkstümlichen Charakter an sich. Die üppigen Ausschweifungen seiner Landsleute veranlafsten den protestantischen Priester Vavřinec Leander Rvačovský (1525, † nach 1590), ein moralisierendes, satirisches, an kulturgeschichtlichem Material und bunten, frisch geschilderten Szenen reiches Werk, den »Fasching« (1580) zu verfassen.

In dem Hauptvertreter der Dichtkunst, Šimon Lomnický von Budeč (1552, † um 1622) ist der klägliche Zustand der čechischen Poesie charakteristisch verkörpert. Die Kunst der Versemacherei wendete er dazu an, erbauliche religiöse Betrachtungen und Ermahnungen an seine Mitmenschen zu richten, bedeutende gleichzeitige Begebenheiten bänkelsängerisch zu besingen, gröfstenteils aber sich in die Gunst der Mächtigen und

Reichen einzuschmeicheln. Von seinen zahlreichen Arbeiten ist die Sammlung von versifizierten lehrhaften Gedichten, »Instruktion einem jungen Hauswirte« (1586), die öfters herausgegeben wurde, wohl sein bestes, das erste katholische »Kanzional« (1580) sein verdienstvollstes Werk. Seine Charakterlosigkeit und seichte Lebensauffassung richtete Lomnický moralisch und materiell am Abende seines Lebens zugrunde.

Durch die Tendenz seiner »Nackten Wahrheit« (»Prostopravda«, 1620) steht der ehrenhafte abenteuersüchtige Mikuláš Dačický von Heslov (1555—1626) viel höher. Seine unersättliche Trink- und Rauflust, seine Buhlereien und Zänkereien unterdrückten die edleren Regungen seines Geistes nicht. Unter dem angeführten Titel verband Dačický Gedichte ungleichen Inhalts, versifizierte manchmal recht unflätige Neckereien, scharfsinnige Einfälle und Sprüche, aber immer dringt seine warme Vaterlandsliebe, seine Anhänglichkeit an die evangelische Religion seiner Vorfahren und die Vaterstadt Kuttenberg, sein aufrichtiger Haſs gegen die katholische Kirche und das fremde Wesen durch das Gewand der volkstümlich derben, ungesuchten, oft witzigen Ausdrucksweise. Von der starken Individualität des liederlichen Edelmanns sind auch seine kernig, plastisch und wahrheitsgetreu geschriebenen »Denkwürdigkeiten« durchdrungen.

Die Verfolgungen der Brüdergemeinde, die ihre Charaktere stählten, ihren sittlichen Ernst hoben, ihre Frömmigkeit entflammten, ihre Disziplin und Organisation im demokratischen Sinne vervollkommnen halfen, nötigten sie ihren Wirkungskreis nach Polen, wo schon 1558 ein eigener Bischof vierzig brüderliche Kirchen verwaltete, und nach Mähren, wo sie freier aufatmen konnten, zu verlegen. Da erreichte sie bald ihre Blütezeit. Die hatte sie hauptsächlich ihrem genialen Haupt, dem Mähren Jan Blahoslav (1523—1571), zu verdanken. In seinem vierunddreiſsigsten Jahre wurde Blahoslav, der an den Universitäten zu Wittenberg, zu Königsberg und Basel studiert hatte, zum Bischof der Unität erwählt. Der Unität erwies er durch seine ausgezeichnete litterarische und kulturelle Tätigkeit und durch sein seltenes politisches Talent, das ihm ermöglichte, wichtige Sendungen mit Erfolg durchzuführen, unschätzbare Dienste. Als Schreiber der Brüdergemeinde befaſste sich Blahoslav mit ihrer Geschichte. Die Pietät zu dem Geist der

Unität und der Arbeit der Vorgänger, der historische Sinn, den die Böhmischen Brüder immer kundgaben, gaben den Anlafs zur Gründung eines »Archivs der Böhmischen Brüder« (jetzt befindet es sich in dem von den Böhmischen Brüdern 1700 gegründeten Herrenhut). Dies Archiv bereicherte Blahoslav um acht wertvolle Bände und schrieb auf Grund des reichen Materials eine ausführliche Geschichte seiner Kirche: »Über den Ursprung der Brüderunität«. Den Anfängen der Unität sind auch Arbeiten des vortrefflichen Zeitgenossen Blahoslavs und Bischofs der Unität, Matěj Červenka (1521—1569), und später des Bruders Jan Jaffet († 1614) gewidmet.

Zu Ivančice (Eibenschütz) in Mähren, wohin Blahoslav als Bischof übersiedelte, vollendete er mit anderen zwei Gehilfen das prachtvolle brüderliche »Šamotuler Kanzional« (es erhielt den Namen von der polnischen Gemeinde Šamotuly, wo es mit Unterstützung des polnischen Magnaten Lukáš von Górki 1561 gedruckt wurde). Bis zu Ende des Jahrhunderts wurde es noch sechsmal aufgelegt; eine neue Redaktion hat namentlich das »Ivančicer Kanzional« (1564) erfahren. Nebst der »Kralicer Bibel« bedeutet dieses Werk die gröfste litterarische Tat der Brüderunität. Diese prachtvoll ausgestattete Sammlung von ungefähr 750 mit Noten versehenen Kirchenliedern setzt diesen eigenartigen bedeutenden Erzeugnissen des čechischen Geistes die Krone auf. Alle Kirchen in Böhmen wetteiferten in dieser Zeit in der Herstellung ihrer Gesangbücher. Während aber die Brüder ihre Kanzionale durch den Druck möglichst zu verbreiten trachteten, gingen aus den kunstgewandten Händen einiger kalixtinischen Künstler, wie Jan Táborský, Jan Kantor u. a., handschriftliche Kanzionale und Graduale hervor, die den Stolz der čechischen berühmten Miniaturkunst bilden. An Umfang trachtet das »Šamotuler Kanzional« das katholische Kanzional (1601) Jan Rosenpluts († 1652) zu übertreffen. Die meisten Auflagen (seit 1636 gegen 70) und Ergänzungen kann das Kanzional »Cithara sanctorum« des protestantischen Priesters Jiří Třanovský (1591—1637) aufweisen. Blahoslav bewährt in seinen eigenen Liedern und in den Bearbeitungen anderer Mitglieder ein feines ästhetisches Verständnis und hat einen erhabenen, wirksamen Ausdruck zur Verfügung. Seinen geläuterten kritischen und ästhetischen Sinn, eine gute musikalische Schulung

verrät sein theoretisches Buch »Musika« (1558), welchem in der zweiten Ausgabe eine Belehrung für Sänger und eine Anleitung für Dichter und Komponisten beigefügt sind.

Wie viele Humanisten widmete sich auch Blahoslav dem kritischen Studium des Neuen Testamentes im Original; die Frucht dieser Studien war eine meisterhafte Übersetzung desselben aus der griechischen Sprache (1565). Ähnlich wie Blahoslav bei Verfassung der Lieder viel über die Musik und Poetik nachdachte, so begleitete er seine Übersetzungstätigkeit mit kritischen Betrachtungen über den Geist der Muttersprache und schrieb sie in seiner »Čechischen Grammatik« (1571) nieder. Die ältere čechische Litteratur, in der er sehr belesen war, seine Erfahrungen in den brüderlichen Schulen, denen er die gröſste Fürsorge zukommen lieſs, die allseitige Kenntnis fremder Sprachen, das feine Sprachgefühl lieferten seinem meditierenden Geiste reichen Stoff zur Festsetzung der Sprachregeln. Die älteste čechische Grammatik (1533), ein gemeinsames Werk Beneš Optáts, Petr Gzels und Václav Philomates', welche in derselben Zeit wie die älteste deutsche Sprachlehre Jckelsamers gedruckt wurde, nahm Blahoslav als Grundlage seiner trefflichen Ausführungen und Erläuterungen, welche die Veredelung der čechischen Sprache anstreben.

Bei jedem Unternehmen hatte Blahoslav die Aufklärung seines Volkes im Sinne. Mit unermüdlichem Eifer führte er den Kampf gegen reaktionäre Tendenzen, welche von Zeit zu Zeit — das letztemal durch den zurückgesetzten Bischof Jan Augusta — in der Unität als atavistische Neigungen laut werden. Blahoslav legte sie mit seinem wirksamen, klassisch geschriebenen Werkchen der rhetorischen Kunst, »Eine Philippik gegen die Misomusen« (1567), endgültig lahm. Wie Blahoslav bei seiner amtlichen Tätigkeit die höheren Ziele vor Augen hatte, davon legt seine durchgreifende Kritik »Die Fehler der Prediger« ein schönes Zeugnis ab.

So entfachte Blahoslav, wo er nur eingriff, das Licht der Aufklärung, so veredelte er durch den Ernst und die Tiefe seiner Bestrebungen, durch seinen erhabenen Charakter sein Zeitalter. Er wuſste wie keiner von den Zeitgenossen die fortschrittlichsten Richtungen seiner Zeit, den Humanismus und die Reformation, deren schönste Früchte er sich zu eigen machte, zu originellen

Äufserungen eines echt čechischen Geistes zu benützen. Sein Geist und seine Arbeit stellten die Brüderunität an die Spitze des čechischen litterarischen und kulturellen Bestrebens. Blahoslav war es nicht gegönnt, sich der religiösen Freiheit, welche die Unität durch die »böhmische Konfession« 1575 gleich anderen Konfessionen erlangt hatte, zu erfreuen.

Die von Blahoslav ausgestreute Saat reifte zunächst in der »Kralicer Bibel«, welche auf seinem Gut Kralice in Mähren der reiche und einflufsreiche mährische Magnat, Jan der Ältere von Žerotín († 1583), ein Schüler Blahoslavs und freigebiger Unterstützer der Unität, erstehen und drucken liefs. Die Übersetzung des Alten Testamentes aus dem Hebräischen und dessen Erläuterung war das Ziel dieser gemeinsamen Arbeit. In den Jahren 1579—1593 erschienen sechs grofse prachtvolle Bände der »Kralicer Bibel«; den sechsten Teil bildete Blahoslavs Übersetzung des Neuen Testamentes, welches schon früher zweimal aufgelegt worden war, in neuer Bearbeitung. Blahoslavs Muster in der Muttersprache, einer klaren, geläuterten, eigenartig čechischen Schriftsprache, leuchtete seinen Nachfolgern vor Augen. Die den Text begleitenden Anmerkungen fassen die ganze Lebensanschauung, die hohen sittlichen und religiösen Grundsätze und die seltene Gelehrsamkeit der Edelsten unter den Böhmischen Brüdern zusammen. Die Mitglieder der Brüderunität stellten dieses Werk, welches in verschiedenem Format noch öfters aufgelegt wurde, über alle Schätze. In der Entwicklung der čechischen Schriftsprache ist es der Grundstein. Die übrige Tätigkeit der Böhmischen Brüder rief bei ihren katholischen Gegnern heftigen Widerstand hervor. Der immer mehr aggressive Jesuitenorden sandte unter anderen den scharfsinnigsten der Ordensbrüder, Václav Šturm (1533—1601), aus, welcher zu seiner künftigen Tätigkeit durch viele Jahre eingeübt wurde, mit der Lebensaufgabe, die Böhmischen Brüder mit Wort und Schrift zu widerlegen. Der dogmatische Inhalt der Brüderunität fand an ihm einen unermüdeten und unwiderleglichen Gegner. Während er aber auch das »Ivančicer Kanzional« gröfstenteils vom dogmatischen Standpunkte aus angriff, wurde die »Kralicer Bibel« auch für spätere katholische Übersetzungen mafsgebend und ihre Sprache und Orthographie — die sogenannte »brüderliche«, eine verschlechterte Orthographie Husens — fest-

gehalten. So wurde durch die »Kralicer Bibel« eine ungeheure Arbeit auf einem Gebiete vollbracht, in welchem die čechische Litteratur mit den ersten Völkern Europas wetteifern konnte. Komenský, wohl der berufenste Kenner in dieser Hinsicht, empfahl seinem Volke die »Kralicer Bibel« mit dem Hinweis auf die unermüdete fünfzehnjährige Arbeit der Übersetzer, »die Gott so gesegnet hat, dafs es noch wenige Völker gibt, welche die heiligen Propheten und Apostel in ihrer Sprache so wahr, so treffend und klar sprechen hörten«.

Von dieser segensreichen Tätigkeit der Böhmischen Brüder, namentlich Blahoslavs, der in dem letzten halben Jahrhundert von der litterarischen Forschung sozusagen erst entdeckt worden war, wird die Bedeutung des geheimen Anhängers der Unität, Daniel Adam von Veleslavín (1545—1599), der lange für den gröfsten Heros der čechischen Litteratur gehalten wurde, in den Schatten gestellt. Veleslavíns Wort unter den Zeitgenossen und der nächsten Generation besafs die Macht eines Gesetzgebers. Sein Tod wurde von fünfunddreifsig Dichtern betrauert. Am klassischen Latein lernte er das Muster einer Schriftsprache kennen und bewahrte auf eine Zeit lang die čechische Schriftsprache vor dem Eindringen der Vulgarismen, was auch Blahoslav anstrebte. Seine Sprache bedeutet den Höhepunkt des humanistischen »Polierens« der čechischen Schriftsprache, welche durch die sklavisch getreue Nachahmung der klassizistischen Ausdrucksweise ihrer Eigenart beraubt wurde. Als Schwiegersohn des berühmtesten und verdienstvollsten von den vielen Prager Buchdruckern, Jiří Melantrichs von Aventin, dessen Unternehmen er ungemein hob, erwies er der čechischen Litteratur die nachhaltigsten Dienste. Das čechische Buch, wofür der allgemeine Wohlstand, der Aufschwung des Schulwesens, namentlich der starren, utraquistischen Universität, und eine um sich greifende Bildung den Sinn immer mehr erweckten, machte er durch die kunstvolle, dem Geschmack der Zeit zusagende Form zum allgemeinen Bedürfnis. Er versammelte eine Schar von litterarischen, fleifsigen Arbeitern um sich, verteilte die Rollen, leitete ihre Arbeit, korrigierte ihre Sprache, suchte ältere Bücher hervor, denen er die gröfste sprachliche Sorgfalt zuteil werden liefs und oft scharfsinnige patriotische Vorreden — seine bedeutendsten litterarischen Leistungen — vorausschickte.

So druckte er grofse Folianten und kleinere Bücher in einer früher ungeahnten Anzahl. Geschichte, Philologie, Heilkunde, praktische Anleitungen der Gemeindeverwaltung und Staatsverfassung, aktuelle Fragen der Zeit — wie die Türkengefahr — waren die Hauptfächer dieser regen Werkstätte. Nicht reich an schöpferischen Ideen begnügte sich Veleslavín und seine Genossen gröfstenteils mit Übersetzung und Bearbeitung fremder Werke.

Veleslavín selbst verfafste als Professor der Geschichte an der Prager Universität der Methode seiner Zeit gemäfs einen »Historischen Kalender«. Für die Schulen gab er verschiedene Wörterbücher heraus. Von ihnen sind namentlich die gründliche, umfangreiche čechisch-lateinisch-griechisch-deutsche »Sylva quadrilinguis«, die zum ersten Male die čechische Sprache als Ausgangspunkt des sprachlichen Unterrichtes betrachtet und eine reiche Fundgrube der čechischen Sprache bildet, dann ein viersprachiges, sachlich angeordnetes Wörterbuch »Nomenclator quadrilinguis«, die bedeutendsten. Das berühmte »Regentenbuch« des deutschen humanistischen Juristen Georg Lauterbeck übertrug Veleslavín ins Čechische, ergänzte es mit Berichten und Auszügen anderer Autoren und gab es unter dem Titel »Politia historica« (1584) heraus. Von seinen Gehilfen ist insbesondere der allseitig gebildete und weit gereiste Geschichtschreiber und Jurist Jan Kocín von Kocinet (1543—1610), der Übersetzer von zwei ausführlichen »Kirchengeschichten«, Eusebius' und Kassiodorus', sowie anderer Werke, zu erwähnen. Auch andere wissenschaftliche Zweige, die Medizin und die Naturwissenschaften, die Rechtsgelehrsamkeit, Mathematik, Astronomie und Logik, die čechische Philologie, vor allem praktische Kenntnisse erfreuten sich einer eifrigen Pflege.

Die selbständige Geschichtsforschung hat in dieser Zeit überaus fleifsige Arbeiter gefunden, von denen einige erwähnt zu werden verdienen. Einen unermüdlichen genealogischen Forscher gewann der böhmische, mährische und schlesische Adel und Bürgerstand in dem Polen Bartoloměj Paprocký von Hloholy (1540—1614), der gegen vierzig teils polnische, teils čechische Schriften hinterliefs. Als Anhänger des Erzherzogs Maximilian und bissiger Bekämpfer der Gegenpartei floh er nach der Niederlage seiner Partei 1588 vor der Rache des Kanzlers

Zamojski nach Mähren. Da verfaſste er noch in polnischer Sprache den »Spiegel der glorreichen Markgrafschaft Mähren« (1593). Sein Aufenthalt in Böhmen veranlaſste ihn zu einem ähnlichen Werke über Böhmen, dem schon in čechischer Sprache geschriebenen »Diadoch oder Nachfolge der böhmischen Fürsten und Könige, der Prager Bischöfe und Erzbischöfe, . . . des Adels-, Ritter- und Bürgerstandes« (1602). Als er dann von Böhmen nach Schlesien übersiedelt war, erwies er sich seinen neuen Gastfreunden mit der besten dieser genealogischen Arbeiten, dem »Schlesischen Stammbuch« (1609) dankbar. Von einer höheren geschichtlichen Bedeutung ist die gewissenhafte, die nackte historische Wahrheit in den reichen Quellen suchende pietätvolle Chronik des mächtigsten, mit einem königlichen Prunk lebenden čechischen Herrenhauses der Rosenberge von dem Bibliothekar und verdienstvollen Archivar dieser Familie Václav Březan († um 1618). Leider sind von seiner ausführlichen »Rosenberger Chronik« nur die letzten zwei Bücher, die über Wilhelm und Peter Vok von Rosenberg, die letzten ihres Geschlechtes, handeln, auf uns gekommen. Ähnliche Arbeiten schrieb Březan für andere adelige Geschlechter.

Einen eigenartigen Vorwurf bot das bittere Los Václav Vratislav von Mitrovice (1576—1635). Seine von der Lektüre verschiedener Reisebeschreibungen und Chroniken fremder Völker, namentlich der Türken, deren es in der čechischen Litteratur viele Übersetzungen und selbständige Arbeiten gab, gereizte Phantasie führte ihn als fünfzehnjährigen Jüngling in der Gesandtschaft des kaiserlichen Hofrates Friedrich Krekvic nach Konstantinopel. Da erlebte er mit seinen zahlreichen Gefährten in der Gefangenschaft der rachesüchtigen, grausamen und haſserfüllten Türken während beständiger Friedensbrüche und Kriege zwischen den Türken und den Kaiserlichen unsägliche Trübsale und Martern, bis er 1595 nach vier Jahren in die Heimat zurückkehren konnte. Als dreiundzwanzigjähriger, viel erfahrener Jüngling verfaſste er seine »Begebenheiten« in türkischer Haft — deutsch beschrieb diese Gefangenschaft der Leidensgenosse Vratislavs, der Apotheker Friedrich Seidel. Vratislavs »Begebenheiten« sind eines der anmutigsten und wertvollsten Bücher der älteren čechischen Litteratur. Die starken Eindrücke der jugendlichen, lebhaft auffassenden und scharf be-

obachtenden Seele erzählt der junge Schriftsteller frisch, mit reizender naiver Einfachheit, in einer ungekünstelten rein čechischen Sprache. Farbensatte und rege Szenen, bunte persönliche Begebenheiten wechseln in seiner Darstellung mit kulturgeschichtlichem reichem Material seiner fremden Umgebung, mit ethnographischen und geographischen Wahrnehmungen und historischen Angaben. Wegen dieser Vorzüge wurde das Werk Vratislavs in fremde Sprachen übersetzt (die deutsche Übersetzung, angeblich von Fr. M. Pelzel, der auch die erste čechische Ausgabe 1777 besorgt hatte, »Des Freyherrn von Wratislaw merkwürdige Gesandtschaftsreise« wurde 1787 in Leipzig gedruckt; auch ins Englische, Russische, teilweise ins Serbische und Bulgarische wurden die »Begebenheiten« übertragen).

Von der aufrichtigen Schlichtheit und Anspruchslosigkeit der »Begebenheiten« sticht die etwas zur Schau getragene Gelehrsamkeit und humanistische Weitschweifigkeit des čechischen Edlen Krištof Harant von Polžice (1564—1621) in seiner 1598 unternommenen »Reise aus dem Königreich Böhmen nach Venedig und von da aus nach dem hl. Lande und nach Ägypten« (1608) auffallend ab. Harant war auch eine ganz andere Natur als Vratislav. Dieser zog sich von der Gunst des Hofes, die ihm angeboten wurde, zurück; Harants Ehrgeiz sonnte sich in derselben von seinem zwölften Jahre, und er nahm dafür Ämter und Belohnungen entgegen. Bewunderungswürdig belesen, sprachenkundig, weit gereist im Orient, dem Westen und Süden Europas, ein feiner Kunstgeniefser, ein geschulter Musiker und Komponist, ein gewandter Zeichner — er schmückte seine »Reise« mit eigenen Abbildungen, Karten und Plänen der Städte aus — verfafste er die gelehrteste, aber zugleich die langweiligste von den Reisen nach Palästina. Von dem schweren Schicksal seines Vaterlandes wurde Harant tragisch mitergriffen. Als er die Macht in den Händen des protestantischen böhmischen Adels sah, trat er 1618 zum evangelischen Glauben über, beteiligte sich in hohem Mafse an der Revolution der Stände gegen Ferdinand II. und wurde 1621 geköpft.

Auf demselben Altstädter Schafott wurde von der Rache der blutdürstigen Sieger am 21. Juni 1621 Václav Budovec von Budov (um 1547—1621) dem Henker übergeben. Der vierundsiebzigjährige Greis starb mit heldenhafter Unerschrocken-

heit und Festigkeit. Das Leben Budovecs war bewegt und von unermüdlicher Tätigkeit erfüllt. Nach zwölfjährigen Reisen kehrte er welterfahren und hochgebildet 1577 in seine Heimat zurück, um sich gleich wieder mit der kaiserlichen Gesandtschaft nach Konstantinopel zu begeben. Während seines siebenjährigen Aufenthaltes in der Türkei benützte Budovec diese Gelegenheit, um die türkische und arabische Sprache sowie die mohammedanische Religion kennen zu lernen. Diese Studien veranlafsten sein umfangreichstes Werk »Antialkoran« (1614), in welchem der weltliche Theolog seine Landsleute mit der mohammedanischen Religion bekannt macht, diese dann leidenschaftlich bekämpft und dem Werke noch einige Aufsätze religiösen Inhalts beifügt. Erfolgreich war Budovecs politische Tätigkeit in seiner Heimat, für die er leben und sterben wollte. Als eifriges Mitglied der Böhmischen Brüder und ihr mächtigster Beschützer erwies er seiner Kirche und der allgemeinen Aufklärung unschätzbare Dienste. Der berühmte Majestätsbrief Rudolf II. vom Jahre 1609, womit in Böhmen die volle Glaubensfreiheit nebst einigen Zugeständnissen dem Adelstande gewährt wurde — wohl das bedeutendste Ereignis der Religionskämpfe in den böhmischen Ländern — war in erster Reihe Budovecs Verdienst. Seit der Zeit stand Budovec an der Spitze des politischen Lebens in Böhmen. Die ihm zugeschriebenen »Akten und Begebenheiten«, welche die bewegten Ereignisse der Jahre 1608—1610 ausführlich und mit tiefem Verständnis des Eingeweihten schildern, sind eine von den wichtigsten Quellen der čechischen Geschichte. Budovec gehört zu den edelsten Geistern des čechischen Volkes, uneigennützig und human in einer egoistischen Zeit, stark unter Schwächlingen, klug und besonnen inmitten der entflammten Leidenschaftlichkeit.

Diese seltenen Vorzüge teilte mit Budovec sein gröfserer Glaubensgenosse Karel der Ältere von Žerotín (1564—1636); doch übertraf er ihn an klassischer Vollkommenheit seiner Schriften. Wie Budovec und Harant suchte sich Žerotín in den westlichen Ländern Europas durch Erfahrungen und allseitige Bildung für die Tätigkeit in seinem Vaterlande vorzubereiten. Seine militärische Laufbahn unterbrach er bald, als ihn der Kaiser Rudolf II. 1594 von den Kämpfen mit den Türken zum mährischen Landesgericht berief. Unterdessen verbitterten ihm Zerwürfnisse

der politischen Parteien, namentlich der ihm feindliche, immer mächtiger werdende katholische Adel, seine öffentliche Tätigkeit, so dafs er 1601 sein Amt niederlegte. In den darauf folgenden stürmischen Begebenheiten mufste Žerotín den Vorwurf hören, dafs seine Mufse unpatriotisch sei, da er seine Geistesfähigkeiten und seltenen Kenntnisse des öffentlichen Lebens dem Vaterlande entziehe. Dieser Vorwurf regte sein berühmtestes Werk und das vornehmste litterarische Denkmal der čechischen Rednerkunst, die »Apologie« (1606) an, in welcher er den alt klassischen Mustern an Tiefe der Gedanken und Höhe der Weltanschauung, an edler patriotischer Gesinnung, an stilistischer Kunst von allen humanistischen Produkten der čechischen Litteratur am nächsten steht. Bald darauf beteiligte er sich in hohem Mafse an den öffentlichen Ereignissen. Zum Landeshauptmann von Mähren erwählt, gab er in den Jahren 1609—1615 dem politischen Leben in seiner Heimat die Richtung. Leider drang er mit seinem politischen Scharfblick in den darauffolgenden Jahren nicht durch. Sein überzeugtes Widerraten von der Auflehnung der Stände gegen Ferdinand II. brachte ihm nur seine Gefangennahme und die Konfiskation seiner Güter in Böhmen ein. Nach dem verhängnisvollen Mifsgeschicke in den nächsten Jahren wurde jedoch seinem Bemühen, mit dem er das Los seiner Heimat mildern wollte, kein Gehör geschenkt. Er selbst begab sich 1628 in die Verbannung. Die politische Bewegung in Mähren gewinnt in den Arbeiten K. Žerotíns: »Denkbücher über das Herrengericht« (1594—1614), »Beschreibung der öffentlichen Landtage zu Brünn« (1594, 1596, 1597) und »Der im Jahre 1612 abgehaltene Landtag« als auch in seinen zahlreichen, in musterhafter Sprache geschriebenen Briefen ein überaus wertvolles Material.

Im Rudolfinischen Zeitalter ertönen ähnlich wie vor drei und zwei Jahrhunderten nationalpatriotische Äufserungen immer nachdrücklicher in litterarischen Arbeiten, im öffentlichen und privaten Leben. Veleslavín und sein Freundeskreis, Žerotín, Dačický u. a., bringen ihre feurige Liebe zur Muttersprache und ihre čechischnationale Gesinnung namentlich in den Vorreden ihrer Schriften zum Ausdruck. Ihren Patriotismus geben auch gebildete edle Frauen, wie Kateřina Žerotínová, die vierte Frau K. Žerotíns, Zuzana Černínová u. a., kund; ihre Briefe aus der

Zeit der nationalen Erniedrigung gehören zu den schönsten Dokumenten der damaligen Zeit.

In einer Zeit, als mit dem fremd gesinnten Habsburgischen Herrscherhause in ihr Vaterland fremde Sitten und Gebräuche, fremde Sprachen, namentlich die deutsche, immer tiefer in den Adel- und Bürgerstand, sowie in die Litteratur eindrangen, mahnen diese Männer und Frauen an die Tugenden der Vorfahren, an ihre Liebe zu der Muttersprache, eifern für die moralische und kulturelle Hebung ihres Volkes. Im 16. Jahrhundert griff das durch das Hussitentum fast völlig verdrängte Deutschtum gewaltig um sich. Die hohe moralische Kraft der deutschen Reformation, die im Aufschwung begriffene deutsche Kultur, die Gunst des deutschen Königshauses, welches einen deutschen Hofstaat und deutsche Beamte bei den Zentralämtern nach Böhmen mit sich gebracht hatte, waren seine stärksten Stützen. Die čechische Sprache übernahm allmählich viele Elemente aus der deutschen. Wie zur Zeit Dalimils und Husens wehrte man sich gegen die drohende Gefahr des nationalen Verfalls. Der charakteristische Beschlufs des böhmischen Landtags vom Jahre 1615, der unter schweren Ahndungen von allen Angehörigen des Landes die Kenntnis der čechischen Sprache verlangt und »den eingeborenen Čechen als den wahren, eigenen und natürlichen Söhnen unseres lieben Vaterlandes« den Vorrang vor den eingewanderten Fremden gibt, die sich mehrenden Verteidigungen der čechischen Sprache, der stets zunehmende Antagonismus gegen die deutsche Sprache (die erste Ausgabe Dalimils 1620 wurde wegen der deutschfeindlichen Vorrede des Herausgebers mit Beschlag belegt), sind lautsprechende Beweise dafür, was für eine Macht das Deutschtum in Böhmen in einem Jahrhundert wiedererlangt hatte. Wie in der Hussitenbewegung drohten die nationalen Gegensätze wieder aufeinander zu stofsen.

Wie ein Wunder der Geschichte erscheint es, dafs nach einer einzigen verlorenen grofsen Schlacht (am Weifsen Berge bei Prag den 8. November 1620) in einem Lande, wo es vor dieser Schlacht von der ganzen Bewohnerschaft nur ein Zehntel Katholiken gegeben hatte, in einigen Jahren der Protestantismus gänzlich vertilgt wurde, der alte aristokratische Staat in Trümmern vor den Füfsen seiner Despoten lag, ein ganzes Volk dem Grabe nahe gebracht wurde. Doch alles war nur die eiserne Konse-

quenz der Ursachen. Nach dem ersten Mißerfolg ergaben sich die kleinherzigen aristokratischen Anstifter der leichtfertigen Revolution — dem Volk blieb sie ganz fremd — auf Gnade und Ungnade den Siegern, von deren erhoffter Großmut sie gewaltig enttäuscht werden sollten.

Ein viel schwereres Verhängnis stand ihrem Lande und Volke und ihnen selbst bevor, als sie erwarten konnten. Der alte Haß gegen das über seine Überzeugung frei entscheidende Volk, welcher sich in früheren Jahrhunderten ohnmächtig erwiesen hatte, konnte seiner Wut an dem niedergeworfenen Gegner Luft machen. Der schwächliche, mönchische, bigotte Kaiser Ferdinand II. opferte zur Beruhigung seines von den berechnenden Ratgebern Caraffa, Lamormain u. a. zerrütteten Gewissens Tausende von menschlichen Leben auf, vernichtete ein ganzes Volk, verwandelte blühende Länder in eine Wüste und baute durch diese Mittel auf Jahrhunderte Schutzmauern der finstersten Reaktion; er verdient so den Ehrennamen des besten Sohnes der römischen Kirche. Das čechische Volk wurde durch Hinrichtungen, Konfiskationen — gegen drei Viertel des gesamten Bodens! —, Verbannungen seiner geistigen Führer und edelsten Charaktere beraubt und der niedrigsten entsetzlichen Barbarei ausgesetzt. Statt des alten Adels — bloß 27 Herrengeschlechter blieben im Lande — hatte sich größtenteils aus Abenteuerern und durch die Staatsmacht geschützten, aus allen Ländern zusammengelaufenen Räubern ein neuer gebildet. In den Städten wurde der alte Wohlstand, Industrie und Handel fast gänzlich vernichtet, in manchen lag die Hälfte der Häuser in Schutt oder stand verlassen da; die Zahl der Einwohnerschaft sank im Dreißigjährigen Kriege in Böhmen und Mähren um mehr als die Hälfte. Die ländliche Bevölkerung wird durch die grausame Behandlung der blut- und beutegierigen Soldateska um ihre Menschenwürde gebracht: beraubt, fast zu Tode gemartert, verhungert verläßt sie ihre Wohnungen und sucht in den Wäldern und Felsen Zuflucht, wird von der Obrigkeit und den Missionären totgehetzt, verwildert ohne Bildung und ergibt sich oft aus Verzweiflung dem Raube. Andere werden durch ihr Elend zu Meutereien gezwungen und werden ohne Organisation, ohne Waffen leicht die Beute der kaiserlichen Soldaten. Diese unglücklichen

Rebellionen wiederholen sich bis zu Josef II. — ein Beweis, daſs die Not und Bedrängnis der armen Bauern immer dieselbe blieb.

Im Trüben fischen leicht die religiösen Seelenfänger. Während protestantische Prediger, die sich über die Grenze wagten, fast bis zu Ende des 18. Jahrhunderts grausam verfolgt, eingekerkert und gemartert wurden, die Knochen der Hussiten, wie Žižkas und Rokycanas, unter Flüchen zerstäubt und verbrannt wurden, bekamen die jesuitischen Prediger, wenn sie es verlangten, bewaffnete Dragonaden, welche die protestantischen Trotzköpfe mit einem Schlag zu bekehren wuſsten oder sie durch ihr bloſses Erscheinen über die Grenze verscheuchten. Wie die ganzen Sitten war die neue Religion bei empfindlichem Mangel an Geistlichen verwildert, abergläubisch, grob und äuſserlich. Niemals war namentlich die hl. Jungfrau Maria mit der Wundermacherei so beschäftigt wie in dieser trostlosen Zeit.

Die čechischen Emigranten sollten den bitteren Kelch der Leiden bis auf Nagelprobe leeren. Sie lieſsen sich anfangs in den angrenzenden Ländern nieder, namentlich in Sachsen, Vogtland, überall den orthodoxen protestantischen Kirchen verdächtig und endlich, als sie ihre Mittel erschöpft hatten, auch der heimischen Bevölkerung lästig. Von der Hoffnung auf die Rückkehr in die Heimat beseelt, strömten sie den sächsischen und den schwedischen Regimentern zu, sahen sich immer in ihren Hoffnungen enttäuscht und kamen ihren Stammesbrüdern als Landesverräter verdächtig vor. Die meisten zogen dann weiter, fanden in Ungarn, Siebenbürgen, Brandenburg, Polen, Holland, Skandinavien Zuflucht. Unter ihnen gab es viele hochgebildete Männer, welche ihre Geistesgaben willig in den Dienst fremder Völker stellten. Sie pflanzen auch die heimische Litteratur fort. Der vor seiner Reife angebrochene Halm trägt noch Körner, die zwar nicht so vollwichtig sind, wie wenn ihn der Sturm verschont hätte, aber doch das Nützlichste und Schönste sind, was das brachliegende Feld liefert. In der Fremde schrieben die Exulanten in ihrer Muttersprache, oft aber lateinisch; sie wandten sich, da sie für ihr eigenes Volk nicht arbeiten konnten, an die weitere Völkergemeinde, die sie für die Sache ihres Volkes und ihrer Religion zu gewinnen bemüht waren.

Von den geschichtlichen Werken der čechischen Exulanten behauptete Pavel Stránský (1583—1657) »Respublica bojema«

(1634 in Leyden, dann noch öfters aufgelegt; deutsch mit vielen Anmerkungen, Ergänzungen und Berichtigungen von dem Exjesuiten Ign. Cornova in sieben Bänden 1792—1803) ihre wissenschaftliche Autorität fast ein ganzes Jahrhundert. Als eifriger Anhänger der Böhmischen Brüder und geistiger Führer des Widerstandes gegen die gewaltsame Rekatholisation in Leitmeritz, das damals noch čechisch war, mufste er sein Vaterland verlassen, worauf er sich in verschiedenen Städten Sachsens aufhielt, bis er in Thorn in Polen den Abend seines Lebens als Gymnasiallehrer verbrachte. In der Fremde, wo er die nötigen Quellen nicht zur Verfügung hatte, mufste der čechische Exulant auf eine gründliche Schilderung des »Böhmischen Staates«, die er im weitesten Umfang — Geographie, Ethnographie, Verwaltung, Verfassung u. a. — angelegt hatte, verzichten. Doch legt sein Werk seinem Scharfsinn und Edelmut, seiner reinen religiösen Gesinnung, seiner unbeschränkten Zuneigung an die Vergangenheit seines Volkes, seiner Liebe zu der Muttersprache das schönste Zeugnis ab. Einen ungeheueren Fleifs, grofse Belesenheit und einen tiefen Einblick in den ursächlichen Zusammenhang der von ihm gröfstenteils erlebten Begebenheiten mufs man an dem umfangreichsten Werke der čechischen Geschichtschreibung, der »Kirchengeschichte« (»Historie církevní«) Pavel Skálas von Zhoř (1583 bis nach 1640), bewundern. Von 1622 an, nachdem er den Hof des böhmischen »Winterkönigs« Friedrich V. von der Pfalz verlassen hatte, lag er in Freiberg in Sachsen unermüdlich seinen historischen Arbeiten ob. Das Werk Skálas war durch seinen Umfang zur archivalen Ruhe verurteilt; erst die neuere Geschichtsforschung brachte seinen wertvollsten Inhalt — die letzten vier von den zehn Foliobänden — und seine reine und fliefsende Sprache ans Licht.

Die »Geschichte« (»Memoiren«) eines der verhängnisvollsten Männer in der Geschichte des čechischen Volkes, des Grafen Vilém Slavata von Chlum und Košumberk (1572 bis 1652) kann in mancher Hinsicht als das Gegenstück der »Kirchengeschichte« Skálas betrachtet werden. Als eifriger Katholik, der den Glauben seiner Väter gewechselt, der als hoher, reicher Würdenträger in erster Reihe auf die Vorteile des Herrscherhauses und seiner Partei bedacht war und die Freiheiten der Akatholiken gewaltsam unterdrücken wollte, lud Slavata den Hafs der

Protestanten auf sich, so daſs er den 23. Mai 1618 als einer von den zehn Statthaltern mit seinem Kollegen Jaroslav Martinic und dem Schreiber Fabricius aus einem Fenster der königlichen Burg herabgeworfen, nach der Unterdrückung der Revolution aber glänzend rehabilitiert wurde. Er gehörte zu den einfluſsreichsten Ratgebern seiner Herrscher, mit denen er die beschränkte abergläubische Frömmelei und den Hang zu mystischen Meditationen teilte. Seit 1636 arbeitete Slavata an seinem historischen Werke, welches er in vierzehn Bücher einteilte. Die in den zwei ersten Büchern enthaltenen Memoiren der bewegten Jahre 1608—1619 sind die nützlichsten davon. Wie Skálas »Kirchengeschichte« blieb auch Slavatas »Geschichte«, die er für seine Freunde in die deutsche Sprache übersetzen lieſs, in der Handschrift.

Wenn die litterarische Tätigkeit der katholischen Schriftsteller keinen nachhaltigen Erfolg bei dem čechischen Volke aufweisen kann, so hauchte die Brüdergemeinde vor ihrem Lebensende einen Geist aus, dessen Arbeit die ganze Menschheit mit ihren Früchten bereichert hat. Die Bestrebungen und die Anschauungen der Unität reifen in ihrem letzten Bischof Jan Amos Komenský (Comenius, 1592—1670) zu den schönsten Früchten aus: auf seiner nationalen Individualität feststehend, hat er immer das Ganze der Menschheit vor Augen; durch die Vervollkommnung des eigenen Volkes ist er bemüht der ganzen Menschengemeinde zu nützen; seine Nächstenliebe, seine Selbstverleugnung, sein Leid und seine Plagen zeitigen bei ihm wie bei der Brüdergemeinde die christliche Humanität. Obzwar er ein aufrichtiger Patriot ist, ein treuer Sohn seiner Kirche, kennt er weder eine nationale noch eine religiöse Voreingenommenheit. Wie er durch die Erhabenheit seiner Pläne und durch die Gröſse seiner Person schon die vornehmsten Geister aller Nationen an sich gefesselt hatte, so bleibt er ähnlich wie Hus der anziehendste Gegenstand der gelehrten Forschung der gebildeten Völker; so nachhaltig und bedeutend ist sein Einfluſs auf die Entwicklung der modernen Ideen.

Am 28. März 1592 in Uherský (Ungarisch-) Brod in Mähren oder unweit davon geboren — sein Name rührt von dem Dorfe Komná, dem Sitze seiner Vorfahren, her — und bald verwaist, besuchte er die brüderlichen Schulen in seiner Umgebung, erlangte

dann seine höhere Bildung in Herborn im Nassauischen und in Heidelberg, wo auf ihn einige bedeutende Lehrer einen starken Einfluſs ausübten. In seine Heimat zurückgekehrt, war er als Lehrer an den Brüderschulen und als Prediger tätig. Die Stürme und Roheiten der ersten Jahre des Dreiſsigjährigen Krieges vernichteten sein bisheriges Glück, seine Schriften und Bücher sowie sein ganzes Vermögen. Vor der Wut der arg hausenden Soldateska muſste er sich ein Jahr in Wäldern verbergen, bis ihm wie anderen brüderlichen Priestern 1623 Karl von Žerotín, dem man es wegen seiner Treue an Ferdinand II. nachsah, seine Gastfreundschaft auf seinem Gut Brandýs an dem Adlerfluſs in Böhmen anbot. Nach neuen strengen Mandaten gegen die Akatholiken, als selbst sein Schirmherr die Heimat verlieſs, muſste auch Komenský 1628 seine Zuflucht in der polnischen Stadt Lešno in Posen nehmen.

Unterdessen war sein Ruf als Schriftsteller gewachsen. Seine litterarische Tätigkeit kann viele bedeutende Werke aufweisen; doch sind viele in den Stürmen der Zeit verschollen, manche entdeckt die Forscherpietät auch noch in der neuesten Zeit. Komenský hatte auch als Schriftsteller seine Lehrer und seine Anreger; ein durchaus origineller Bahnbrecher ist er nicht, aber jede Idee, die er empfängt, bekommt in der Feueresse seines systematischen, klaren Geistes ihre feste definitive Gestalt, und so haben die meisten von seinen Lehren und Gedanken gröſstenteils noch nach fast zwei Jahrhunderten ihre Geltung.

Gleich von Anfang seiner litterarischen Tätigkeit muſs man bei Komenský die Vielseitigkeit seines Wissens bewundern, sein Bestreben, möglichst alle menschlichen Kenntnisse zu umfassen und sie in ein harmonisches Ganze zu verbinden, was das Ideal seines Lebens blieb. Als Theolog, Philosoph, Pädagog, Philolog, Geograph schrieb er fachwissenschaftliche Werke, von denen viele grundlegend waren; andere Wissenschaftszweige beherrschte er als seltener Kenner und mit innigem Interesse. Noch während seiner Studien in Deutschland faſste er den Plan, den er bald darauf ausführte, zu einer čechisch geschriebenen Übersicht des menschlichen Wissens über alle Gegenstände der Welt, »Theatrum universitatis, d. h. einem Schauspiel der Welt«. In Mähren schrieb er nebst anderem eine Schrift über die

»Mährischen Altertümer«, die verschollen ist, und arbeitete an einer gründlichen »Karte der Markgrafschaft Mähren«.

In den Drangsalen seiner Glaubensgenossen und seines Volkes erhebt sich der meditierende Geist des schwer geprüften Mannes — seine ganze Familie starb an der Pest — zum dichterischen Schwung. Nebst einigen betrübt klingenden, religiösen erbaulichen Traktaten beschäftigte sich Komenský mit metrischer Übersetzung der Psalmen, worin er einige Vorgänger hatte und namentlich die mustergültigen Versuche Vavřinec Benediktis von Nudožerín (1555—1615), des Verfassers einer trefflichen, lateinisch geschriebenen Grammatik der čechischen Sprache, die bis auf einige Proben während der Plünderung in Prag 1620 verloren gingen, schätzte. Da entstanden seine zwei ausgezeichneten Dichtungen, der satirisch allegorische Roman »Das Labyrinth der Welt« (1623; gedruckt 1631, dann ergänzt noch öfters; deutsche Übersetzung 1781, 1787 und 1872; auch ins Russische, Magyarische, Englische ist das »Labyrinth« übersetzt worden) und seine Zwillingsschwester »Die Tiefe der Sicherheit« oder mit lateinischem Titel: »Centrum securitatis« (gedruckt 1633 in Lešno; neu bearbeitet 1663 in Amsterdam, dann noch öfters; deutsche Übersetzung 1737).

Beide Dichtungen stellen das menschliche Leben im Einklang mit der Bibel als nichtig und hohl dar, wenn es auf sich selbst baut: aber als höchst glücklich im vollen Anlehnen an Gott. Zu seinem »Labyrinth der Welt und dem Paradies (oder Lusthaus, wie ursprünglich der Titel lautete) des Herzens« bekam Komenský den Kompositionsgedanken — eine Wanderung durch die Welt — von ähnlichen lateinischen Dichtungen des schwäbischen freimütigen protestantischen Theologen sowie patriotischen und humanitären Satirikers Joh. Valentin Andreae († 1654), den Komenský in Heidelberg kennen und schätzen gelernt hatte. Das menschliche Tummeln und Trachten führt Komenský in seinem Mikrokosmus, einer allegorischen Stadt, vor. Der von der Gröfse des Vorhabens und der Auffassung drohenden Gefahr der Einförmigkeit und des abstrakten Charakters, des Mangels an Handlung wufste der Dichter durch eine wunderbare Anschaulichkeit und lebhafte Phantasie vorzubeugen, durch seine seltene Lebensweisheit, den Adel der Gesinnung und Beobachtungsgabe, die bei der Betrachtung des Ganzen den Sinn für das

charakteristische Detail nicht verliert; seine realistische Darstellungsweise ist nicht selten dramatisch bewegt. Im zweiten Teile drängt die tiefe Religiosität den poetischen Gehalt allzuviel in den Hintergrund. Der allseitig humanistisch gebildete Dichter war so scharfsichtig, sich völlig an die kernige, lebhafte Volkssprache anzulehnen und erzielte dadurch eine kräftige, frische und farbige Prosasprache. Aus keinem anderen Werke könnte man eine so lange Reihe von eigenartigen čechischen Redewendungen zusammenstellen wie aus dem »Labyrinth«. Was Wunder, dafs dieses Werk den čechischen Emigranten nebst der Bibel der teuerste Schatz war. Rührend drückt es eins von ihren Liedern aus: »Schön ist der Flufs, der Flufs Moldau, wo unsre Häuser sind und die liebevolle Heimat. — Hübsch ist die Stadt, die Stadt Prag, in der unsre teure Familie wohnt. — Was schert uns der Flufs, was die Stadt? Ach, uns ist der Weg zur Verbannung gewiesen. Mitgenommen haben wir nichts, alles ist verloren gegangen, nur die Kralicer Bibel und das Labyrinth der Welt.«

Der klare, starke Geist Komenskýs liefs sich zuweilen wie viele von seinen verzweifelnden Zeitgenossen in den schweren Trübsalen von visionären Trugbildern, mystischen Träumereien und Prophezeiungen, die das Ende der Verfolgungen zu sehen glaubten, gefangen nehmen; verhängnisvoll griff diese religiöse Exaltation auch in Komenskýs späteres Leben ein. Aber dabei arbeitete er an seinen genauesten und exaktesten wissenschaftlichen Werken. Erhaben und grofs waren die ersten Pläne und Taten Komenskýs auf dem Gebiete des Unterrichtswesens. Er dachte daran, durch Verbesserung des Unterrichtes zunächst seinem Volke zu frommen. Seine Stammesgenossen spornte er an, in der Liebe zur Kunst und Wissenschaft, zur Tugend und Frömmigkeit die Priorität vor anderen Völkern zu erringen. Als Komenský die »Didaktik« Elias Bodinus' gelesen hatte, dachte er an ein ähnliches Werk für sein Volk. So entstand sein ruhmvollstes Werk, die »Didaktik« (1627–1632), die er später ins Lateinische übersetzt und vervollständigt hat. (Ins Deutsche wurde sie viermal übersetzt.) Die »Janua linguarum reserata« der spanischen Jesuiten, die er ganz verkehrt fand, gab ihm Anlafs zu einem Werke unter demselben Titel (1631; in čechischer Sprache 1633; in deutscher Sprache schon 1631). In

der »Janua« wird eine ganz selbständige Methode aufgestellt: der Unterricht der lateinischen Sprache sollte gleichmäſsig mit realen Kenntnissen erworben werden. In einigen Jahren wurde diese Schrift weltberühmt. Noch zu Lebzeiten Komenskýs wurde die »Janua« in zwölf europäische und vier asiatische Sprachen übersetzt. Der čechischen Ausgabe der »Janua« sollte eine wertvolle Sprichwörtersammlung, »Die Weisheit der alten Čechen«, beigefügt werden; sie blieb aber Handschrift. Die spätere lateinische Bearbeitung der »Janua« begleitete als Einleitung eine Abhandlung »Über die neueste Methode der Sprachen«. Bald folgten noch andere pädagogisch-didaktische Schriften. Die damals ganz vernachlässigte Erziehungskunst der zartesten Jugend bis zum sechsten Lebensjahre lehrte das allerliebste goldene Büchlein »Informatorium der Mutterschule«, welches Komenský ursprünglich in čechischer Sprache verfaſst hatte, bald selbst ins Deutsche übersetzte (herausgegeben 1633, dann noch öfters; auch in andere Sprachen übertragen), und welches immer noch unübertroffen dasteht. Der gröſsten Verbreitung erfreute sich lange Jahrzehnte hindurch das originellste von Komenskýs methodischen didaktischen Schriften »Die Welt in Bildern« (»Orbis pictus«, 1658), der Ausgangspunkt des anschaulichen Unterrichtes.

Die pädagogisch-didaktischen Grundsätze Komenskýs sind das allgemeine Eigentum der Menschheit geworden; darin erkennt man am besten ihre groſse ideelle Kraft. Die Bildung verlangt Komenský für alle Menschen ohne Unterschied der Geburt, des Standes, des Geschlechtes, des Alters; die Schulen sollen die »Werkstätten der Menschheit« werden. Gegenüber dem mittelalterlichen Verbalismus und der Scholastik betont er die reale Erkenntnis und die eigene Beobachtung der Welt; er stellt die Anschaulichkeit als eine der ersten pädagogischen Forderungen auf. Der Mensch soll seinen Verstand in die Dienste des Fortschrittes und der freien Forschung stellen. Komenský verbreitete überall das Licht und durch dieses Licht soll der Mensch zu vollkommenerer Erkenntnis Gottes geführt werden; statt der alten Barbarei soll Sanftmut und Güte und gutes Beispiel in Erziehung und Unterricht stattfinden. In der Bildung soll man immer die Entwicklung des ganzen Menschen, sowohl des Geistes als des Körpers, anstreben: sowohl der Verstand als auch der Wille und das Gefühl, die körperlichen Sinne und die Handfertig-

keit sollen durch die Erziehung gestärkt werden. Vom Einfachen soll allmählich zu Verwickelterem fortgeschritten werden. Der Unterricht soll auf der untersten Stufe in der Muttersprache erteilt werden. Komenský selbst zeichnete sich durch eine innige Liebe zu seiner Muttersprache aus und mahnte auch Angehörige anderer Völker an ihre Pflichten zu der Nationalsprache.

Diese Grundsätze sind nicht ganz neu: Komenský, der sich durch eine umfangreiche Umschau im menschlichen Wissen auszeichnete, kannte auch, was in der Pädagogik vor ihm durch die čechische und deutsche Reformbewegung, namentlich durch den »praeceptor Germaniae«, Melanchthon, später durch Ratke (Ratichius), durch den grofsen Engländer Bacon von Verulam u. a. geleistet worden war. Aber was vor ihm vereinzelt und nicht selten nur angedeutet ausgesprochen worden war, daraus machte Komenský auf Grund seiner eigenen reichen Erfahrungen, seiner scharfen Kritik ein festes, klares, reich gegliedertes System. Seine Art war es, alles bis in die letzten Konsequenzen durchzudenken: genau teilte er das ganze Schulwesen ein, klassifizierte alle Wissenschaften und jede wieder in sich selbst.

In seinem »Labyrinth«, in seinen pädagogischen Bestrebungen hielt Komenský immer den Blick auf das Ganze, auf die Einheit des Lebens und Wissens gerichtet. Eine philosophisch aufgefafste »Allwissenschaft«, »Pansophie«, war sein höchstes Ideal. Die Pläne zu dieser grofsartigen Idee ergötzten ihn, die Mifserfolge brachten ihm auch die schwersten Enttäuschungen. Das »Tor der Dinge« (»Janua rerum«), ein Gegenstück zum »Tor der Sprachen«, versucht eine Synthese und eine harmonische Anordnung des menschlichen realen Wissens. Die Erweiterung und Hebung der menschlichen Bildung durch eine organisierte Verbindung der vornehmsten Gelehrten aller Völker, welche eine Eintracht der Völker herbeiführen sollte, war das Ziel dieser pansophischen Bestrebungen. Von dem grofs angelegten pansophischen Werke sind nur Bruchstücke auf uns gekommen. Eine Weltakademie, eine »allwissenschaftliche Schule« sollte diese pansophischen Ideen verwirklichen.

Komenskýs Ruf war weltberühmt. Das englische Parlament berief ihn 1641 nach London, dafs er seine didaktischen Reformbestrebungen und seine pansophischen Pläne ins Leben führe. Aber der lange Bürgerkrieg zwang ihn nach zehn Monaten un-

verrichteter Sache zurückzukehren. Aus Amerika wurde ihm die Leitung des Harvarder Kollegiums angeboten. Aber Komenský begab sich auf die Einladung des hochgebildeten Großhändlers Ludwig de Geer nach Schweden, ließs sich dann in Elbing in Preußen nieder, um nach dem Wunsche des Kanzlers Oxenstierna für schwedische Schulen neue Bücher zu schreiben. Doch Komenský lagen seine pansophischen Ideen näher am Herzen, wofür wieder der reale Staatsmann wenig Sinn an den Tag legte. Zum Bischof seiner Kirche erwählt, kehrte Komenský 1648 nach Lešno zurück, um daselbst neuen Leiden und Drangsalen entgegenzugehen. Bald darauf starb ihm seine zweite Gattin, welche ihm fünf Kinder zurückließs. Da wurde er in seiner letzten Hoffnung, mit der er sich immer noch tröstete, in seine Heimat mit den übrigen Emigranten zurückkehren zu können, durch den Westfäler Frieden, wo sich der Unglücklichen niemand annahm, schmerzlich enttäuscht. In unüberwindlichem Schmerz über diese Nachricht schrieb er das wunderbar tief empfundene und tief rührende »Testament der sterbenden Mutter, der Brüderunität« (1650), in dem er seinem Volke die Rechenschaft über das Tun und Streben seiner Kirche ablegt und von ihm im Namen seiner Kirche Abschied nimmt. Mit keinem bedeutenderen Erfolg wurde auch Komenskýs vierjähriger Aufenthalt in Ungarn, wohin er von dem siebenbürgischen Fürsten Sigmund Rákóczi zur Reform der Schulen berufen worden war, begleitet. Der schmerzlichste persönliche Schlag traf ihn, als 1656 im schwedisch-polnischen Kriege in den Flammen der Stadt Lešno sein ganzes Vermögen, seine Bibliothek und wertvolle Handschriften, darunter namentlich sein Stolz, »Thesaurus linguae bohemicae«, die Frucht einer 44jährigen Arbeit, vernichtet wurde. Aus darauffolgenden Drangsalen und Not befreite ihn die großherzige Gunst Laurenz' de Geer, des edelmütigen Sohnes Ludwigs. In Amsterdam war es dem schwer geprüften Greise gegönnt, in gastfreundschaftlicher Ruhe den Abend seines Lebens zuzubringen. Da arbeitete er an der Gesamtausgabe seiner didaktischen Schriften (»Opera didactica omnia«, 1657), von da aus sorgte er um seine zerstreute Kirche, beschenkte sie mit den ihm reich zukommenden Gaben, druckte für sie nötige Bücher religiösen Inhalts. Da nahm er von ihr Abschied mit der kleinen Schrift »Traurige Stimme eines durch den Zorn Gottes ver-

scheuchten Hirten an seine zerstreute, darbende Herde« und seiner letzten kostbaren Arbeit »Unum necessarium« (1668; deutsch 1690 und später). Er folgte »dem letzten Rufe Gottes« am 15. November 1670.

Seinem Volke und der ganzen Welt hinterliefs Komenský das Beispiel eines grofsen, in den ungünstigsten Verhältnissen immer auf das Wohl anderer bedachten Geistes. Die Voraussagung des grofsen deutschen Philosophen Leibniz ging an ihm wirklich in Erfüllung: Seine Arbeiten haben seinen Tod überdauert, und was er mit Eifer gesät hatte, ist in einen fruchtbaren Boden gefallen; auch die Zeit ist gekommen, wo ihn die besten Menschen dafür, was er tat, hoffte und wünschte, lobpreisen. Seine Werke sind das Eigentum der Menschheit und er ein wahrer »Lehrer der Völker« geworden.

Unter den čechischen Exulanten gab es viele Schriftsteller, welche fremde Buchdruckereien in Zittau, Dresden, Halle, Wittenberg, Magdeburg, Berlin, Amsterdam und einige andere auf dem slowakisch-ungarischen Gebiete mit dem Drucke von čechischen Büchern fleifsig beschäftigten. Bibeln, Kanzionale, Katechismen, religiös erbauliche und polemische Flugschriften wurden noch im 18. Jahrhundert immer wieder gedruckt und mit der gröfsten Gefahr von kühnen, begeisterten freiwilligen Agenten unter die leidenden, nach solcher Lektüre schmachtenden Stammesgenossen über die Grenze eingeschmuggelt. In den böhmischen Ländern dauerte eine jahrhundertelange jesuitische Vernichtungswut, welche »verdächtige«, »ketzerische« Bücher aus den heimlichsten Versteckwinkeln hervorholte und vernichtete. Noch im 18. Jahrhundert konnte der ganzen Menschheit zum Hohn der Jesuit Antonín Koniáš (1691—1760), ein Erztypus dieser litterarischen Hyänen, ein überaus fleifsiger Prediger und Schriftsteller, sein Leben der tollen Vernichtung der čechischen Bücher weihen. Sein jüngerer Zeitgenosse, F. M. Pelzel, zeiht ihn, dafs er 60000 Bücher verbrannt habe. Mit unerhörtem Fleifs stellte er einen »Index verbotener Bücher« zusammen, »Clavis haeresim claudens et aperiens« (1729), welcher noch im Jahre 1770 in dritter Auflage erschien. Und diese Zeloten fanden Jünger und Nachahmer!

Was die Jesuiten für die vernichteten Werke dem Volke boten, war erbärmlich. Die ganze Aufmerksamkeit auf die Er-

werbung der Macht gerichtet, zwingen sie die Seele des Volkes in die Fesseln der Dunkelheit und Unwissenheit, in prunkhaften äufseren Formalismus und religiösen Aberglauben. Ihre ungeheuren Reichtümer erlaubten ihnen aufwandreiche kolossale barocke Kirchen von berühmten Baumeistern, wie Kristoph und Kilian Ignaz Dinzenhofer, ausführen, sie von trefflichen Künstlern, wie den Malern W. L. Rainer, Peter Brandel, K. Škréta, Bildhauern F. M. Brokoff u. a., ausschmücken zu lassen, aber die eigenartige treffliche ältere čechische Holzschnittkunst und Miniaturmalerei, welche sich dem äufseren Pomp entzieht und sich an das Innere wendet, ist gänzlich im Verfall. Einer der genialsten Künstler des 17. Jahrhunderts, Václav Hollar (1607 bis 1677), bietet gerade so wie Komenský fremden Völkern seine Kunst an. In der jesuitischen Poesie ist die Übersetzung der andächtigen »Trutznachtigall« Friedrich Spees von dem Jesuiten Felix Kadlinský (1613—1675) die bedeutendste Erscheinung. Die alten, schlichten, köstlichen Kirchenlieder erfahren ähnlich wie die alten Baudenkmäler durch schnörkelhafte Zusätze und barocke ostentative Zieraten eine geschmacklose Behandlung. So gerät die čechische Sprache und Litteratur in einen immer gröfseren Verfall, der namentlich durch die schauderhafte »Böhmische Sprachkunst« (1756) Wenzel Pohls († 1790), die einigemal aufgelegt wurde, gekennzeichnet wird.

Unter den čechischen Jesuiten, die nie wie die polnischen mit ihrem Volke in einen Körper verwuchsen, gab es einige edle Gestalten, welche das sinkende Volk durch ihre fleifsige Arbeit zu heben bemüht waren. Unter allen diesen Schriftstellern ist Bohuslav Balbín (1621—1688) die gewinnendste und bedeutendste Erscheinung. Seinen fleifsigen Quellen- und Archivstudien verdanken wir eine ausführliche Geschichte von Böhmen, »Epitome rerum bohemicarum« (1670—1677). Ein viel umfangreicheres Werk sind seine »Miscellanea historica regni Bohemiae«, eine Art von Vaterlandskunde; wichtig für die nationale Renaissance war besonders ein Teil davon, »Bohemia docta«, welcher erst fast nach einem Jahrhunderte herausgegeben wurde. Die aufrichtige national-patriotische Gesinnung Balbíns erhielt in seiner berühmt gewordenen Apologie der čechischen Sprache, »Dissertatio apologetica pro lingua slavonica, praecipue bohemica«, einen feurigen und zugleich klassischen Ausdruck. Balbíns

litterarische Werke nahm sich als Muster für seine Arbeiten über Mähren sein Freund Tomáš Pešina von Čechorod (1629 bis 1690), welcher an einer umfangreichen »Beschreibung von Mähren« arbeitete, davon aber nur den ersten Teil über die Kriegsgeschichte Mährens bis zu 1526 unter dem Titel »Mars Moravicus« erscheinen liefs. Die Reihe dieser Geschichtsschreiber schliefst der Priester des Kreuzherrenordens Jan František Beckovský (1658—1725), dessen in čechischer Sprache verfafste »Botin der alten böhmischen Begebenheiten oder böhmische Chronik« im ersten Teil eine Umarbeitung von Hájeks Chronik ist; der zweite, für die Geschichtsforschung viel wertvollere Teil wurde erst in der neueren Zeit herausgegeben. Der Jesuit Matěj Václav Steyer (auch Štýr, 1630—1692) gründete eine Stiftung »Das Erbe des hl. Wenzels« für die Herausgabe »čechischer andächtiger Bücher« und sorgte mit anderen Ordenskollegen um eine neue Übersetzung der Bibel, der »Sanktwenzels-Bibel«, welche die verdienstvollste Tat des jesuitischen Schrifttums ist.

Unter der geistigen Führung der Jesuiten war der Verfall des čechischen Volkes in sozialer und materieller, kultureller und moralischer Hinsicht um die Mitte des 18. Jahrhunderts vollständig. Unerträglich waren die Plagen des armen Bauern. Das teuerste Erbe dieser Zeit, die Volkslieder und Gedichte einiger namhafter Naturdichter, drücken diese Bedrängnis rührend aus. Das schwer geprüfte, von seinen Königen der unersättlichsten Habgier einiger Oligarchen preisgegebene Volk heifst in seinen Liedern einmal den »König Bayer« (d. h. Karl VII., der im Jahre 1741 die Herrschaft von Böhmen usurpieren wollte) als seinen Erlöser von seinen Qualen willkommen, das anderemal rief es in seinen Drangsalen bittend Friedrich II. zu: »Brandenburger, reiche uns deine Hand.« In dem berühmten »Vaterunser der Bauern« wendet sich endlich der gemeine Mann an den eignen Herrscher, den »Bauernkaiser« Josef II., mit der Zuversicht, in ihm einen Fürsten der Menschlichkeit zu finden.

Viertes Kapitel.

Der Josefinismus. Josef Dobrovský. Der Aufschwung der čechischen Sprache. Die čechische josefinische Litteratur.

Der mächtige Ideenstrom des europäischen Westens überflutete im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts auch die durch die Gegenreformation tödlich entkräfteten böhmischen Länder. Die große Kluft zwischen seinen und den westlichen Ländern auszugleichen, diese übermenschliche Aufgabe fiel dem eifrigsten Apostel der neuen Emanzipationsphilosophie, Kaiser Josef II., zu. Bei den übrigen Völkern brachen jahrhundertelang sowohl die Philosophie als auch die Poesie der neuen Weltanschauung und Befreiung des Menschen die Bahn. Bei den Völkern Österreichs gibt es zu dieser Zeit keine Philosophen, keine Dichter; was aus ihrem Schoße Großes geboren war, wie die Gedanken eines J. A. Komenský, durfte in den Dienst der Erhebung anderer Völker gestellt werden, aber über ein ganzes Jahrhundert nicht die ängstlich bewachten Schranken ihres Vaterlandes überschreiten. Wohl gab es unter den Gebildeten der österreichischen Völker einzelne Anhänger der neuen philosophischen Ideen des Westens, wohl verbreiteten sich die heimlichen Vereinigungen der Freimaurer, der Illuminaten und Rosenkreuzer auch in den einzelnen Ländern der Habsburger, aber viel einflußreicher war das offizielle Eingreifen von oben. Josef II. fühlt sich in seiner Auffassung der Souveränität des Staates und der Aufgabe des absolutistischen Herrschers stark genug, um seinen Völkern seine Gesinnungsart und seine Anschauungen vorzuschreiben. Das Bewußtsein seiner edlen, humanen Absichten, seiner apostolischen Sendung, die ihm gebot, sein vernachlässigtes Reich durch zahl-

reiche Wohltaten zu beglücken, erklärt uns die voreilige, ungeduldige Hast, die keine Rücksichten kennt aufser seinem Willen. Für Josef II. war es unmöglich, die neuen Gedanken und Einrichtungen sich einleben zu lassen, sie durch Kampf und Opfer zu heiligen und so die Völker zu Mitarbeitern seiner Reformen heranzuziehen. Daran mufsten sie auch scheitern. Aber Josef II. wird von der Gewalt der logischen Abstraktionen, an die allein er glaubt, beherrscht; seine Völker psychologisch zu durchdringen, das wurde dem aufgeklärten Absolutismus nicht zuteil. Man achtete weder der Neigungen des einzelnen noch der Gefühle eines ganzen Volkes und seiner geschichtlichen Überlieferungen. Das allgemeine Wohl, dem die Apostel der rationalistischen Aufklärung mit fanatischem Eifer dienen wollten, berechtigte alles, auch die offenste Gewalt.

Wohl war das Toleranzpatent aus dem Jahre 1781, die Aufhebung der Leibeigenschaft (1781), eine zwar nicht unbeschränkte, doch in den habsburgischen Ländern unerhörte Druckfreiheit (1781) und viele andere grofse Reformtaten Josef II. Forderungen der Zeit, doch hätte man in Österreich darauf noch lange warten müssen. Die neue Organisation der Schulen (1774 und 1776), worin Maria Theresia ihrem Sohne in dem Reformwerke vorangegangen war, trugen zu dieser Zeit schon ihre Frucht; die Schulen verallgemeinerten die Bildung, erhoben und veredelten den gemeinen Menschen. In zehn Jahren stieg der Schulbesuch in Böhmen auf eine fast zehnfache Zahl.

Den bedeutendsten Umsturz der Anschauungen konnte man an der Prager Universität wahrnehmen. Sie blieb bis in die achtziger Jahre des 18. Jahrhunderts ein treues Abbild der katholischen Gegenreformation. Die Professoren der philosophischen Fakultät mufsten jedes Jahr ihr feierliches Gelübde erneuern, die unbefleckte Empfängnis der Jungfrau Maria zu verteidigen, sie feierten mit zeremoniellem Prunk das Fest des jesuitischen Heiligen, Johann von Nepomuk, und andere Feierlichkeiten. Aber schon im Jahre 1763 mufste sich die jesuitische Verwaltung der Universität einen Zögling der Leipziger Universität, Karl Heinrich Seibt (1735—1806), einen beliebten deutschen Belletristen, als ihr Mitglied gefallen lassen. Dieser schmuggelte von seinem Lehrstuhle »der schönen und galanten Wissenschaften« zum ersten Male in die böhmische Welt die Ge-

danken Humes, Voltaires, Montesquieus, Basedows und anderer Philosophen ein, zwar noch vorsichtig verschleiert, aber es genügte, in den jungen Herzen die bisherigen Vorurteile gegen die verketzerten neuen Ideen zu stürzen. Professor Seibt haben viele hervorragende Geister der čechischen Renaissance sehr fruchtbare Anregungen zu verdanken. Der moderne Geist meldete sich an der Prager Universität noch mächtiger, als im Jahre 1785 an die philosophische Fakultät ein Protestant, der aufserordentlich fruchtbare und populäre Belletrist Aug. Gottl. Meifsner (1753—1807), ein eifriger Anhänger Wielands, berufen worden war. Nebstdem wurden seit dem Jahre 1784 neue Lehrstühle errichtet, die namentlich den von den Jesuiten verbannten Naturwissenschaften und der Geschichte an die Universität Eingang verschafften. Den Schöpfern des reorganisierten Schulwesens schwebten nur die praktischen Zwecke vor den Augen, trotzdem liefsen sich die rein wissenschaftlichen Folgen nicht hemmen. Man trachtete die Entwicklung der wissenschaftlichen Forschungen einzuholen.

Der Josefinismus fand unter den Gebildeten der damaligen Zeit durch eine Ironie der Geschichte, namentlich unter dem katholischen Klerus in Böhmen, viele begeisterte Anhänger. Sie begleiteten die Befreiungstaten des Kaisers mit ihren litterarischen Produkten. Es entsteht namentlich eine unendliche Reihe von Flugschriften, welche die aktuellen Fragen der damaligen Zeit beleuchten; sie bekämpfen die veralteten Kirchenordnungen, wie das Zölibat der Priester, in ihnen bricht der zurückgehaltene Zorn gegen das Mönchwesen und die Hierarchie, gegen den alten Aberglauben und die Wundermacherei los. Die gröfsere Prefsfreiheit ruft eine ungeahnte Anzahl von Schriftstellern hervor, die jetzt diese Tätigkeit zu ihrem Berufe wählen können. Der Buchhändlerkatalog vom Jahre 1783 führt deren nur in Wien 435, in Prag 110, in Brünn und Olmütz 26 an. In dieser Gelegenheitslitteratur spiegelt sich treu die damalige Zeit ab: die lange verborgenen Gedanken spriefsen auf unbebautem Boden auf, es fehlt ihnen eine tiefere Auffassung des Gegenstandes, sie betrachten das Leben blofs von praktischen Standpunkten aus, sie sind gewöhnlich ohne Geist, Witz und satirische Schneidigkeit geschrieben; überall begegnet man in ihnen der nervösen Hast der josefinischen Reformen.

Die čechische Renaissance hat der rationalistischen Aufklärung, namentlich ihrem stärksten Vertreter Josef II., für die befreienden Taten und starken Anregungen viel zu danken. Josef II. erhob den gemeinen Mann, auf dem jetzt der neue Staat gegründet werden sollte, den eigentlichen Träger des čechischen Volkstums, zu seiner menschlichen Würde und erweckte in ihm die Fähigkeit eines höheren Lebens, indem er für seine Bildung und seinen Wohlstand sorgte, er gab ihm die Freiheit der Überzeugung zurück, er bahnte neuen Fortschrittsideen in seine Länder den Weg. Die Macht der katholischen Kirche wurde gebrochen, die Privilegien des Adels beschränkt. Gute Folgen brachten dem čechischen Volke sogar auch diejenigen Einrichtungen, welche die Vernichtung seiner historischen und volklichen Individualität beabsichtigten, nämlich die gewaltsamen zentralistischen und schematischen Vereinigungs- und Germanisationsbestrebungen; denn diese riefen in den Völkern das Bewufstsein ihrer Individualität wach und stärkten das Bestreben sie zu erhalten. Die čechische Renaissance schritt dann auf der Bahn, auf die sie von dem aufgeklärten Rationalismus eingeführt worden war, selbständig weiter: aus dem beschränkten Gesichtskreise der seichten offiziellen österreichischen Aufklärungsphilosophen gelangt sie in den weiten Strom des freien wissenschaftlichen Forschens und in die Ideenabhängigkeit von gröfseren Geistern, einem Rousseau, Voltaire, Lessing, Herder, Goethe, Kant u. a. Es handelte sich nicht mehr um den Staat, sondern um das Volk und den Menschen überhaupt.

Eine eigene, bedeutungsvollere Litteratur hat der Josefinismus nicht geschaffen — ein Fluch des Umstandes, dafs ihm der Sinn für Wissenschaft und Kunst fehlte. Eine litterarische und kulturgeschichtliche Bedeutung haben gerade jene wissenschaftlichen Bestrebungen errungen, welche in ihren Folgen gegen die Bestrebungen des Josefinismus arbeiteten. Es sind namentlich Werke der vaterländischen Geschichte und der čechischen Sprachforschung. Maria Theresia und Josef II. bauten auf den Trümmern der früheren Staatsindividualitäten einen zentralistischen, durch gemeinsame Gesetze, Einrichtungen und Administration egalisierten Staat auf: hier dagegen beleuchtete man die hervorragenden Eigentümlichkeiten der einzelnen Länder und Völker. Das Ideal des aufgeklärten Despotismus war, die Niederlande, Italien,

Ungarn, Illyrien, die Alpenländer, wie die Länder der böhmischen Krone durch einerlei Gesetzgebung, Gerichtswesen, Schulwesen, religiöses und soziales Leben, durch einerlei Gebräuche in ein Ganzes zusammenzufügen, sie durch gleiche Interessen und Ideale zu bestimmen, und hier belebte man die geschichtlichen Traditionen und Gefühle für das engere Vaterland. Nie wurde das Wort »vaterländisch« im Sinne eines bestimmten Landes so oft gebraucht wie gerade zu dieser Zeit. Der Josefinismus hatte blofs für die Gegenwart ein Verständnis, und hier gab sich eine Liebe zur Vergangenheit kund, die der unerquicklichen Gegenwart ein neues Leben bringen sollte. Die Geschichte kann kaum einen gröfseren Vandalismus in friedlichen Zeiten aufweisen als das tolle Treiben gegen die historischen und künstlerischen Denkmäler, das die Aufhebung der Klöster und Kirchen begleitete, und die aufgeklärten Gelehrten und Liebhaber opferten oft einen grofsen Teil ihres Vermögens und viel kostbare Zeit, um alte Handschriften und Bücher von dem Untergange zu retten.

Die historische Forschung keimte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in den Klöstern auf — als ob jetzt in der Stunde der Aufhebung einiger Orden ein aufserordentlicher Fleifs der einzelnen Mitglieder die sündhafte Untätigkeit der Vorgänger ersetzen wollte. Man begann die Schmach der Indolenz zu empfinden, wenn die Herausgabe alter Quellen zur böhmischen Geschichte deutsche Historiker, wie M. Freher, J. B. Mencken, J. P. Ludewig, Hieronymus Pez u. a., die der slawischen Sprache und heimischer Verhältnisse unkundig waren, besorgen mufsten. Die fremde, namentlich die deutsche Geschichtsschreibung, bot den böhmischen Forschern ihre Methode.

Die böhmische Geschichtsforschung hatte gleich an ihrer Wiege einen gewaltigen Vertreter im Piaristen Gelasius Dobner (1719—1790) gewonnen. Dieser fand schon seine Bahnbrecher und Lehrer vor, welche ein bewunderungswürdiges Material gesammelt hatten. Vom Jahre 1764—1785 erschienen von ihm in sechs umfangreichen Bänden ältere böhmische Geschichtsquellen und Denkmäler, »Monumenta historica Bohemiae, nusquam antehac edita«. Gleichzeitig begleitete er mit seinen kritischen Anmerkungen die lateinische Übersetzung der populären čechischen Chronik von Václav Hájek von Libočany. Ein Werk aufserordentlichen Fleifses und Scharfsinns sind diese kritischen

Anmerkungen von Dobner! Es führt zwar auf dem Titel den Namen des alten Chronisten »Venceslai Hagek a Liboczan Annales Bohemorum« (1762—1786), aber die wenigen Zeilen des Textes verschwinden gegenüber der überwältigenden Masse der sie widerlegenden Zitate aus älteren Chronisten, der urkundlichen Belege und unumstöſslichen Beweise. Das Werk gelangte bloſs bis zum Ende des 12. Jahrhunderts, und doch ist es zu sechs groſsen Bänden angewachsen. Dobner beherrscht sein Fach glänzend. Er kennt genau die Litteratur seines Gegenstandes, er weiſs geschickt die Hilfswissenschaften, welche man jetzt in Böhmen zu pflegen anfing, zu seinem Zwecke heranzuziehen. So konnte der historische Kritizismus des 18. Jahrhunderts auch in Böhmen mit diesem Werke seinen Triumpfzug feiern. »Er hat dem Lügen ein Ende gemacht«, charakterisierte treffend Dobners Werk sein Zeitgenosse Fr. F. Procházka. Seit der Zeit betrachtete man Hájek als den gröſsten Schädiger der geschichtlichen Wahrheit. Der Aufbau der böhmischen Geschichte auf verläſslichen, kritisch beleuchteten Quellen wird zum allgemeinen Erfordernis. Dobner veröffentlichte in den deutschen Abhandlungen der böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften mehrere Aufsätze, welche verschiedenen Fragen der ältesten böhmischen Geschichte gewidmet waren. Die böhmischen Geschichtsforscher zog die älteste dunkelste Zeit der heimischen Zeit an — wie bekannt rügte eine ähnliche Neigung der deutschen Geschichtsschreiber Lessing. Trotzdem geben diese gedruckten Arbeiten Dobners keine genaue Vorstellung von dem beispiellosen Fleiſs und der Gröſse seiner historischen Bestrebungen. Sein ungedruckter Nachlaſs enthält Tausende von Urkunden, viele Quellen und Beiträge zur böhmischen Kulturgeschichte. Dobner fand bald in Böhmen seine Jünger.

Prag, welches im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts über 80 000 Einwohner zählte, wurde vom böhmischen Adel mehr aufgesucht als früher. Seitdem er beim Beginn der Regierung Maria Theresiens einem fremden Fürsten gehuldigt hatte, blieb für viele von ihm die Hofburg und damit auch Wien verschlossen. Josef II. lieſs aber einen neuen Adel um sich heranwachsen, der von seinen Ideen und seinen Absichten durchdrungen war. Es belebten sich also in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die verschwiegenen barocken Paläste, ihre verödeten französischen

und englischen Schloſsgärten wurden neu angelegt, mit aussichtsreichen Altanen, Statuen und fremden Pflanzen geschmückt. Viele Mitglieder der böhmischen Aristokratie werden von dem modernen Ideenstrome ergriffen. Sie widmen manche Stunden ihres Lebens der Wissenschaft und Kunst. So konnte in diesen Kreisen gegen 1770 eine Gesellschaft der Wissenschaften begründet werden, die erste in Österreich, deren Wirken sich bis auf die heutigen Tage — jetzt die utraquistische »Königl. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften« — erhalten hat. Diese Gesellschaft bedeutet den Übergang von dem ehemaligen Polyhistorismus zum Fachstudium: die mathematischen und naturwissenschaftlichen Disziplinen teilen sich mit der Geschichtsforschung und Vaterlandskunde sowie der slawischen Sprachwissenschaft um die Vorliebe der Mitglieder. In dieser Gesellschaft sind nicht nur die hervorragendsten Vertreter der böhmischen gelehrten Welt vereinigt, sondern auch die fortschrittlichsten Elemente des böhmischen Adels, eines zwar geringen Bruchstückes desselben, aber eines mächtigen Faktors in dem Ideenumsturz. Wissenschaftliche Arbeit oder philosophische Anschauungsweise verbindet sie zu einem engeren Ganzen. Die meisten von ihnen sind Deisten und bekennen sich zur Freimaurerei.

In den weiteren Prager Bürgerkreisen fand die Vorliebe des böhmischen Adels für die Musik und das Theater mehr Anklang. In Prag verbrachte Mozart seine glücklichsten Tage; man hatte hier im Gegensatz zu Wien so verständnisinnig seine Oper »Figaros Hochzeit« aufgenommen, sein »Don Juan«, den er in Prag komponiert und »seinen lieben« musikliebenden Pragern gewidmet hat, hatte hier den groſsartigsten Erfolg und die aufrichtigste Begeisterung bei seiner Erstaufführung 1787 gefunden. Dem vaterländischen Theater wurde endlich, nachdem es sich früher fünfzig Jahre mit den elendesten Zufluchtsstätten hatte begnügen müssen, von dem Burggrafen Franz Grafen Rineck-Nostitz 1783 nach dem Muster des neuen Hamburger Theaters eine würdige Bühne errichtet. In den adeligen Häusern wurde der französische Salon nachgeahmt. Künstler und Gelehrte hieſs man da willkommen. Und so kam in Prag ein höheres Leben auf. Sein äuſseres Gepräge war jedoch deutsch.

Alle litterarischen Bestrebungen, alle Vorzüge dieser Zeit

sind in der ehrwürdigen Gestalt Josef Dobrovskýs (1753 bis 1829) verbunden. Als Gelehrter so wie als Mensch ist er gleich grofs. Die Resultate seiner grofsen Arbeit reichen in die weite Zukunft nicht nur seines Volkes, sondern auch der Weltwissenschaft. Nachdem Dobrovský den aufgehobenen Jesuitenorden verlassen hatte, beendete er zwar seine theologischen Studien, liefs sich aber erst nach zehn Jahren zum Priester weihen. Er begnügte sich mit der bescheidenen Anstellung eines Privatlehrers im Hause des Grafen Fr. Ant. Nostitz, im Mittelpunkte der Prager gelehrten und gebildeten Welt. In die Wissenschaft führte sich der junge Diakon durch seine Erstlingsschrift, ein Meisterwerk der geistreichsten Kritik, »Fragmentum Pragense evangelii S. Marci« (1778), ein. Er stürzte damit die über ein halbes Jahrtausend alte Tradition von der Autorschaft des Evangelisten hl. Marcus an dieser Handschrift.

Ein Jahr später gab Dobrovský eine Vierteljahrschrift »Böhmische Litteratur auf das Jahr 1779« heraus. Den Verfasser, der sein Zeitalter als den »hellen Mittag, an dem der Schimmer der Aufklärung alle Hirnsfinsternisse weit über unsern Horizont hinaus verscheucht,« schätzt, drückte der berechtigte Vorwurf der gelehrten litterarischen Welt, dafs in Böhmen keine Spur von litterarischem Leben sei. Seine Zeitschrift besprach die in den drei üblichen Sprachen in Böhmen (čechisch, deutsch, lateinisch) erscheinenden Bücher und wandte auf die bedeutendsten Kulturbestrebungen seiner Landsleute sein Augenmerk. Die Zeitschrift, die Dobrovský selbst ausfüllte, trägt den Charakter seiner ausgeprägten Individualität. Als Ziel steckte sich Dobrovský vor, »die Wahrheit, die blofse, nackte, ungeschminkte Wahrheit ungescheut zu sagen«, und blieb diesem Grundsatze unter allen Umständen treu. Sein offenes Urteil, sein unerschrockener Kampf gegen jede Vergewaltigung der Überzeugung und des wissenschaftlichen Forschens, namentlich gegen den »hierarchischen Despotismus, der nicht Mut hat in offenem Felde zu kämpfen, sondern nur listig aus Hinterhalt viele Ausfälle wagt«, schufen ihm sein Leben lang manche Feinde und schwere Unannehmlichkeiten. Nach zwei Jahren wurde seine Zeitschrift eingestellt. Er konnte sie erst nach vier Jahren mit verändertem Titel »Litterarisches Magazin von Böhmen und Mähren« (1786 und 1787) weiter herausgeben. Dobrovskýs Zeitschrift sollte programm-

gemäſs der Gegenwart gewidmet werden; aber man sieht, wie ihr Schöpfer durch den Strom des gleichzeitigen wissenschaftlichen Forschens zur čechischen Vergangenheit hingezogen wird. Im Nostitzschen Hause verkehrte Dobrovský mit den bedeutendsten Vertretern des böhmischen geschichtlichen Forschens, mit Dobner, Nik. Voigt, »dem Vater der böhmischen Numismatik«, K. Ungar u. a. Sein Amtgenosse Fr. Martin Pelzel (1734—1801), nach Dobner der bedeutendste böhmische Geschichtsschreiber der Aufklärungsperiode, zog ihn zum Studium der böhmischen Geschichte heran und gewann in ihm für seine Arbeiten über Karl IV. und Wenzel IV. einen aufopfernden Helfer. Mit Pelzel gab Dobrovský alte böhmische Geschichtsschreiber in zwei Bänden heraus; mit ihm bereitete er eine groſse Sammlung von Urkunden vor. Überall erwies Dobrovský durch seine scharfe Kritik, seine fanatische Liebe zu genau festgesetzten Tatsachen der Geschichtsforschung groſse Dienste, trotzdem er sich in der Geschichtsschreibung bloſs mit kritischen Beiträgen begnügte.

Von gröſstem Belang und gröſster Fruchtbarkeit waren Dobrovskýs Arbeiten auf dem Gebiete der čechischen Litteratur und Sprache. Die wissenschaftliche Neigung der Zeit, der erwachte Sinn für alte Kulturdenkmäler, die barbarische Verfolgung der alten čechischen Bücher, die von Josef II. neubegründete, aus den aufgehobenen Klöstern sehr bereicherte Universitätsbibliothek zu Prag, eifern böhmische Gelehrte zu immer tiefer eingehenden Studien an. In seinen litterarischen Studien ging Dobrovský, wie alle seine Zeitgenossen, von Balbíns »Bohemia docta« aus. Dies fast hundert Jahre als Handschrift brach gelegene Werk des fleiſsigen Jesuiten erschien damals unlängst gleichzeitig in zwei Ausgaben. Auf Balbín baut man dann weiter. Nik. Ad. Voigt, Fortunat Durych, Fr. Faustin Procházka, K. Ungar, Pelzel u. a. überholen sich im Zusammentragen und Bearbeiten des reichen litterarhistorischen Materials. Es entstehen gröſsere Sammelwerke, selbständige Abhandlungen und Beiträge zur čechischen Bibliographie, Bibelübersetzung, Inkunabeln, Buchdruckerei, Bibliotheken, zur Geschichte der Kunst, Geschichte der Schrift, des böhmischen Schulwesens, vor allem der Prager Universität u. dergl.

Auf ein höheres Niveau hob die Litteraturgeschichte Dobrovský. Schon seine Zeitschrift verriet fleiſsige Vorbereitung,

umfassende Kenntnisse und groſsen Scharfblick. Die Liebe zur čechischen litterarischen Vergangenheit bewog ihn 1792 zu einer weiten mühevollen, von ihm beschriebenen Reise durch Schweden, wo man groſse Reichtümer an čechischen Büchern und Handschriften vermutete, und nach Ruſsland, wohin Dobrovský seine slawischen Bestrebungen zogen. Wie grell sticht diese reine Pietät zum čechischen Buche von der sündhaften Vernichtung desselben von der katholischen Gegenreformation ab! Die Liebe zum Buche sollte eins der erfolgreichsten Mittel zur Erweckung des nationalen Bewuſstseins bilden. Viele Anregungen bot Dobrovskýs »Geschichte der böhmischen Sprache und Litteratur« (1792). Die čechische Sprache bildet den Hauptgegenstand in diesem niedlichen Buche. Der Autor erläutert hier historisch und sprachwissenschaftlich ihre Verwandtschaft mit den übrigen slawischen Sprachen, schildert ihre Kämpfe gegen die lateinische Universalsprache, als auch gegen die deutsche, ihr Wachstum und ihren Sieg, als sie nach den hussitischen Kriegen das ganze öffentliche Leben beherrschte. Gegenüber der stumpfen Gleichgültigkeit seiner Zeit weiſs er bei den Ahnen so viele schöne Beispiele einer begeisterten Liebe zu ihrer Muttersprache und eines nationalen Stolzes anzuziehen, auf die alten Schriftsteller als Muster für die neuere čechische Schriftsprache hinzuweisen, den Gegenstand mit einer bezwingenden Innigkeit zu durchdringen, daſs das Werk seine Sendung als mächtiges Erweckungsmittel nicht verfehlen konnte. Die litterarhistorische Auffassung bleibt hinter der Höhe der Geschichte der čechischen Sprache zurück, obwohl sich der groſse Geist auch hier nicht verkennen läſst. Trotzdem blieb der tiefe Eindruck des Werkchens für lange Zeit entscheidend. Die Methode und die Auffassung der jüngeren čechischen Fachschriftsteller werden von demselben auf ganze Jahrzehnte bestimmt. In zweiter erweiterter Auflage (1818) beschränkte sich Dobrovský auf die ältere Zeit (bis zum Jahre 1526). Das Ziel einer streng wissenschaftlichen Forschung schwebte hier dem Schriftsteller vor den Augen.

Ein unvergleichliches Verdienst errang sich Dobrovský durch sein Wirken für die Festsetzung der čechischen Schriftsprache. Nachdem er die einfluſsreichen, von der Regierung aus Unwissenheit unterstützten sprachverderbenden puristischen Idioten, wie W. Pohl, durch seine schonungslose Kritik geschlagen hatte,

wies er gleich auf den einzig richtigen Weg der Wiederherstellung der čechischen Schriftsprache hin. Der gründlich gebildete, mit weiter Umschau und tiefem Verständnis für den Geist der Sprachen ausgerüstete Gelehrte hebt den historischen Zusammenhang der Schriftsprache hervor, die Notwendigkeit, den alten, immer noch lebendigen Wortschatz zu erhalten, was nur durch fleifsiges Lesen der mustergültigen älteren Bücher erzielt werden kann. Alle Veränderungen in der Sprache, wie in der Orthographie, können blofs durch tiefe innere Gründe herbeigeführt werden. Dobrovský verkündet schon die Achtung vor der Volkssprache, welche der Jungbrunnen der Schriftsprache ist. Durch diese Grundsätze gibt Dobrovský seiner Muttersprache in der gefährlichsten Zeit ihre Grundlage und Rechte und den jüngeren Schriftstellern in der Morgenröte der neuen čechischen Litteratur ihr Sprachgefühl wieder zurück. Um mit gutem Beispiele voranzugehen, hat er grofse Werke im Sinne. Er arbeitete an seinem gründlichen, auf wirklich wissenschaftlichen Grundsätzen beruhenden »Deutschböhmischen Wörterbuch«, dessen erster Teil 1802 erschien, das jedoch mit Hilfe anderer erst nach zwanzig Jahren beendet werden konnte. Der slawischen Stammbildungslehre und der Formlehre widmete er mehrere tiefgreifende Aufsätze. Dobrovskýs Verdienste um die čechische Sprache gipfeln in seinem Hauptwerke »Ausführliches Lehrgebäude der böhmischen Sprache« (1809, 2. Auflage 1819). Seine Resultate und Methode beherrschen wenigstens ein halbes Jahrhundert alle späteren Sprachlehren der slawischen Völker. Der jüngeren Generation ersetzte dieses Buch den gröfsten Mangel jener Zeit — den Unterricht in der čechischen Sprache an den Mittelschulen. Seine Verdienste um die Vervollkommnung der čechischen Schriftsprache betätigte Dobrovský durch die praktische Heranbildung junger Talente, derselbe Dobrovský, der noch in den achtziger Jahren kein Zutrauen hatte, dafs die čechische Sprache sich noch auf die Höhe einer Kultur- und Litteratursprache emporheben könnte. Für die jungen Dichter erforschte er die Regeln einer richtigen čechischen Prosodie, welche nach so manchem peinlichen Umherirren und Herumstreiten noch heutzutage sich behauptet. Die Zeitgenossen nannten Dobrovský (schmeichelhaft) »unseren Adelung«. Dem deutschen Sprachforscher Joh. Chr. Adelung, wie anderen, namentlich Fr. K. Fulda,

hatte Dobrovský viel zu verdanken. Doch diese Lehrer überragt er hoch. Er drang tiefer in die Gründe der Sprachwissenschaft.

Mit Recht ehrt man Dobrovský als den Patriarchen der Slawistik. Die humanistischen Studien der klassischen Sprachen, die Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte und insbesondere die kritischen exegetischen Studien der Bibel hatten die Slawistik erschaffen und ihr mit ihren Methoden vorgearbeitet. Das Ziel bezeichnete der Slawistik die germanistische Philologie. Die deutschen Gelehrten, wie der eifrige Vorkämpfer der slawischen Geschichtswissenschaft, der Göttinger Professor Aug. Lud. Schlözer, forderten unermüdlich die slawischen Philologen auf, nach den Mustern der germanischen Sprachforscher (J. G. Wachters, J. Ihres u. a.) eine allgemeine, alle slawischen Sprachen umfassende Grammatik und ein etymologisches Wörterbuch der Wissenschaft zu schenken. Diese Anschauung unterstützt noch die alte heimische Tradition, namentlich der alten Chronisten und Grammatiker, welche die Slawen als ein ursprüngliches Ganzes vorführten und ihre Sprachen als »Dialekte« bezeichneten. Die Slawen, die sich in der Kultur verspätet, aber von der Natur nicht so sehr entfernt hatten, half auch das Rousseauische »Naturevangelium«, das der rein verstandesmäſsigen Aufklärung die Forderungen des Herzens entgegenstellte, zu entdecken.

Mit praktischer Kenntnis aller slawischen Sprachen ausgerüstet, gibt Dobrovský die verlockenden groſsen Pläne auf und trägt zunächst das Material zu den damals aktuellen Fragen zusammen; so betritt sein kritischer Scharfsinn sogleich den festen Boden des wissenschaftlichen Forschens. Sein Kritizismus gebot ihm oft seine Herzensneigungen zugunsten der wissenschaftlichen Wahrheit zu unterdrücken, mochten sie die Vergangenheit oder die Zukunft seines Volkes betreffen. Trotzdem entging er Irrtümern nicht, wenn er z. B. Dobner und anderen gegenüber die Cyrillica für die ursprüngliche Erfindung Cyrills hielt. Er irrte auch auf Grund mangelhafter Entdeckungen und Tatsachen in anderen Ansichten. Aber oft bringen Irrtümer eines groſsen Geistes der Wissenschaft mehr Anregungen als die genauesten Wahrheiten.

Eine Sammlung von Dobrovskýs langjährigen Studien über die Slawen im weitesten Umfange brachte die Zeitschrift »Slavín«

(= der Slawe, 1806). Der Leser ergibt sich willig dem innigen tiefen slawischen Gefühl, welches ihn bei Dobrovský auch aus trockenen Nachrichten und Kritiken anweht. Der »Slavín« fand in seiner leiblichen Schwester »Slovanka« (= die Slawin, 1814, 1815) eine Fortsetzung. Das sprachliche Interesse überwiegt bei Dobrovský immer mehr. Namentlich ist es die altslowenische Sprache, deren Reichtum und Pracht Dobrovský um so aufrichtiger bewundert, je mehr er in ihren Organismus eindringt. Durch eine Reihe von gelehrten Aufsätzen, von denen die selbständig erschienenen Arbeiten »Glagolitica« (1807) und »Entwurf zu einem allgemeinen Etymologicon der slawischen Sprachen« (1813) die bedeutendsten sind, gelangt Dobrovský endlich zu seinem gewichtigsten Schlufswerke auf diesem Gebiete, den »Institutiones linguae slavicae dialecti veteris« (1822). Sein Freund und Schüler, der Slowene Barthol. Kopitar, der berühmte Sprachforscher, auf dessen unermüdetes Drängen sich Dobrovský zu dieser Arbeit entschlossen hatte, charakterisierte treffend die »Institutiones« als das verdienstvollste Werk Dobrovskýs; »in allen übrigen hatte er mehr oder weniger ebenbürtige Konkurrenten: hier war er bei weitem allein der Meister und macht Epoche«. Dobrovský liefert in diesem Werke die bis zu dieser Zeit genaueste Belehrung über die Geschichte der altslowenischen Litteratur — die wichtigsten Denkmäler derselben waren damals noch nicht entdeckt worden —, beherrscht das grofse und unsichere Material durch eine glänzende Gesamtauffassung. Den fremden Sprachforschern, wie Jakob Grimm, entdeckte er ein neues Gebiet, den jüngeren Fachmännern brachte er fruchtbare Anregungen zu neuen Forschungen.

Der litterarischen Arbeit konnte Dobrovský sein ganzes Leben weihen. Er besafs zu wenig Ehrgeiz, um seine hohe Begabung im lästigen Amtieren zu vergeuden. Er begnügte sich mit einer geringen Pension, die er als Rektor des aufgelösten Generalseminars bezog und aus der er andere noch Bedürftigere gerne unterstützte. Aufserdem luden seine aristokratischen gleichgesinnten Gönner den leutseligen, liebenswürdigen, geistreichen, witzigen und frohen Abbé von feinen Sitten gerne in ihre Mitte. Diese gebildeten Aristokraten, von denen er manche, namentlich Franz, Joachim und Kaspar Sternberg, zu seinen persönlichen Freunden gewonnen hatte, wufsten seine

Freisinnigkeit und Offenheit, seinen Mannesstolz, der sich weigerte, einem absolutistischen Herrscher demütig zu schreiben, und sein ganzes Aufklärungsbestreben wohl zu schätzen. Er blieb sein ganzes langes Leben bei so grellen Umwälzungen der Gesinnungen und politischen Maximen den Idealen seiner Jugend treu. Was er der Wissenschaft vermacht hat, war grofs und befruchtend. Dazu gehörte seine strenge Methode, welche sichere Belege über alles schätzt und daraus durch nüchterne Logik ihre unwiderleglichen Schlüsse zieht. Wissenschaftliche Hypothesen, verallgemeinernde Abstraktionen vermied er. »Reale Dinge brauchen kein falsches Licht«, sagte er. Der Kritizismus des 18. Jahrhunderts zählt den strengen, klaren Denker, den Helden der Wahrheit Dobrovský zu den Auserkorensten. Die jüngere, romantisch gefärbte Generation konnte ihm wegen dieser Eigenschaften nicht anders als feindlich gegenüberstehen. Ein Hyperkritizismus, eine nüchterne Kühle wurde ihm vorgeworfen. Die čechische Sprache soll er als toten Gegenstand seines wissenschaftlichen Forschens behandelt haben, er, der Festsetzer der neuen čechischen Schriftsprache, er, der die vergleichende slawische Sprachforschung gründete, in der Vergangenheit Elemente entwickelte, die das gleichzeitige Leben befruchteten, der seiner Nation mit unermüdlicher, aufopfernder Arbeit durch Verbreitung fortschrittlicher Grundsätze und Kultur, durch die sorgfältigste Pflege der jüngeren Schriftsteller diente.

Dobrovskýs Ruhm drang weit über die Grenze seines engen Vaterlandes. Seine Hilfe und Mitarbeiterschaft wurde von fremden Gelehrten oft beansprucht und von ihm bereitwillig geleistet. Er unterhielt eine reiche Korrespondenz sowohl mit vielen heimischen Schriftstellern, denen er Führer und Erleuchter blieb, als auch mit den vornehmsten Vertretern der slawischen Völker, die in ihm ihren Meister und Gesetzgeber gerne anerkannten, so mit den Slowenen B. Kopitar, V. Vodnik, dem Polen S. B. Linde, dem Russen Šiškov, Köppen, Rumjancev, Vostokov u. a., so auch mit fremden Geistern: Goethe, Schlözer, Jak. Grimm, Pertz, Hormayer u. a. Für die Bestrebungen des čechischen Volkes bildet diese Korrespondenz, um deren Herausgabe sich namentlich V. Jagić und Ad. Patera verdient gemacht haben, eine unschätzbare Fundgrube. Ich kann diesen Abschnitt nicht besser schliefsen als mit der meisterhaften Charakteristik Goethes,

der Dobrovský in den böhmischen Bädern kennen und schätzen gelernt hat. Dem grofsen Dichter stand Dobrovský nahe durch seinen tiefen Sinn für die Natur und Naturwissenschaft. Nach dem Tode Dobrovskýs (er starb am 6. Januar 1829) schrieb ihm Goethe in den Berliner »Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik« (1830) diesen warm gefühlten Nachruf: »Abbé Josef Dobrovský, der Altmeister kritischer Geschichtsforschung in Böhmen, dieser seltene Mann, welcher früher schon dem allgemeinen Studium slawischer Sprachen und Geschichten mit genialem Bücherfleifs und herodotischen Reisen nachgegangen war, führte jeden Ertrag immer wieder mit Vorliebe auf die Volks- und Landeskunde von Böhmen zurück und vereinigte so mit dem gröfsten Ruhm in der Wissenschaft den seltenen eines populären Namens. Wo er eingreift, da ist gleich der Meister sichtbar, der seinen Gegenstand überall erfafst hat und dem sich die Bruchstücke schnell zum Ganzen reihen.«

Dobrovský und die ältere wissenschaftliche Generation schrieben fast ausschliefslich lateinisch und deutsch. Und trotzdem rechnet man sie mit Recht zu den bedeutendsten Erweckern des čechischen Volkes. Die čechische Renaissance entwickelt sich nicht durch eine starke Poesie, welche für die neuen Ideen das Herz des Volkes gewinnt, sondern sie fufst zunächst auf den gelehrten Forschungen, welche das Volk lehrten, sich selbst zu suchen. Und eben durch die beiden Weltsprachen, die deutsche und lateinische, wird dem čechischen Kampf um die nationale Individualität die Tür in die weite Welt geöffnet; die čechischen Kulturbestrebungen werden dadurch zu einem Kettengliede der allgemeinen Ideenentwicklung. Der älteren Generation wartete aber noch eine schwere Aufgabe: der Germanisation des čechischen Volkes zu steuern.

Im 18. Jahrhundert fassen erst die pädagogischen Grundsätze Komenskýs Boden. Ihre bedeutendste Folge war, dafs das Latein aus den Schulen und aus dem öffentlichen Leben allmählich verdrängt wurde. Der aufgeklärte Absolutismus übernahm vom Papsttum, mit dem er rivalisierte, sein Beispiel des Einigungsmittels und strebte in seinen Ländern eine gemeinsame Sprache an, wie er es in anderen Reichen fand, in England, Frankreich, Rufsland. So bemühte man sich, die nichtdeutschen Völker zu germanisieren. Es geschah aber aus keiner nationalen

Voreingenommenheit. Man gedachte sich dadurch die Herrscheraufgabe zu erleichtern und die Germanisationsversuche begründete man dadurch, daſs man dem allgemeinen Wohl durch Erreichung »eines einzigen Volkes im Staate« fromme. Die Kirche, der Adel, die Bureaukratie, die reicheren čechischen Städter folgen freiwillig und gebrauchen im gesellschaftlichen Umgang und im öffentlichen Leben die deutsche Sprache. Durch die industrielle Verstärkung der armen deutschen Gebirgsgegenden gehen gegen das Ende des 18. Jahrhunderts den Čechen ganze Kreise, wie der Leitmeritzer, Saatzer, verloren. Aber trotz dieser Erfolge erwies sich die unbeschränkte Macht des Staates zu schwach, um die schlummernde Energie der nationalen Individualität und Selbstbestimmung unterdrücken zu können. Und wie Josef II. am Abend seines Lebens sein Werk zusammenstürzen sehen muſste, so riefen auch die Germanisationsbestrebungen eine entgegengesetzte Wirkung hervor: ein stärkeres Nationalbewuſstsein der schlaffen Völker; statt der erheischten Verbrüderung der Völker führte man eine gröſsere Entfremdung derselben herbei.

Es war gewiſs kein Zufall, daſs gerade in der Zeit der zielbewuſstesten Germanisation zwei sehr starke Produkte des čechischen Nationalismus herausgegeben werden, und zwar Balbíns lateinische »Apologie der slawischen, insbesondere der čechischen Sprache« (1775) und Dalimils Reimchronik. Es entstehen neue Apologien der heimischen miſsachteten Sprache. Man empfiehlt sie den fremdgebildeten, pflichtvergessenen Čechen, namentlich sucht man für sie bei dem entnationalisierten Adel Schutz zu gewinnen. Die drei damals in Böhmen üblichen Sprachen müssen für diesen Zweck reden. Noch vor Veröffentlichung der Apologie Balbíns ergötzte sich die kleine Schar der čechischen Patrioten an den innigen Worten, mit welchen sich ihrer Muttersprache das hochgebildete, hervorragende Mitglied des böhmischen Adels, Fr. Jos. Graf Kinský (1739 bis 1805), in seiner vortrefflichen deutschen Schrift »Erinnerung über einen wichtigen Gegenstand von einem Böhmen« (1773) angenommen und sie empfohlen hatte. Dann folgen andere Erklärungen, welche die verwahrloste čechische Sprache in Schutz nehmen. Ein überzeugter Lobredner Josef II. und eifriger Propagator der josefinischen Bestrebungen, der Mähre Joh. Al. Hanke von Hankenstein (1751—1806) appellierte an seine

des Volksbewuſstseins baren Brüder mit einem deutschen Büchlein »Empfehlung der böhmischen Sprache und Litteratur« (1783). Gleichzeitig mit ihm ermahnt und verflucht mit feurigem, kühnem čechischen Wort die lauen, pflichtvergessenen Stammesbrüder K. Hynek Thám (1763—1816) in seiner »Verteidigung der čechischen Sprache«. Im Jahre 1792 gab eine umfangreichere čechische Apologie, »Der Ruf und die Vortrefflichkeit der čechischen Sprache«, Jan Rulík, ein sehr fruchtbarer, jedoch nicht tiefgreifender Schriftsteller heraus. Später folgten noch andere.

In allen diesen Verteidigungen und Aufmunterungen kommt die Auffassung Balbíns zur Geltung. Die Geschichte Böhmens, in der sich die čechische Sprache mächtig und ruhmreich entwickelte, an den Höfen der Fürsten erklang, ist ihren Apologeten ein verblaſster Stern, dessen Licht sie wieder entflammen wollen. Sie gedenken aller von den Ahnen zu Nutzen ihrer Sprache unternommenen Taten, sie zählen čechische Litteraturdenkmäler auf, welche gerade damals die eifrigen Studien ans Tageslicht brachten. Das kleine čechische Volk sollte durch eine aus der Verwandtschaft mit einem groſsen, fast über die ganze Erdoberfläche verwandten slawischen Stamme geschöpfte Hoffnung aufgerichtet werden. Man wiederholte alle Gründe, welche die alten Humanisten zusammengetragen hatten, als sie ihrer Muttersprache die Vorzüge der klassischen Sprachen zuschrieben. Die entscheidenden Persönlichkeiten sollten namentlich durch praktische Gründe, daſs überall die Kenntnis der čechischen Sprache notwendig sei, gewonnen werden. Diese Apologeten verleugnen ihre Zeit nicht: wie sie sich gegen die Jesuiten ereifern, wie sie das Licht der Bildung, welches Josef II. entzündet hatte, willkommen heiſsen, wie sie sogar von Josef II. die Erlösung für ihre Muttersprache in der Zukunft erwarten. Hier keimen auch die Anfänge des neučechischen Nationalismus, der in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zur lebendigsten Idee der erwachenden čechischen Poesie wird. Die kleine Zahl der Patrioten — dafür kommt ein neuer Ausdruck »vlastenec« in Umlauf — wächst allmählich unter der studierenden Jugend, unter den Bürgern und Beamten, unter dem Adel, namentlich aber unter den katholischen Geistlichen, welche die philosophischen Grundsätze der Menschlichkeit trotz ihrem sonstigen Widerwillen gegen die josefinischen Reformen

auf die Emanzipation des verwahrlosten Volkes anwendeten. An der Prager Universität wurde ein Lehrstuhl für čechische Sprache und Litteratur gegründet (1791), woraus sich ein bedeutender Stützpunkt für čechische Renaissancebestrebungen entwickelte. Das erstarkende historische Bewufstsein, das auch im böhmischen Adel immer festeren Fufs fafste — namentlich wirkte auf ihn das energische Beispiel der ungarischen Stände — führte zugleich zur böhmischen Sprache, die mit der Geschichte Böhmens unauflöslich eng verbunden war.

Trotz den Germanisationsbestrebungen haben Maria Theresia und Josef II. positive Verdienste um die Hebung der gesunkenen čechischen Sprache. Die Kenntnis derselben wird immer nachdrücklicher von den Beamten verlangt, die unter dem Volke wirken. An den höheren Zentrallehranstalten in Wien und in Wiener Neustadt werden Kathedern der čechischen Sprache errichtet (auch an der Wiener Universität 1775). Die Regierung besorgte dem Volke erbauliche und gemeinnützige Bücher. Auch die Schule, welche der Germanisation die vornehmsten Dienste leisten sollte, brachte der čechischen Sprache die gröfsten Vorteile. In der Schule erlangten die Schüler ein viel reicheres und sachlicheres Wissen als in den Jesuitenschulen. Der Schulbesuch hob sich ungemein und damit auch die Kenntnis des Lesens. Die erwachte Leselust des Volkes munterte viele Schriftsteller auf, die von der Regierung ausgehenden Anregungen zu erweitern, zu vertiefen und sie der Volksseele anzupassen. Allseitige Popularisatoren widmen sich ihrem litterarischen Handwerk mit allen Kräften, um die Bildung der weiteren Volksmassen zu heben. Die in den zehn Jahren der Regierung Josef II. verfafsten čechischen Bücher übertreffen, wie Dobrovský berichtet, weit an Zahl und Wert alles, was die früheren acht Jahrzehnte geliefert hatten.

Die Befreiung von dem alten Zensurdrucke erlöst auch alte čechische Bücher aus ihrer hundertjährigen Verbannung. An ihnen bekommen die Leser und noch mehr die jungen Schriftsteller Muster einer reinen Schriftsprache. Um ihre Herausgabe hat sich namentlich der Paulaner Fr. F. Procházka (1749—1809), ein fleifsiger Litterarhistoriker, einer der bedeutendsten Faktoren des damaligen Bildungswesens, verdient gemacht. Die alten Schriften pafste der Herausgeber seiner Zeit an. Er unterdrückt

allen Aberglauben und Irrtümer, Schilderungen von Grausamkeiten und ruchlosen Taten. Procházkas liberale Gesinnung zeigt sich besonders in seiner Lebensarbeit, in der Übersetzung und Kommentation der Heiligen Schrift. Wegen der allzugroſsen Eile, mit der er mit seinem Mitarbeiter Durych die neue Bibelübersetzung (1780) auf Befehl der Kaiserin Maria Theresia — sie befürchtete die 1777 um sich greifende evangelische Bewegung in Mähren und einen neuen Hussitismus — herausgeben muſste, machte er sich von neuem an das Werk. Nach sechs Jahren konnte er das Neue Testament den Lesern übergeben, 1794 erschien die ganze Bibel in zwei stattlichen Bänden. Diese Tat verdient dem gröſsten litterarischen Ereignis dieser Art, der Kralicer Bibel, die zur Grundlage zu nehmen der tolerante, rationalistische katholische Priester keinen Anstoſs nahm, an die Seite gestellt zu werden. Nur fehlten dem Werke die alten innigen begeisterten Leser. Aus dem Werke spricht ein edler Apostel der Humanität.

In Fr. Mart. Pelzel (1734—1801) ist der Kampf seines Volkes um das Dasein symbolisiert. Sein Familienname war aus dem Čechischen ins Deutsche übersetzt worden. Die Herausgabe von Balbíns national-patriotischer »Apologie der slawischen Sprache« soll er mit einem dreitägigen Gefängnis abgebüſst haben, einer neuen Ausgabe der »Begebenheiten« von Vratislav von Mitrovice schickte er eine feurig patriotische Vorrede voraus. Aber seine geschichtlichen und litterarhistorischen umfangreichen Studien schrieb er in glattem, reinem Deutsch. In seiner eigenartigen Abhandlung »Geschichte der Deutschen und ihrer Sprache in Böhmen« (1788 und 1790) zwangen ihm die Erfolge der Germanisation eine schmerzhafte Weissagung des baldigen Unterganges seiner Muttersprache ab: die Aufklärungsphilosophie lehrte ja die Allmacht der Staatsidee. Als er aber die Opposition gegen das Lebenswerk Josef II. erlebt hatte, wuchs auch seine Hoffnung für die Zukunft der Čechen. Er, der noch 1784 gestand, daſs er sich nicht getraute ein Buch in čechischer Sprache zu schreiben, wollte jetzt gerne in seinem siebenundfünfzigsten Jahre seine bisherige wissenschaftliche Tätigkeit in čechischer Sprache zusammenfassen. Es war ihm aber nicht gegönnt, seine »Neue böhmische Chronik« (Nová kronika česká) beendet zu sehen. Es waren bloſs drei Teile davon erschienen (1791—1796);

der vierte Teil, die Zeit König Wenzel IV. umfassend, blieb im handschriftlichen Nachlafs. Unterdessen hatte Pelzel ein neues Amt von diesem Werke abgerufen. Im Jahre 1793 bekam er den Ruf als erster Lehrer des neu errichteten Lehrstuhles der čechischen Sprache und Litteratur an der Prager Universität. Seit dieser Zeit widmete sich der geistesfrische Greis dem fleifsigen Studium seiner Muttersprache, für die er mit Hilfe Dobrovskýs ein gutes Lehrbuch »Grundsätze der böhmischen Grammatik« (1795) schrieb. Seine Pläne, eine Gesellschaft zur Herausgabe čechischer Bücher, eine čechische litterarische Zeitschrift mit höherem wissenschaftlichen Ziele zu gründen, mufste er als ein Vermächtnis der jüngeren Generation hinterlassen.

Unter der Regierung Josef II. suchen die čechischen Patrioten für ihre Tätigkeit ein besonders wirksames Mittel zu gewinnen, nämlich das Theater. Die Bühne dient den josefinistischen Ideen, namentlich der Aufklärung, Bildung, Veredelung des gemeinen Volkes, wie die damalige Litteratur und alle Einrichtungen. Daneben spricht aus Theaterstücken ein anderes Ziel der damaligen führenden Geister: man will durch das Theater die čechische Sprache zur ehemaligen Blüte emporheben, die Liebe zur čechischen Vergangenheit und Volkstum in die breitesten Volksmassen tragen.

Die Anfänge des čechischen Theaters fallen, wenn man von einigen wenigen mifsglückten älteren Versuchen absieht, in das Jahr 1785. Damals erklang dann und wann das čechische Wort von der Bühne des neu errichteten »vaterländischen Theaters«. Besser erging es der čechischen Thalia in einem aus Brettern roh gezimmerten, mit Stroh und Heu ausgestopften Gebäude. In dieser bescheidenen »Baude« wurde 1786 eine ruhmvolle Ära čechischer Vorstellungen eröffnet. Die Vorliebe für das Theater steigerte sich in Prag so, dafs im Jahre 1787 eine zweite čechische Bühne ins Leben trat. Nach diesen glänzenden Anfängen sinkt das čechische Theater. Seit dem Jahre 1793 vegetiert es nur kümmerlich fast zwanzig Jahre. Es war nicht auf Grund reiner künstlerischen Bestrebungen entstanden. Der Geist des Josefinismus brachte es zur Welt und erhielt es am Leben; mit seinem Fall sank seine Stütze.

Der kritische Dobrovský schätzt die Zahl der čechischen Theaterstücke, welche in den Jahren 1786—1792 aufgeführt

wurden, auf 300, ein anderer Zeitgenosse berechnet ihre Zahl in den Jahren 1785—1805 auf 1000. Auch das dramatische Schaffen zeichnet sich durch die josefinische Hast und Fruchtbarkeit aus. Leider bleibt das Bild, das man sich von der dramatischen Litteratur machen kann, ein fragmentarisches. Die Theaterstücke blieben gröſstenteils in der Handschrift als Eigentum jedweder Theatergesellschaft. Gedruckt wurde davon sehr wenig, aus der Zeit vor 1785 z. B. ein einziges Stück. Die meisten von ihnen sind ganz verschollen, von einigen ist uns nur der Titel übrig geblieben. Aus den wenigen gedruckten Stücken erkennt man, daſs die čechische dramatische Litteratur von der deutschen sehr abhängig war, daſs den Geschmack der Prager Theaterbesucher sowohl der deutschen als čechischen die Muse der Residenzstadt Wien bestimmte. Und so erscheinen auch auf der čechischen Bühne dramatische Werke eines Weidmann, K. F. Hensler, Schikaneder, Schröder, F. V. Ziegler, Stefanie des Jüngeren, Mayer, Eberle u. a., weiter von Törring, Iffland, Kotzebue, Hagemann u. a. Durch die äuſsere Form, namentlich durch ungewählte Ausdrucksweise und Possenreiſserei, trachten sie dem Geschmack des gemeinen Mannes näher zu kommen.

Von den čechischen Originalwerken ist das »vaterländische Originalschauspiel in fünf Aufzügen« »Udalrich und Božena« des Prager Buchdruckers Ant. Jos. Zíma besonders charakteristisch. Der Autor setzte hier eine interessante Episode der böhmischen historischen Tradition in Szene. Das geschminkte Idyll der böhmischen Geschichte, wie nämlich Fürst Udalrich eine schöne Bauerntochter zur Gemahlin — in Wirklichkeit zur Maitresse — wählt, hatten schon die Chronisten Dalimil und noch mehr Hájek mit zwei Zügen ausgestattet: mit Demokratismus und offen zu Schau getragener nationaler Gesinnung. Diese Züge färbt Zíma konkreter nach den Anschauungen seiner Zeit, wie sich die Bauern in seinem Stück ihrer Menschenwürde bewuſst sind, wie sie mit den Herren gleiches Recht fordern, wie der Fürst über die Köpfe seiner Hofleute den Bauern Gerechtigkeit und Linderung widerfahren läſst. Die Zensur verhielt sich zum Theater auſserordentlich liberal. Sie erlaubte eine so sozial zugespitzte Begebenheit auf der Bühne vorzuführen, wie der Bauernaufruhr vom Jahre 1775. Leider ist uns von dem zwei-

aktigen Spiel Mat. Stunas »Der Bauernaufruhr in Böhmen« nichts anderes bekannt als sein Titel und sein beispielloser Erfolg, dessen sich vor kurzem in Prag auch die čechische Bearbeitung eines ähnlichen Weidmannschen Stückes »Stefan Fedinger oder der Bauernkrieg« erfreut hatte.

Das rasche Aufblühen des čechischen Theaters schafft seine Gestalten, bringt ihnen ihren Ruhm und Elend. Im Vordergrund des Theaterlebens und des dramatischen Schaffens steht Václav Thám. Die Zeitgenossen entzückte sein patriotischer Eifer, seine ungemein fruchtbare litterarische Tätigkeit, seine hinreifsende Schauspielkunst, aber bald stumpften die schmerzlich abenteuerlichen Geschicke des unglücklichen Trunkenboldes, des elend verfallenden fahrenden Komödianten ihr Interesse für ihn ab. Jede Spur von ihm verschwindet, als er sich 1816 nach dem Tode seiner untreuen Gattin zu ihrem Grabe nach Galizien begeben hatte. Wie sein bewegtes Leben ist es auch schwer, ihn als Künstler und Schriftsteller zu verfolgen. Er gab den ersten neučechischen Almanach 1785 heraus. Von seinem halben Hundert čechischer Theaterstücke sind nur drei gedruckte Spiele nebst einigen Libretten an uns gekommen. Und diese sind keine Originalwerke. Nach den verzeichneten Titeln seiner Arbeiten zu urteilen, neigte Thám namentlich zu den damaligen Ritterspielen, deren Geiste er wohl die beliebten Stoffe der čechischen Heldensage und der čechischen Geschichte angepafst haben mag. Čechische Sage und Geschichte wurde mit Vorliebe auch von den damaligen deutschen Dramatikern in Szene gesetzt. Ihre čechischen Kollegen wagen sich an grofse Gestalten, wie an den furchtbaren Táboritenführer Žižka, König Georg von Poděbrady, Drahomíra, Mutter des heiligen Wenzels und Boleslavs, u. a. Leider sind auch sie ganz verschollen.

Auch die Wiener Lokalposse eines Hensler, Schikaneder verpflanzt man auf den heimischen Boden. Es ist das bedeutendste Verdienst des sehr fruchtbaren Belletristen, Dramatikers und Publizisten, Prokop Šedivý (1764 — gestorben wahrscheinlich 1810), der wie V. Thám seine Beamtenlaufbahn seiner Begeisterung für die heimische Litteratur geopfert hat. Auch von ihm sind die meisten Stücke in der Handschrift geblieben und in den damaligen bewegten Zeiten untergegangen. Dem Prager Volksleben weifs er realistische wirkungsvolle Szenen abzugewinnen.

Dies gelang Šedivý, dem Sohn eines Prager Brauers, namentlich in seiner besten Posse »Die Prager Brauer«, wo das althergebrachte Leben des Brauhausgesindes mit seinen Trübsalen, Vergnügungen, eigenartigen Gewohnheiten anschaulich hervorleuchtet.

Wie das čechische Drama, so schwimmen auch die čechischen Romane und Novellen dieser Zeit in den unteren Strömungen der Weltlitteraturen. Was man dem Volke statt verurteilter romantischer Erzählungen von der Melusine, Aschenbrödel, Stillfried, Bruncvík, Eulenspiegel reichte, davon war gar wenig fähig, dem vorgesteckten Ziele zu dienen. Der Litteratur aber blieb von diesen Produkten gar nichts. Gröſstenteils sind es Übersetzungen und Bearbeitungen fremder Schriften, namentlich deutscher, die damals von den groſsen Anfängen des englischen und französischen Romans fast unberührt blieben. Was selbständig geschaffen wurde, trägt zu sichtlich das Gepräge dieser Vorbilder. Der Ritter- und Räuberroman mit seinen gehäuften Abenteuern, den Greueln der Verbrechen sowie mit seiner aufopfernden Menschenfreundlichkeit wechselte mit phantastischen Begebenheiten der Feen- und Zaubermärchen ab, welche die mystische und spiritistische Stimmung der Zeit im Gegensatz zu der nüchternen Vernünftelei erzeugt hatte, ferner mit orientalischen Novellen, Robinsonaden und fremdländischen, moralisierenden Erzählungen. Man verfehlte dabei oft das Ziel, indem man das Volk zur Menschenfreundlichkeit und Aufklärung durch Schilderung von schauerhaften Historien und schreienden Ausschreitungen der menschlichen Gesellschaft, wie solche namentlich Christ. H. Spieſs verfaſst hatte, erziehen wollte.

Wie im Drama so holte man auch in der Novellistik den Stoff aus der böhmischen Geschichte und Sage; dabei hielten sich die čechischen Belletristen viel lieber an den märchen- und gestaltenreichen Chronisten Hájek als an die wissenschaftlichen Forschungen der gleichzeitigen kritischen Gelehrten, welche die alte Überlieferung aus dem menschlichen Gedächtnis zu tilgen bestrebt waren. Man wollte durch die Erinnerung an die heimische Vergangenheit das čechische Nationalbewuſstsein wachrufen. Dieselben Verfasser, welche so eifrig um das čechische Drama sorgten, wie Prokop Šedivý, Ant. Jos. Zíma, Mat.

Stuna, sind auch auf dem Gebiete der čechischen Novellistik die tätigsten.

In den Händen des Václav Matěj Kramérius (1759 bis 1808) laufen alle Fäden des gleichzeitigen čechischen litterarischen Lebens zusammen. Der dem französischen Rationalismus und dem čechischen Nationalbewuſstsein gewonnene arme Student lernt als Bibliothekar im Hause des eifrigen Liebhabers und Sammlers čechischer Bücher und Handschriften, Joh. Ritter von Neuberg, die vornehmsten Vertreter der damaligen patriotischen Gelehrtenwelt kennen. Nach einer durch eisernen Fleiſs betriebenen Vorbereitung führt er sein Leben lang zum Nutzen seines Volkes die Feder. In seiner Vielseitigkeit leistete er wirklich Groſses. Treffend wurde Kramérius schon von seinen Zeitgenossen mit Dan. Adam von Veleslavín verglichen: beide sind zwar keine Heroen des Ideenlebens, beiden fehlt es an Originalität, aber beide sind glückliche groſse Unternehmer, welche die meisten gleichzeitigen Arbeiter um sich versammeln, ihre Tätigkeit bestimmen und leiten, ihre Schriften vervollkommnen und herausgeben und so zu unablässigen Führern und Aufklärern werden.

Kramérius gehört zu den aufrichtigsten Josefinisten. Er versäumte es niemals mit seiner Feder den Absichten Josef II. zu dienen. Kein Werk übertrifft sein »Buch Josefs, geschrieben von einem, der das 18. Jahrhundert betrachtet, teils heilige Dinge, teils Weissagungen« (1784) an inniger Ergebenheit und Begeisterung für den Licht bringenden Kaiser. Diesem nach einer deutschen Vorlage frei bearbeiteten, in biblischem Stil verfaſsten Buch ist hauptsächlich die kindliche Hingabe des čechischen Bauernstandes an diesen Kaiser zuzuschreiben. Als Josefinist zeigt sich Kramérius auch in seiner belletristischen und dramatischen Tätigkeit, wo er wenig Kunstsinn, dafür aber eine unleugbare Neigung für Belehrung und Tendenz kundgibt. Den Grundsätzen des Josefinismus blieb Kramérius auch als Journalist treu. Er stellte 1789 der einzigen damaligen čechischen Zeitung, bei der er vier Jahre als Redakteur tätig war, ein neues Organ, die »Kamériussche k. k. vaterländische Zeitung« an die Seite. Aus dieser Zeitung und namentlich ihrer wöchentlichen Beilage »Die Abendversammlung der Dobrovicer Gemeinde«, machte Kramérius das Höchste, was sich unter der strengen Vormund-

schaft der Regierung machen liefs, nämlich ein wirklich populäres, nützliches, allseitig belehrendes Organ.

So konnte Kramérius in seiner »Čechischen Expedition«, einem Verlag, durch seinen unermüdlichen Fleifs, seinen aufserordentlichen Unternehmungsgeist, die Anziehungskraft seiner Person fast das ganze litterarische Leben konzentrieren. Die in seiner »Expedition« gedruckten Bücher führten die wissenschaftlichen Bestrebungen und Anschauungen Dobrovskýs über die čechische Schriftsprache ins Leben. Der Geist der alten čechischen Bücher spricht aus dieser Schriftsprache. Kramérius' litterarische Bedeutung ist in seiner »Čechischen Expedition« symbolisiert: in derselben begegnen einander Hauptstadt und Provinz, ältere Patrioten und Gelehrte reichen jüngeren litterarischen Adepten die Hand. Ebenso bedeutet die litterarische Tätigkeit des Kramérius eine Grenzscheide zwischen den älteren Bestrebungen und der jüngeren Litteratur: er weckte die weitesten Volksschichten, deren psychologische Dispositionen er gut kannte, zur menschlichen Würde, zum Nationalbewufstsein, lehrte sie lesen und flöfste ihnen Liebe zum Buche ein. Den jüngeren Schriftstellern erleichterte er ihre Aufgabe im Schaffen der neučechischen Schriftsprache.

Zehn Jahre nach der ersten Gedichtsammlung V. Thâms meldete sich zur litterarischen Arbeit die jüngere Generation mit einem neuen Almanach »Sammlung von Gedichten und Gesängen« (1795, 1797; die nächsten drei Bände 1798, 1802, 1814 hiefsen »Neue Gedichte«). An der Spitze des Dichterbundes, den keine so streng ausgeprägte litterarische Richtung verband wie ihr Vorbild, den Göttinger Hain, stand Ant. Jaroslav Puchmajer (1769—1820). Die Poesie dieses Dichterkreises bleibt mehr eine Nachahmung, sie greift nicht in das eigenartige Leben des Volkes. Und was sie nachahmt, war längst veraltet und blofse Bücherpoesie: sie schwelgt in der absterbenden Anakreontik, in schäkernder und empfindsamer Liebeslyrik, in unermüdlichen Beteuerungen der Freundschaftsgefühle, man verfafst didaktische, moralisierende Gedichte, verallgemeinernde Satiren, Oden und Elegien, Balladen und Romanzen, Epigramme, versifizierte Fabeln, reflektierende Heroiden, deskriptive Lyrik, man versucht sich in umfangreichen Epen. Für Puchmajer und seine Schule ist die Poesie »ein Spiel des Verstandes und Witzes«. Das innere Ge-

fühlsleben der Verfasser bleibt dieser Poesie fern. Und so spornt der katholische Landkaplan Puchmajer von unbescholtenem Leben in seinen Gedichten zum Genuſs der weltlichsten Liebe an, übersetzt (1804) — nicht aus dem Original, sondern aus einer polnischen Bearbeitung Szymanowskis — die ungebundene Schöpfung der alten »galanten« Poesie, Montesquieus »Temple de Gnide«. Lange Zeit blieben als beliebtes Inventar der Schulbücher Puchmajers versifizierte Lafontainesche Fabeln, die er aus den polnischen Dichtern Krasicki, Karpiński, Kniaźnin übernommen hatte. Die entwickelteren slawischen Sprachen, deren Kenntnis ihm Dobrovský vermittelt hatte, namentlich die polnische, nahm Puchmajer bei der Bildung der čechischen Dichtersprache zu Hilfe. Die poetische Sprache und eine genauere Prosodie nach Dobrovskýs theoretischen Grundsätzen ist die gröſste Tat dieses Dichterbundes, namentlich Puchmajers und Hněvkovskýs. Die Dichter greifen sehr selten zu neuen Wortbildungen, und doch weiſs ihr feines Sprachgefühl eine poetische Sprache zu schaffen, welche als Grundlage einer weiteren Entwicklung dient. Den heimischen Duft spürt man in der Weise, wie diese Dichter die fremdartigen Produkte dem naiven Leserkreise anzupassen wissen. Puchmajers patriotische Oden, namentlich sein »Lied an Jan Žižka«, seine begeisterten Prologe zu den Gedichtsammlungen verbinden ihn mit den jüngsten Dichtern.

Das originellste Mitglied des Puchmajerschen Dichterbundes ist der Jurist Šebestian Hněvkovský (1770—1847). Zu seinen Balladen und Romanzen in Gleims bänkelsängerischem Tone wählte er die heimische Geschichts- und Lokaltradition. Zur čechischen Sage griff er auch in seinem berühmtesten Werke »Děvín« (= Die Mädchenburg, 1805). Es ist der beliebte Stoff des Mädchenkrieges in Böhmen. Den Wiener Parodisten Al. Blumauer sowie seinen Hang zum Humor und Satire befolgend, wollte Hněvkovský ein komisches Epos verfassen. Die čechische Sage, ihr patriotisches Auffassen war ihm zu nahe ans Herz gewachsen, als daſs er sie hätte überwältigen und sie in ein komisches Gewand kleiden können. So schrieb er ein »komischromantisches Heldengedicht«. Die lebhafte Phantasie, welche an die beliebten italienischen Muster Hněvkovskýs, Ariosto, Berni, Tassoni, erinnert, fesselt hie und da auch noch den heutigen Leser; aber die groſse Begeisterung für das Gedicht Hněvkovskýs bei den

Zeitgenossen, von denen einige die zwölf langen, nicht selten auch langweiligen Gesänge auswendig gelernt haben sollen, kann man sich nur dadurch erklären, dafs es das erste grofse Epos in čechischer Sprache war. Am Abende seines Lebens liefs sich Hněvkovský zur dramatischen Tätigkeit und zur Bearbeitung der čechischen Faustsage in einem umfassenden Epos verlocken.

Hněvkovskýs Freund Vojtěch Nejedlý (1772—1842), ein sehr fruchtbarer Reimschmied, spornten die Beispiele der Weltlitteratur, namentlich Voltaires, an, sich an grofse Stoffe zu wagen. Er dichtete umfangreiche historische Epen, wie »Přemysl Otakar in Preufsen«, ein Gedicht von 20 Gesängen, ein romantisches Gedicht »Vratislav« von 17 Gesängen, ein Epos vom hl. Wenzel, ein didaktisches Gedicht über Karl IV., welche jedoch dem Dichter keinen bleibenden Platz auf dem čechischen Parnafs sichern konnten. V. Nejedlýs vollkommenste Schöpfung, ein deskriptives, allegorisch-didaktisches Gedicht »Das jüngste Gericht« (1804) verrät wie seine ganze Tätigkeit eine aufrichtige josefinische Gesinnung. Josefinisten sind im Grunde alle diese Dichter. Auch der jüngste unter ihnen, Jan Nejedlý, ein Bruder Vojtěchs.

Grofse Hoffnungen baute man auf Jan Nejedlý (1776 bis 1834), als er in seinem fünfundzwanzigsten Jahre von Pelzel den Stuhl der čechischen Sprache und Litteratur übernommen hatte. Seine Stellung, sein nationalpatriotischer Eifer und seine Energie brachten ihn bald an die Spitze des litterarischen Lebens. Er übertrug ins Čechische namentlich die schwärmerischen, vor Liebe schmachtenden, das Evangelium des Naturlebens der Menschen verkündenden Idyllen von Sal. Gefsner, zu dem man damals in Prag immer noch gerne im Original griff. Nejedlýs Übersetzungen »Tod Abels«, »Daphnis« und »Der erste Schiffer« bedeuten einen merklichen Fortschritt der čechischen Schriftsprache, welche in Nejedlýs Arbeiten die alte verknöcherte Unbeholfenheit des Veleslavínschen Sprachideals überwindet und sich mehr der weltlitterarischen Entwicklung anpafst. Eine ähnliche Bedeutung wie die Übersetzungen von Gefsners Idyllen, deren Zahl Nejedlý immer vermehrte, hatte auch die Übersetzung (1808) des romantisch spannenden historischen Romans mit didaktischer und humanitärer Tendenz »Numa Pompilius« von dem Nachahmer Fenelons, Jean de Florian. Eine kühnere

Tat war Nejedlýs Versuch, Homers »Ilias« in čechisches Gewand zu kleiden. Leider begnügte er sich — wie der slowakische Schriftsteller Jiří Palkovič in demselben Jahre (1801) und etwas später auch Puchmajer — bloſs mit einer Probe, dem ersten Gesang; aber dies genügte, um seine Zeitgenossen zu überzeugen, daſs die čechische Sprache fähig ist, sich an die schwersten Aufgaben mit Erfolg wagen zu können.

Josefinische Erbauungstendenzen, nützliche Belehrungen aus den verschiedensten Gebieten, Vernünftelei und Toleranzgrundsätze, wie sie in Kramérius verkörpert waren, verband mit der Belletrie, namentlich dem veralteten Idyll und den höheren čechischen litterarischen Bestrebungen J. Nejedlýs Zeitschrift »Čechischer Herold« (»Český hlasatel«, 1806—1809 und 1818), die fast alle damaligen čechischen Schriftsteller in sich vereinte. Im »Čechischen Herold« redeten den Lesern feurige, inniggefühlte Apologien der čechischen Sprache und der Renaissancebestrebungen zu, wie des Redakteurs Abhandlung »Über die Vaterlandsliebe« und Jos. Jungmanns dialogischer Aufsatz »Über die čechische Sprache«. Mit den vier Jahrgängen seiner Zeitschrift war J. Nejedlýs litterarische Tätigkeit ganz erschlafft. Den Ansprüchen des eitlen, sparsamen Hagestolzes genügte seine sehr gering belohnte Professur nicht, er studierte dabei noch Rechte, eröffnete dann eine ergiebige Advokatenkanzlei und machte sich durch seinen starren, hartnäckigen Widerstand gegen alle Fortschrittsansichten die ganze jüngere Generation zum erbitterten, oft ungerechten Gegner.

In der ungarischen Slowakei waren die Verhältnisse etwas anders als in Böhmen und Mähren. Dort hatte die Gegenreformation niemals so tief in das geistige Leben des Volkes eingegriffen, da konnte namentlich die katholische Gegenreformation nicht so vernichtend vollzogen werden. Da gab es immer eine geistig stärkere Minderheit von protestantischen Bekennern, welche die Verbindung mit ihrer religiösen und kulturellen Vergangenheit stets unterhielten. Anders benahmen sich die katholischen Führer des Volkes, namentlich die Jesuiten. Der Verfall der čechischen Sprache und des Kulturlebens gab ihnen Gelegenheit, sich von der verhaſsten Ketzersprache ihrer Gegner zu trennen. Es war eine ähnliche Erscheinung wie der Widerstand der deutschen Katholiken gegen die neuhochdeutsche

Schriftsprache Luthers. Bei diesen Separatisten fruchteten nichts die schlagenden sprachlichen, historischen und Vernunftsgründe Dobrovskýs für die einheitliche Schriftsprache der Čechoslawen.

Der eigentliche Begründer der neuen slowakischen Schriftsprache, die keine wirkliche Mundart vertritt, ist der Pfarrer Ant. Bernolák (1762—1813), welcher seine Versuche durch eine neue phonetische Orthographie, durch eine Grammatik und namentlich durch sein Lebenswerk, ein sechsbändiges slowakisches Wörterbuch »Lexicon slavicum bohemico-latino-germanico-ungaricum« (herausgegeben erst 1825—1827) ins Leben einführen wollte. Bernolák fand für seine neue Schriftsprache eine nicht geringe Stütze in der neubegründeten »gelehrten slowakischen Gesellschaft« (1792), einem Verein zur Herausgabe slowakischer Bücher, einer Nachahmung ähnlicher magyarischer Institutionen. Die katholischen Separatisten waren in ihrer neuen Schriftsprache jedoch nicht einig. So behielt ein vielseitiger Litterat und Gegner der Aufklärung, der Kanonikus Jos. Ignaz Bajza (1754—1834) aus persönlicher Rivalität gegen Bernolák in seinen sonderbaren Schriften sein eigenes Gebilde einer neuen Schriftsprache bei. Diese Trennungsversuche, die kein neues Leben in die Litteratur brachten, wären bald ganz verschollen, wäre ihnen später nicht ein Dichter, Jan Hollý, entstanden, welcher die neue Schriftsprache auf eine kurze Zeit am Leben erhielt.

Die Litteratur der slowakischen Protestanten, die an der gemeinsamen čechischen Schriftsprache festhielten, übertrifft die litterarischen Produkte ihrer katholischen Landsleute. Sie konnten sich eines Leserkreises rühmen, der das Buch immer zu schätzen wufste. Die ungarischen Protestanten empfingen, weil in Österreich an den Universitäten keine protestantische Theologie vorgetragen wurde, seit Jahrhunderten an den Universitäten Deutschlands ihre Bildung und blieben so dem wissenschaftlichen Kulturleben näher als ihre katholischen Landsleute. Durch das Toleranzpatent Josef II. und noch durch das Mandat Leopold II. aus dem Jahre 1790 wurde ihnen eine gröfsere Religionsfreiheit zuteil. Ihr autonomes Schulwesen, das sie zur gröfsten Blüte zu bringen trachteten, stellt sie an die Spitze des Kulturlebens in Ungarn.

Wie bei den Katholiken, so befindet sich auch bei den Protestanten die Litteratur fast ausschliefslich in den Händen der Geistlichen. Auch hier kommen die Ideen der Zeit, denen wir

auf böhmischem Boden begegnet waren, von dem sie genährt waren, zum Worte. Ihnen sollte eine Zeitschrift dienen, die man in den Jahren 1785 und 1786 herausgab. Einen direkten Einfluſs der deutschen Universitäten verrät das groſs angelegte Werk von Aug. Doležal: »Die für die ganze Welt denkwürdige Tragödie« (1791). Der evangelische Prediger besingt hier nicht nur den Fall der ersten Eltern im Paradiese, sondern verteidigt auch dogmatische Lehren, namentlich die Gerechtigkeit Gottes, daſs er auf die Welt die Sünde zugelassen hat. Wohl beruft sich der Dichter auf die Philosophie Leibniz', Wolffs, aber trotzdem gelang es ihm nicht, seine versifizierte Disputation philosophisch zu vertiefen. Seine Kollegen Bohuslav Tablic (1769—1832) und Jiří Palkovič (1769—1850) steckten ihrer Poesie keine so hohen Ziele und drangen damit deswegen inniger zum Herzen wenigstens ihrer Zeitgenossen. J. Palkovič tändelt in seiner »Muse aus den slowakischen Bergen« (1801) mit Hirtinnen und anderen Mädchen verschiedenster Namen, trinkt mit seinen Gefährten Wein, alles nur theoretisch, weil es dem geizigen Dichter in der Wirklichkeit Geld gekostet hätte. Boh. Tablic ist in den vier Bänden seiner »Poesien« vielseitiger, neben der toten Anakreontik macht er auch moralisierende und reflektierende Gedichte, besingt nach dem Beispiel einiger abstinenten deutschen Sänger den Kaffee, bringt schauerliche Verbrechen in Verse und meint Balladen verfaſst zu haben. Ein Ton erklingt aber in den Versen von Tablic und Palkovič, die einzige Welle einer lebhaften Ideenströmung, ein inniges slawisches Nationalbewuſstsein. Tablic entriſs durch seine fleiſsigen Forschungen manchen älteren slawischen Dichter der Vergessenheit — sein gröſstes Verdienst. Palkovič sah auf seine gereimten Tändeleien mit einem gewissen Stolz, aber seine Bedeutung liegt doch auf einem anderen Gebiete.

Er ist ein Kramérius im kleinen. Er schreibt Bücher für das Volk, gibt eine Zeitschrift »Die Wochenschrift« (1812—1818) im josefinischen Geiste, aber mit innigem Nationalgefühl, und einen Volkskalender heraus. Palkovič ist nebst Tablic der aufrichtigste Verfechter der litterarischen čechoslawischen Einheit, die er durch seine litterarische Tätigkeit, durch seine bedeutendste wissenschaftliche Tat, sein »Böhmisch-deutsch-lateinisches Wörterbuch« (1820, 2 Teile), durch seinen Einfluſs als der erste Lehrer

auf dem Katheder der čechoslawischen Sprache und Litteratur, die 1803 von einer privaten »Slowakischen gelehrten Gesellschaft« bei dem berühmten evangelischen Lyceum in Prefsburg, dem Mittelpunkt der evangelischen Bildung, gegründet worden war. Aber Palkovič veraltete bald mit seinen josefinischen Anschauungen, mit seinem hartnäckigen Verharren auf dem Ideal der Veleslavínschen Schriftsprache auf seinem unbeschränkten Posten. Die jüngeren Generationen seiner Zöglinge entfremdete sich der egoistische, autokratische Konservative eine nach der anderen — ein ähnliches Los, welches sich in Böhmen J. Nejedlý geschmiedet hatte. Palkovič konnte wie Nejedlý den Jüngeren nichts mehr bieten.

Fünftes Kapitel.

Die slawische Idee in der čechischen Dichtung und Wissenschaft. Josef Jungmann und seine Schule. Die Königinhofer und Grünberger Handschrift. Jan Kollár. P. J. Šafařík.

Puchmajers Dichterbund bildet den Übergang zwischen den älteren Gelehrten und der jüngeren Generation, die gröſstenteils im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts geboren wird. Diese lernt von der Höhe der Errungenschaften der Vorgänger sowohl in die Weite schauen als auch in der Heimat neue Bahnen und neue Ziele sich stecken. Zu ihrer litterarischen Tätigkeit treibt die Jüngeren ein festes Vertrauen in die Zukunft der čechischen Sprache, der sie zu ihrem vollen Kulturleben verhelfen wollen. Je mehr das čechische Buch an Gediegenheit gewinnt, je mehr es aus dem Leben seines Volkes schöpft, desto kennbarer greift es in die Kulturbestrebungen des Volkes ein. Man strebt eine strengere čechische Fachwissenschaft an. Im Bewuſstsein der eigenen Schwäche sucht man in der Verwandtschaft mit dem gewaltigen slawischen Volksstamme Kraft zu gewinnen. Die politischen Ereignisse begünstigten die schwere Arbeit der Čechenführer.

Zwar drückte der Despotismus Franz II., den die Attribute aufgeklärt und freisinnig am wenigsten zierten, viel schwerer als der aufgeklärte Absolutismus. Der Adel hatte seine Privilegien teilweise zurückerobert. Der Bauer wurde wieder den rachedürstigen Herrschaftsbeamten preisgegeben, in die Präsidialamtsstuben zog wieder die alte Geschlechtsaristokratie ein, welche mit ihrem Herrscher das Grauen vor jeder Reform, jeder freien

Bewegung und Neuerung, jedem Fortschritt teilte. Die stets wachsenden Kriegslasten führten endlich 1811 den Staatsbankrott und damit auch eine Stockung des geistigen Lebens herbei. Aber die Entwicklung des čechischen Nationalpatriotismus wurde dadurch nicht gehemmt. In Ermangelung eines freieren politischen Lebens konzentrierten sich alle Bestrebungen in der Hebung der Muttersprache und des Nationalbewufstseins. In diesem Sinne drangen in die Kreise der Studenten und der jüngeren Bürger, bei deren Zusammenkünften und dilettantischen Theatervorstellungen manches radikalere Wort sich hören liefs, schwache Nachklänge der deutschen Befreiungskämpfe. Mit den Erinnerungen an die ruhmbedeckten Vorfahren trachtete man in čechischen offiziellen »vaterländischen Kriegsgesängen« die Soldaten zur Tapferkeit gegen den blutdürstigen französischen Thronstürmer anzuspornen — die Lieder führten sogar den Namen Žižkas, der früher so haarsträubend klang, an. Die deutsche Romantik bietet den Čechenführern neue starke Antriebe. Die Leitung des čechischen geistigen Lebens übernimmt jetzt Josef Jungmann.

Von seiner philosophischen Weltanschauung brachte Josef Jungmann (1773—1847) sehr wenig in den litterarischen Verkehr. In seinen »Memoiren«, die erst nach mehr als zwanzig Jahre nach seinem Tode der Öffentlichkeit mitgeteilt worden sind, erklärt er sich für einen aufrichtigen Voltairianer, und was er hier über die Religion, den Menschen, die Natur skizziert, ist wirklich von Voltaire und anderen Rationalisten stark beeinflufst. Seine unermüdliche Lebensarbeit verkörperte Jungmann in dauernden wissenschaftlichen Werken der čechischen Sprache und Litteratur, deren Krone ein umfassendes Wörterbuch bildet; doch befreite er auch die čechische Dichtkunst von ihrem Gängelbande und lehrte sie in der weitesten Welt kühner Umschau halten.

Der Professur, die der arme Jurist in schwerem Kampfe ums Dasein 1800 in Leitmeritz in Böhmen als einstweilige Zufluchtsstätte angenommen hatte, blieb Jungmann sein Leben lang treu. Er fand diesen Beruf seinen Geistesanlagen ganz angemessen; zugleich bot er dem national erwachten, fleifsigen Schriftsteller am meisten Mufse zu seiner litterarischen Tätigkeit. Für diese stellte er bald höhere Ziele als seine Zeitgenossen auf. Die Aufgaben der čechischen Renaissancearbeit hob er im ersten

bedeutenden publizistischen Aufsatz »Über die čechische Sprache« (1806) hervor. In dieser gewandt dialogisierenden Abhandlung vertieft Jungmann philosophisch die älteren Apologien der čechischen Sprache. Der Schriftsteller ergeht sich in schmerzhafter Satire über den Verfall der abtrünnigen Nachkommen der alten Čechen und läſst seine Stammesgenossen von einem gerechten humanen Deutschen mit dem Hinweis darauf, daſs es schon auch unter den stammvergessenen Čechen dämmere, trösten. Dann geht er zu den brennendsten Fragen der čechischen Bestrebungen über. Die Einwendungen seines kosmopolitischen Widersachers, daſs die Čechen im Namen der ausgleichenden Kultur und des ewigen Friedens unter der Menschheit die reichere deutsche Litteratur und Sprache annehmen sollten, bekämpft der patriotische Čeche im Geiste der Herderschen Philosophie: jedem Volke soll gerade durch seine nationale Eigenart und deren Hauptmerkmal, die Muttersprache, sein gebührender Platz im Ganzen der Menschheit gesichert werden. Jungmann baut im Namen der Gerechtigkeit und der Menschenrechte die ganze Arbeit der čechischen Erwecker auf der Majestät des Volkes, auf dem Rechte zu seiner Muttersprache, nicht auf der Gnade der Wohlgeborenen und der Gebildeten auf. Diese demokratische Auffassung war ein bedeutender Fortschritt und die festeste Grundlage des groſsen Baues.

Jungmann steckt auch die Ziele und die Aufgaben der čechischen Litteratur viel höher als seine Vorgänger. Es genügt ihm nicht mehr die Litteratur für die untersten Volksschichten, wie es Dobrovský verlangte, Kramérius und Palkovič betätigte, sondern eine Litteratur, in der sich das höchste Geistesleben verkörpern sollte, eine Litteratur, die ein Mitglied der Weltlitteratur bilden könnte, die fähig wäre, die deutsche Litteratur bei den Čechen zu verdrängen. Für so eine Litteratur müsse man eine entwickeltere feinere Schriftsprache anstreben, als sie das Muster der Veleslavínschen Sprache bieten konnte. Jungmann machte den Versuch, eine solche Schriftsprache zu schaffen. Sein feines Sprachgefühl, seine tiefgreifenden Studien der alten čechischen, als auch anderer slawischen Sprachen verhalfen ihm zwar dies Ideal ins Leben zu rufen, verursachten aber auch, daſs er seine groſsen dichterischen Pläne aufgab und das Mittel, das Sammeln des čechischen Sprachschatzes, zu seinem Lebenswerk machte. Seine

wenigen selbständigen Gedichte lassen uns diese aufgegebenen grofsen Dichtungen leichten Herzens verschmerzen; denn Jungmann fehlte es an poetischer Kraft. Er weifs, wie Herder, blofs fein dichterisch nachzuempfinden und unwillkürlich auch nachzudichten.

Seine Meisterschaft zeigt Jungmann in der Kunst des Übersetzens. Er wagt sich an grofse Werke. Miltons tiefgehender Einflufs in den Anfängen der deutschen Litteratur bei Bodmer, Klopstock, Wieland flöfste ihm die Idee ein, sein »Verlorenes Paradies« ins Čechische zu übertragen. Bevor sich ein patriotischer Mäcen gefunden, der den Aufwand zu decken willig gewesen wäre, konnte er die Öffentlichkeit mit einer überaus kühnen Übersetzung von Chateaubriands Erzählung »Attala« (1805) überraschen. Die romantischen Schönheiten dieses Werkes, sein lebhaftes Naturgefühl, sein Rousseauisches Entzücken über die unverdorbenen Naturmenschen, sein mächtiger Liebestaumel, die glänzende bildliche Sprache übten auf den Übersetzer — wie auch auf seine Zeitgenossen — einen stärkeren Einflufs, als seine Voltairischen Religionsanschauungen, die Chateaubriand durch sein inniges katholisch religiöses Gefühl bekämpft. Die Schwierigkeiten, welche sich dem Übersetzer durch neue Begriffe, durch feinere Gefühlsschattierungen entgegenstellten, überwindet Jungmann glänzend. Die Sprache seines Buches klang wohl wegen einiger veralteter Ausdrücke, einiger Entlehnungen aus den slawischen Sprachen, sowie einigen Neubildungen den Zeitgenossen etwas fremd, aber der heutige Leser findet sie ganz üblich; sie hat sich eingelebt. Und dies Verdienst vollendete Jungmann durch sein klassisches Übersetzungswerk, Miltons »Verlorenes Paradies« (1811). Seine Arbeit war ihres Gegenstandes wegen nur für Eingeweihte bestimmt. Jungmanns dichterische Sprachbildungskunst strömt wirklich durch die Dichtungen der jüngeren Schriftsteller einige Jahrzehnte hindurch; sein »Verlorenes Paradies« ist ihnen zum Gesetzbuche geworden. In dieser Beziehung nimmt Jungmann gegenüber der Puchmajerschen Dichterschule in der čechischen Litteratur eine ähnliche Stelle ein, wie Klopstock gegenüber Hagedorn, Gleim, Gellert in der deutschen.

Die Auswahl der übersetzten Dichter gibt Jungmann ein gutes Zeugnis von seinem litterarischen Geschmack. Neben den Engländern Gray, Pope übertrug er ins Čechische Bürger

(Leonore), Klopstock, Herder, Schiller (Das Lied von der Glocke u. a.), Goethe (Zauberlehrling, Hermann und Dorothea u. a.). Goethes Poesie öffnet er in der čechischen Litteratur das Tor.

Jungmanns Einflufs in der čechischen Poesie ist ein entscheidender. Ältere und jüngere Dichter melden sich als seine begeisterten Anhänger; ein greifbarer Mafsstab seiner Geistesstärke. Ein engerer Kreis von katholischen Priestern, deren Herzen er als ihr freiwilliger aufopfernder Lehrer der čechischen Sprache im Leitmeritzer theologischen Seminar für seine Ideen und Bestrebungen gewonnen hatte, standen ihm am nächsten. Einer von ihnen, der spätere josefinisch gesinnte Pfarrer Ant. Marek (1785—1877), ist Jungmanns innigster Freund und bedingungsloser Anhänger. Seinen Meister erreicht er an schwunghaftem Ausdruck in seinen trefflichen Übersetzungen — namentlich Schillers Balladen fanden in ihm den berufensten Interpreten — überholt ihn aber in seinen nicht zahlreichen selbständigen Dichtungen, als in patriotischen Oden, Elegien, Heroiden, in welchen schon der Ideeninhalt und das Gefühlsleben der Zeit erklingt: die Trauer über verschollenen Ruhm und Kraft seines Volkes in der Vergangenheit sowie seine erniedrigende Lage in der Gegenwart und die Hoffnung auf eine bessere Zukunft.

Jungmanns Beispiel in der Bildung einer neuen poetischen Sprache ahmte Milota Zdirad Polák (1788—1856) nach. Über sein Erscheinen auf dem čechischen Parnafs gerieten alle Patrioten in Entzückung: ein energischer Offizier von martialischer Gestalt, ein Held, der die blutigsten Napoleonischen Schlachten ruhmvoll durchgemacht hatte und seine Freunde durch seine gewifs nicht ohne Absicht »auf der Trommel während des Kanonendonners« entworfenen Berichte in Erstaunen setzte, zollte seinem Volke die erhabenen Stunden seiner Mufse. In ihm hoffte man der čechischen Litteratur einen Kleist zu gewinnen. Kleists »Frühling« nebst Thomsons »Jahreszeiten« spornte Polák zu seinem poetischen Hauptwerke »Die Erhabenheit der Natur« (in Buchform 1819) an. Die erhabensten, grauenhaftesten Erscheinungen sollten mit den anmutigsten stillen Szenen der Natur und im Wetteifern mit dem menschlichen Schaffen das grofse Werk des Schöpfers darstellen und eine tiefe Ermahnung für den Menschen bilden. Polák nähert sich in seiner pathetischen Begeisterung für die Natur der modernen romantischen Gefühls-

schwärmerei, doch reicht sein schöpferisches Vermögen nicht aus, sie in poetischen Schwung zu bringen. Polák weilte um dieselbe Zeit wie Byron in Italien, suchte fast dieselben klassischen Gegenstände, für die er Sinn genug hat, auf dessen Boden auf, sein salbungsvolles Entzücken an den groſsartigen Denkmälern der ruhmvollsten Zeit war nicht geringer als dasjenige Byrons: er zieht durch Rom, wo er nur drei Tage zur Verfügung hat, »aſs nicht, trank nicht, schlief nicht, um nichts zu unterlassen, was sehenswürdig ist« — und doch welch ein Abstand zwischen der Auffassung der »Reise nach Italien« Poláks (1818) und zwischen »Childe Harold« Byrons! Dennoch ist diese Arbeit das einzige lebensfähige Kind seiner Muse. Seine vielseitige Beobachtungsgabe, welche sowohl Geschichte, Kunst und Natur als auch das menschliche Leben und einzelne Individuen in ihren Beobachtungskreis zieht, greift zwar nicht tief, aber weiſs doch überraschende, fesselnde Einzelheiten an ihren Gegenständen zu entdecken. Die Prosa zwang nicht den Dichter, der kein Meister seiner Muttersprache war, zu den unorganischen, unerträglichen Neubildungen, durch welche er seinen Gedichten eine gröſsere Weihe verleihen wollte. Von den Zeitgenossen aller litterarischen Richtungen über alle seine Vorgänger geschätzt, stand Polák die letzten Jahrzehnte seines Lebens als höherer militärischer Würdenträger den Bestrebungen seines Volkes kühl gegenüber.

Auch in der entfernten ungarischen Slowakei melden sich zu Jungmann ausdrücklich als »ihrem geistigen Vater« seine Jünger. Im Jahre 1814 gab hier der erst neunzehnjährige Student Pavel Josef Šafařík (1795—1861), der Sohn eines evangelischen Predigers, sein erstes Bändchen Gedichte »Die Muse der Tatra mit slawischer Lyra« heraus. Einstimmig ahnte man in dem jugendlichen Dichter einen neuen Stern auf dem Himmel der čechischen Litteratur. Die groſsen Erwartungen, welche man in Šafařík setzte, erfüllte er jedoch auf dem Gebiete der Poesie nicht. Einige Romanzen und Balladen, die namentlich zu Bürger und zu den slowakischen Volksdichtern in die Lehre gingen, sind das vollkommenste, was er hier zu leisten vermochte. Ebenso wurde Šafaříks jüngerer Freund Fr. Palacký (1798—1876), dessen scharfsinniger, energischer, religions- und sittenstrenger Vater ein armer Dorflehrer war, von der Poesie und von seinen groſsartig angelegten poetischen Plänen auf ein anderes Feld

abgelenkt. Trotzdem riefen sie den ersten čechischen »Sturm und Drang« hervor.

Durch Šafařík, Palacký und Kollár vergilt die Slowakei ihren Brüdern, was ihr diese in religiöser und kultureller Hinsicht in der Vergangenheit geschenkt hatten. Palacký ist ein Mähre, aber er ist durch denselben protestantischen Geist, durch die slowakische Umgebung und ihre Anregungen gebildet worden. In ihnen wie in vielen anderen quillt der durch zwei Jahrhunderte gewalttätig niedergekämpfte, aber durch die Verfolgung gestählte Geist der čechischen protestantischen Kirche hervor: von den Grundsätzen und den Wahrheiten der hl. Schrift durchdrungen, betätigen die Nachkommen der »Böhmischen Brüder« ihre Nächstenliebe, vertiefen sich in ihr Inneres, sorgen um die Erhebung des Menschen zum Ideal des Jenseits, behalten unter den ungünstigsten Verhältnissen ihr höheres Streben nach der Bildung, ihre Liebe zum Buche bei. Dieser Gedankengehalt, diese Entsagungen stärkten ihre Nachkommen auch als Schriftsteller in ihrem Kampf für höhere Ideen, welche sie als ihre Lebensaufgabe betrachteten. Arm waren sie alle; ihre wunderbaren Geistesanlagen führten sie zu Studien, wo sie gleich von Anfang an um ihren Lebensunterhalt sorgen mufsten. Deutschlands Universitäten reichten ihnen eine tiefere und freiere Weltanschauung, neue Ideen und fruchtbarere Wissenschaft.

Während seiner Universitätsstudien in Jena (1815—1817) übersetzte Šafařík unter dem Einflufs des berühmten klassischen Philologen Hein. Eichstädt »Die Wolken« von Aristophanes ins Čechische. Von den modernen Dichtern zog ihn vor allen Schiller an. Sein Trauerspiel »Maria Stuart«, welches er für den »allerliebsten Gegenstand unter der Sonne« hielt, übertrug er ebenfalls in seine Muttersprache. Aber bald lenkte Šafařík von der Dichtkunst auf ein anderes Gebiet ein. Die viel besuchten Vorträge des freisinnigen Geschichtslehrers Hein. Luden und seine lebendige Wiederherstellung der deutschen ältesten Vergangenheit liefsen in ihm wohl den Gedanken aufkommen, die slawische Urzeit aus ihrer Vergessenheit zu heben. Er betrieb fleifsig slawistische Studien, namentlich der slawischen Litteraturen. In Jena lernte Šafařík auch die begeisterte nationale und politische Bewegung in der Studentenschaft nach den siegreichen Kämpfen gegen Napoleon kennen. Mit L. Jahns Gedanken über das deutsche

Volkstum hatte ihn schon früher in einem Auszug Jungmann bekannt gemacht. Dies alles brachte seiner Seele neue Töne, die er dann — aber noch kräftiger sein Freund Kollár — in die čechischen patriotischen Ideen verpflanzte.

Noch bevor Šafařík Jena verlassen hatte, gewann ihn der ihm persönlich unbekannte, in Preſsburg in Ungarn lebende jüngere Freund, Fr. Palacký, für die alte Lieblingsidee Jungmanns — die quantitierende Prosodie. Von fremden gleichzeitigen klassischen Philologen beeinfluſst verbreitete Jungmann in einer handschriftlichen Abhandlung, jedoch mit wenig Erfolg, die Meinung, daſs die moderne Poesie auf die erwünschte Höhe der antiken Musterdichtkunst nur auf der Grundlage des Zeitmaſses gebracht werden könnte. Die slawischen Sprachen hielt Jungmann dazu besonders fähig, weil sie ihrem Wesen nach den antiken Sprachen verwandt wären. Es war ein Irrtum; die čechische Sprache läſst — wie die deutsche — bloſs das akzentuierende Versmaſs zu. Nach vierzehn Jahren entbrannten durch fremde Theoretiker bestärkt für Jungmanns Theorie zwei junge überzeugte Schriftsteller, Palacký und Šafařík. Ihr in Briefform verfaſstes Buch »Die Anfänge der čechischen Poesie, besonders der Prosodie« (1818) ist die schärfste, rücksichtsloseste Schrift, die bis zu dieser Zeit in der neučechischen Sprache geschrieben worden war. Die čechische dichterische Gemeinde entzweite sie in zwei Lager. Ihr Ziel war ganz verfehlt. Durch ihre Ansicht brachten Jungmann und seine Freunde eine gefährliche Verwirrung in die čechische Dichtkunst. Die jüngeren Dichter, die fast alle unter Jungmanns Einfluſs standen, strengten sich hie und da mit quantitierenden Versen an, aber bald siegt die wirkliche Kraft des Gegenstandes; man gibt Jungmann theoretisch recht, und dichtet nach den verfehmten Regeln Dobrovskýs. Auch die Auffassung der Poesie zwängen »Die Anfänge der čechischen Poesie« in das einseitig enge Schema der äuſseren Form. Als Ideal der Poesie schwebten den frommen, tugendberauschten Nachahmern des »Haines« auf čechischem Boden die christlich antikisierenden Oden und Elegien des »göttlichen« Klopstock vor. Zum Glück lehnten sich Kollár, Čelakovský, Mácha an andere Muster, an Petrarca, Goethe, Byron an. In einer anderen Beziehung bedeuteten »Die Anfänge« aber doch einen Fortschritt: sie traten gegen den baren Dilettantismus auf,

der die čechische Litteratur mit Fluten naiver Verse zu überschwemmen drohte. Sie verlangen auch beim dichterischen Schaffen ernste Arbeit und strengste Kritik. In ihrer Revision der bisherigen čechischen Poesie fallen viele berühmte Dichtungen in den Papierkorb; nur vier, fünf Dichternamen — namentlich auch Jungmann und Polák — liefsen sie gelten. Den gestürzten Ruhm der älteren Dichterschule war die polemische Entgegnung »Bruchstücke über die čechische Poesie, besonders aber über die Prosodie« (1820) von dem Koryphäen des čechischen Parnasses, Šeb. Hněvkovský, nicht imstande aufrecht zu erhalten, obwohl er in seinen ungeschlachten Vergleichungen für seine Kollegen die ersten Namen der Weltpoesie erschöpft hatte, und trotzdem sonst seine Ansichten über die Aufgaben der Poesie, über die Sprache viel vernünftiger waren als diejenigen seiner jugendlichen Gegner. Die Stimmung der Jüngeren, ihr slawisch nationaler Gefühlspatriotismus, bricht auch in den schonungslosen Angriffen gegen Dobrovský hervor.

Die jungen Autoren liefsen sich aber durch den Erfolg ihres Büchleins zu einer erzwungenen frühreifen litterarischen Tätigkeit nicht hinreifsen — ein Beweis seltener Autokritik. Sie wollten an sich selbst eine Forderung ihrer Schrift verwirklichen: sie bereiteten sich fleifsig dazu vor, um dem Mangel der čechischen Wissenschaft, den sie so aufrichtig rügten, abzuhelfen. Sie lebten in der alten ungarischen Landtagsstadt Prefsburg, deren aristokratische und reiche Bürgergesellschaft deutsch sprach, als Erzieher. Diese Gesellschaftskreise waren ein lichter Abglanz der geistreichen, gebildeten französischen und deutschen Salons des 18. Jahrhunderts und ihres Gedankenlebens, in welches neuere Richtungen eindringen. Da vereinigen sich Künstler und Gelehrte und geistreiche gebildete Frauen, da wird mit Verständnis über ernsthafte philosophische, religiöse, wissenschaftliche, politische, künstlerische Fragen ohne religiöse und nationale Voreingenommenheit disputiert. Palacký, der keine Universität besucht hat, verdankt diesem Milieu stärkere Anregungen und nachhaltigere Einflüsse als sein reiferer Freund Šafařík. Seine vielseitigen praktischen Sprachkenntnisse und seine mühevolle, strenge wissenschaftliche Arbeit führten ihn zu den besten Quellen der Weltlitteratur, insbesondere der deutschen, englischen und französischen, und

öffneten ihm eine weite Rundschau. Sein Fachstudium war zunächst die Philosophie und die Ästhetik.

Schon vor 1815, als Jungmann nach Prag versetzt worden war und hier zum Mittelpunkt des čechischen litterarischen Strebens wurde, gedachte er eine Enzyklopädie der Wissenschaften ins Leben zu rufen. An den schwachen Kräften der Mitarbeiter, an der Schwierigkeit der Arbeit, namentlich einer unzureichenden Terminologie, scheiterte das Unternehmen als Ganzes; doch konnte etwas davon zur Tat werden. Zunächst verfaſste Jungmann »Die Poetik und Rhetorik« (»Slovesnost«, 1820), zu welcher der von der Regierung bewilligte Unterricht der čechischen Sprache an den Gymnasien (1816) Anlaſs gegeben hatte, welche aber den ersten Schritt der čechischen Wissenschaft bedeutet. Jungmann unternimmt in diesem Werke eine strengere Revision der bisherigen čechischen Litteratur. Die Hauptschwierigkeit bot die theoretische Anleitung, bei der er sich als sein Muster an den deutschen Ästhetiker K. H. L. Poelitz hielt. Der čechische Bearbeiter muſste zunächst technische Ausdrücke bilden. Diese Aufgabe gelang dem vorzüglichen Kenner der čechischen Sprache und dem fein fühlenden Wortbildner ganz glücklich. Durch Jungmanns unermüdliche Aufforderungen bewogen, bearbeitete sein russophiler Freund Ant. Marek eine »Logik« (1820) in čechischer Sprache, der berühmte Naturforscher und Universitätsprofessor Jan Svatopluk Presl, ein unternehmender, innig patriotischer Geist, seine umfangreiche und prächtig ausgestattete »Botanik« (Rostlinář, 1821—1835), später noch viele andere naturwissenschaftliche Werke, der Pilsner Professor Vojt. Sedláček eine fachwissenschaftliche Geometrie und Physik. An allen diesen Arbeiten nimmt Jungmann teil. Durch sein Verdienst ist manche vorgeschlagene unnötige Neubildung, mancher unzugängliche Russismus durch einen passenden halb vergessenen altčechischen Ausdruck ersetzt worden. Unter Jungmanns und Presls Redaktion konnte endlich eine »allwissenschaftliche Zeitschrift für Gebildete des čechoslawischen Volkes« »Krok« (1821—1840) begründet werden. Ihr Programm umfaſst fast alle Zweige der Wissenschaft: die Sprachforschung, Ästhetik, Philosophie, Geschichte, Theologie, die Naturwissenschaften mit den angewandten praktischen Wissenschaften u. a. Selbstverständlich vertritt »Krok« sowohl in Theorie als auch in prak-

tischen Beispielen Jungmanns Anschauungen über die quantitierende Prosodie. Diese Zeitschrift bedeutet einen grofsen Fortschritt. Früher schrieb über gelehrte Sachen, wer nur čechisch schreiben konnte; in »Krok« kommt aber nur Fachkenntnis zum Wort. Die Popularisationsversuche gehen in wahre wissenschaftliche Tätigkeit über. Obzwar sich »Krok« nur einer geringen Anzahl Abonnenten rühmen konnte, war seine Existenz doch ein Beweis dessen, wie die čechischen Wiederbelebungsbestrebungen unter den Gebildeten immer mehr Bekenner gewannen.

Gegen diese Bestrebungen erhob sich aber bald Widerstand. Zunächst sprach sein Wort der alte Patriarch Dobrovský. Öffentlich geschah es, als Jungmann sein neues Werk in čechischer Sprache, »Geschichte der čechischen Litteratur« (1825) herausgab, das zwar keine grofse wissenschaftliche, aber eine desto gröfsere nationale Tat bedeutete, da sie den Zeitgenossen einen ungeahnten litterarischen Reichtum entdeckte. Obzwar Jungmanns »Geschichte« auf Dobrovskýs wissenschaftlicher Grundlage beruht, so steht sie doch mit ihrer romantischen Auffassung der čechischen Vergangenheit und mit ihrem Ziel im schroffsten Gegensatz zu Dobrovskýs Grundsätzen. In Jungmanns »Geschichte« erscheint die idealisierte čechische Urzeit im Sinne der beiden »Handschriften«, von dem widerlegten Mystifikator, Chronisten V. Hájek, übernimmt er erdachte Daten zuversichtlich für das mythische Zeitalter. Mit den sprachlichen Tendenzen seiner Zeit mifst Jungmann die ganze čechische Geschichte. Dobrovský weist dagegen diese historischen und litterarischen Falsa — vor allem »Libušas Gericht« — entschieden zurück. Und ebenso unerbittlich bekämpft Dobrovský sprachliche Neubildungen Jungmanns. Die ältere und die jüngere Generation wurde dadurch entzweit. Äufserlich schieden sie der prosodische und orthographische Streit. Jungmann und seine Schule wollten die wissenschaftlich von Dobrovský begründete sogenannte analogische Orthographie in die čechische Litteratur einführen, wogegen J. Nejedlý und Palkovič mit ihren Anhängern an der alten unrichtigen Orthographie der Böhmischen Brüder festhielten. Die beiden Lager trennten namentlich die Vokale i und y; daher hiefsen die einen Iotisten, die anderen Ypsilonisten. Durch Hankas Eingreifen wurde dieser Streit aufserordentlich scharf, nicht ohne unmännliches Anschwärzen, geführt. Den Streit beendete siegreich (1829)

Jungmann mit seiner deutschen Abhandlung »Beleuchtung der Streitfrage«. Später (1849) brachte man mit der Beseitigung noch anderer herkömmlicher Überbleibsel der alten unorganischen Orthographie die lebendige Sprache mit der Schrift in Einklang. In anderen Litteraturen könnte man diese erbitterten Kämpfe um einen anscheinend so geringfügigen Gegenstand nicht begreifen; sie kennzeichnet aber die außerordentliche Sorge für die čechische Sprache. Die beiden Orthographien waren nur ein äußeres Merkmal der tieferen Anschauungen über die Aufgabe und Ziele der čechischen Litteratur.

Der Gegensatz zu der rationalistischen Aufklärung erweckte einen Widerwillen zu dem Skeptizismus der geschichtlichen Forschung des 18. Jahrhunderts. Man wendet sich von jener kritischen Sicherstellung der historischen Tatsachen ab, man möchte lieber, die deutschen romantischen Geschichtsschreiber befolgend, die Ideenentwicklung der Geschichte herstellen, charakteristisch nationale Eigentümlichkeiten mit mehr Phantasie und poetischem Sinn hervorheben — ein Weg voll von vielen drohenden Verirrungen, aber ein Weg zu einem großen Ziel. Und so greift man wieder zum alten geschichtlichen »Lügner« V. Hájek, gibt sogar mit vieler Sorgfalt seine Chronik in treuem Abdruck heraus (1818) und ergötzt sich gerade daran, was er erdichtet hatte. Aber noch mehr rufen Hájek die Dichter und Novellisten ins Leben zurück. Von den deutschen Romantikern kommt ihnen der Anklang. Klemens Brentano, der 1810—1814 in Böhmen lebte, schöpft aus Hájek das Grundmotiv für sein romantisches Drama »Die Gründung Prags« und nimmt sich des alten Erzählers mit einer innig anerkennenden Lobpreisung gegen seine Kritiker an. Die čechischen romantischen Novellisten sind überzeugt, daß Hájek seine von dichterischer Phantasie belebten Erzählungen nicht nur aus alten Sagen, sondern auch aus alten Nationalgesängen geschöpft habe, und dadurch werde er zu glaubwürdiger Quelle für den modernen patriotischen Dichter. Und so verblaßt für diese Generation das einstmalige Ideal der strengen historischen Wahrheit vor dem Ideal eines eigenartigen Volkstums, vor der Kraft des poetischen, plastischen Ausdruckes, die kühle Vernunft weicht mehr und mehr dem Gefühl.

Die Stimmung der deutschen Romantik weht durch die čechischen Fluren. Ähnlich wie die deutsche Romantik sucht

sie ein eigentümliches slawisches Wesen, eine eigenartige slawische Kultur, Kunst, vor allem Poesie. Von Wien, welches in diesen Jahren starke Vertreter der deutschen Romantik, wie die beiden Schlegel, Gentz, Brentano, Fried. de la Motte Fouqué, Dorothea Schlegel, Bettina Brentano, in sich versammelt, kommen nach Böhmen direkte Anregungen. Die Wiener romantischen Zeitschriften, »Österreichischer Beobachter«, »Deutsches Museum«, »Wiener allgemeine Litteraturzeitung« finden unter den čechischen Schriftstellern nicht nur fleifsige Leser, sondern auch Beiträger. Der scharfsinnige Slawist Bart. Kopitar spielt die Vermittlerrolle. In Wien erscheint eine čechische Zeitung nebst einer litterarischen Beilage »Die Anfänge schöner Künste« (1813—1817). Dieses Organ vereinigt alle Richtungen der čechischen litterarischen Arbeit in sich. Da keimen die ersten Anfänge der čechischen Romantik. So bekommen die Ideen der slawischen Renaissance, besonders die höchste Schätzung der Nationalsprache, des eigenartigen Volks- und Kulturlebens durch die deutschen Romantiker, welche bei anderen Völkern ihre Poesie und ihr Wesen zu lieben und zu achten wissen, einen neuen Aufschwung und Stärkung. Nach dem Beispiel der deutschen Romantik übergehen sie dann zu den ausgiebigsten Quellen der Romantik, zu Herder, Goethe, Schiller, Ossian, Shakespeare, Chateaubriand u. a. Von den neuen Anregungen wirkte der Sinn für die Volkspoesie, für Sagen und Gebräuche auf die künstliche Poesie besonders befruchtend.

Zu der dichterischen und wissenschaftlichen Potenz der deutschen Romantik schwang sich die čechische Romantik nicht auf; es fehlte ihr jene starke Grundlage des wirklichen Lebens. Im Bewufstsein des trostlosen schwachen gleichzeitigen Nationallebens flüchtet sie sich in die Vergangenheit. Ihr Ruhm und ihre Stärke hauchten schon früher den Erweckern bei ihrer Arbeit neue Hoffnung ein. Nur konnte man ihr keine Dokumente der ältesten urwüchsigen, von fremdartigen Einflüssen nicht berührten Kultur und insbesondere der Poesie abgewinnen. Die grauen ehrwürdigen Barden Klopstocks, Ossian und andere göttliche Sänger Macphersons, die geistreichen ästhetischen Ansichten Herders über die erhabenen Schönheiten der urwüchsigen Poesie der Naturvölker werden wissenschaftlich ergründet durch die epochalen kritischen Analysen der Ilias und des Nibelungen-

liedes. Viele Bekenner Herders und Lachmanns finden jetzt überall nationale Naturdichter. Wenn den Čechen jene berechtigte Vertretung unter den übrigen Kulturvölkern, wie man verlangte, zukommen sollte, mufste man das leere Blatt, welches sie betreffs der uralten Naturpoesie aufweisen konnten, mit dieser kräftigen uralten Naturpoesie füllen. Setzte doch auch Herder mit Bestimmtheit solche grofse Naturpoesie bei den alten Čechen voraus. Das ist die psychologische und ideelle Grundlage der berüchtigten Fälschungen, der »Königinhofer« und »Grünberger Handschrift«. In ihnen kommt der Charakter der čechischen Romantik am deutlichsten zum Ausdruck.

Der glückliche »Entdecker« der »Königinhofer Handschrift« (1817) ist Václav Hanka (1791—1861). Er war sowohl als Dichter als auch als Philolog tätig. In beiden Richtungen ist seine litterarische Tätigkeit eher charakteristisch als bedeutend. Als Dichter brachte er in den anakreontisch-pastoralen Inhalt der sentimentalen Liebeslyrik einen neuen Ton, jenen des slawischen Volksliedes, für dessen Reize ihm während seines Aufenthaltes in Wien Kopitar die Augen geöffnet hatte. Seinen Landsleuten empfahl Hanka zum erstenmale das Sammeln der čechischen Volkslieder, aus den serbischen Volksliedern machte er eine Auswahl in čechischer Übersetzung, welche von absichtlichen und unabsichtlichen Serbismen und Russismen strotzt, die russischen und čechischen Volkslieder ahmt er in seinen eigenen Versuchen treu in einzelnen Wendungen, ganzen Motiven und Gedanken nach, jedoch in den Geist des Volksliedes einzudringen gelang es dem Dichter nicht. Schlichter Ausdruck und Form, noch mehr aber beliebte Melodien gewandter Komponisten verhalfen einigen dieser Lieder unter die echten Volkslieder. In dieser Zeit erfreute sich Hanka eines grofsen philologischen Rufes: er kannte nebst dem Altčechischen die bedeutendsten slawischen Sprachen wie auch das Altslowenische. In Dobrovský hatte er einen bereitwilligen Lehrer und Berater gefunden. In fünf Bänden gab er zum erstenmale eine Sammlung altčechischer Dichtungen, »Altertümliche Dichtungen« (1817—1824), heraus. Seine Ausgaben verraten durchaus nicht die strenge kritische Schule Dobrovskýs: Hanka vereinigt leichtfertige Oberflächlichkeit mit einer beispielslosen Geringschätzung der alten Texte und der Wahrheit. Für den Verfertiger altčechischer Fälschungen ist

namentlich charakteristisch, dafs er in den Text archaisierende Formen einschmuggelte, dafs er bei einer Legende das fehlende Blatt der Handschrift ohne jede Bemerkung in altčechischer Sprache hinzudichtete. Später artete diese Schwäche Hankas, der zum Unglück die Stelle des Bibliothekars im böhmischen Nationalmuseum bekleidete, in eine krankhafte Manie aus: die kostbarsten Schätze vergrub er unter einer altertümelnden Schlacke, die, nachdem sie viele Verwirrungen in der Auffassung der slawischen Vergangenheit angerichtet hatte, mühsam und unter vielen Kämpfen beseitigt werden mufste. Wenn man noch seine aufserordentliche praktische Fertigkeit, mit der er alte Handschriften gewandt nachzuahmen verstand, und seine eitle, arglistige, niedrige Gesinnungsweise in Rechnung zieht, erkennt man, dafs er die beste Befähigung zu seinen verrufenen »Entdeckungen« besafs.

Nun traf Hanka ein ähnliches Verhängnis wie Macpherson: als Dichter blieb er sogar bei seinen Landsleuten fast unbeachtet, aber seine Fälschungen verbreiteten seinen Namen in der ganzen gebildeten Welt. Man übertrug sie in alle slawischen Sprachen, ins Englische, Französische, Italienische, Dänische, Magyarische und andere; in der deutschen Sprache gibt es vier ganze Übersetzungen der »Königinhofer Handschrift«; Goethe lernte ihretwillen čechisch und dichtete ein Lied, das »Sträufschen«, um. Mehr als ein halbes Jahrhundert wurde auf ihrem Grund ein falsches wissenschaftliches Bild — ein gar zu prachtvolles Bild — des čechischen und slawischen Altertums hergestellt. Manchen vortrefflichen wissenschaftlichen Werken — wie Palackýs Geschichte von Böhmen — sind sie der gefährlichste Stein des Anstofses geworden und haben am meisten die Kraft ihrer wissenschaftlichen Autorität abgeschwächt. Verhängnisvolle Irrlichter der čechischen Kulturentwicklung! Ihre litterarischen Falsa hat wohl jede Litteratur, aber nirgends haben sie das ganze litterarische und öffentliche Leben so verwirrt wie bei uns Čechen.

Auf den zwölf Pergamentblättern und zwei nicht zusammenhängenden Streifchen, welche Hanka in einem Gewölbe des Kirchenturmes in Königinhof, einem Städtchen im nordöstlichen Böhmen, unweit von Hankas Geburtsstätte, 1817 gefunden hatte, wurde ein ungeahnter Reichtum altčechischer Poesie entdeckt. Da wurden sieggekrönte Kämpfe zweier der Sage unbekannter

Helden der dunkelsten čechischen Vergangenheit, Záboj und Slavoj, über den deutschen Feldherrn Ludčk besungen — Záboj erklärte der vertrauliche Kreis der Falsatoren selbst als den Fürsten Samo, den Sieger über den fränkischen König Dagobert; ein anderer Sang verherrlichte den Sieg eines heldenmütigen Feldherrn des sagenhaften Fürsten Neklan über den widerspenstigen Edlen Vlaslav — eine Sage, die schon Kosmas verzeichnet und andere Chronisten ausgeführt hatten; da las man ein Bruchstück, wie die Polen, welche sich unter Boleslav dem Tapferen Böhmens bemächtigt hatten, aus Prag 1004 von den heldenmütigen Scharen der Fürsten Udalrich und Jaromír vertrieben wurden; in das Jahr 1203 suchten die Geschichtschreiber die hier besungene, sonst unbekannte Niederlage der Sachsen von Beneš, einem Sohne Hermanns, bei Grofs Skal zu versetzen; im umfangreichsten epischen Gesang erzählte man umständlich »Über die grofsen Kämpfe der Christen mit den Tartaren«, wobei namentlich der beliebte hochsinnige Held, Jaroslav von Sternberg, wegen seines grofsartigen Sieges über die Tartaren bei Olmütz 1241 gefeiert wurde. Ein Gedicht schilderte das nach Böhmen eindringende fremde ritterliche Turnier. Neben zwei lyrisch-epischen Stücken »Zbyhoň« und »Der Hirsch« führte das Sammelwerk noch sechs lyrische Lieder vor. Und dieser reiche Schatz liefs nach der handschriftlichen Bezeichnung einen verloren gegangenen Krösusreichtum vermuten: die gefundenen Pergamentblätter enthielten den Schlufs des 25. Kapitels bis zum Anfang des 28. Kapitels des dritten Buches — kaum der hundertste Teil wäre an uns gekommen.

Aber dies genügte noch nicht. Viel hellere Strahlen sollten auf die mythische čechische Vergangenheit geworfen werden. Diese Aufgabe fiel der »Grünberger Handschrift« (1818) zu, die dem Inhalte nach auch »Libušas Gericht« benannt wurde. In der grauen Zeit der segensreichen Herrschaft der weisen, gütigen Fürstin Libuša wird diese von einem ihrer Edlen, der den Landesgewohnheiten zuwider nach deutscher Sitte gegen seinen jüngeren Bruder das ganze väterliche Erbe beansprucht, beschimpft, und entschliefst sich Přemysl zum Gemahl zu wählen. Wichtiger als diese Handlung der čechischen Sage — Herder hatte sie deutsch in »Der Fürstentafel« bearbeitet — ist der kulturgeschichtliche Hintergrund des Gedichtes. Zum Gericht kommt auf dem uralten,

von Sage und historischen Tatsachen geheiligten Sitze der böhmischen Fürsten, Vyšehrad, ein Landtag der von Libuša beschickten »Kmeten, Lechen und Vladyken«, d. h. der Vorstände der Familiengemeinden zusammen. Die Fürstin Libuša sitzt zu Gericht im schneeweifsen Gewand auf dem Ahnenthron, ihr zur Seite zwei »hochsinnige Jungfrauen, unterrichtet in den Richtersprüchen«; der vorsitzenden Fürstin stehen zur Verfügung nicht nur das Abzeichen der richterlichen Macht, »das Schwert, der Unbill Rächer,« die Ordalienmittel: »rechtverkündendes Feuer«, »heiligsühnendes Wasser«, sondern auch »Gesetzestafeln« — die historischen Čechen führten geschriebene Gesetzbücher erst 1500 ein. Dies alles stellte man als eine Erbschaft der fernsten čechischen Urzeit vor. Dies mythische Uraltertum mit einer so reich entwickelten Kultur, besonders mit den staatlichen und sozialen Einrichtungen, stand mit Hájeks Chronik, mit Karamzins Geschichte des russischen Volkes, mit ähnlichen Schilderungen bei Ossian, in Chateaubriands »Attala« und anderen modernen Schöpfungen im Einklang. »Libušas Gericht« selbst wollten die Fälscher ins 9.—10. Jahrhundert zurückführen.

Die alten Sänger der »Königinhofer« und »Grünberger Handschrift« dichteten ganz im Geiste des modernen čechischen Nationalpatriotismus, des modernen verfeinerten Naturgefühls, ganz nach den theoretischen Anschauungen der neuen Romantik über die Natururzeit. Von den anerkannten Mustern der »Naturdichter« borgte man die ganze Technik und dichterische Form, den verschiedenartigen »freien« Rhythmus, manche Vorstellungen. Man fand in den beiden Handschriften ungebräuchliche Ausdrücke, Wendungen, Bilder gemeinsam mit dem altrussischen »Igor«, mit russischen und serbischen Volksliedern, ähnlich wie in Hankas selbständigen Gedichten, die vor seiner »Entdeckung« erschienen waren. Die Zeitgenossen fanden darin ihre Ansichten über den ursprünglichen gemeinsamen Zustand der slawischen Völker, der sich in ihren ältesten durch den Nationalgeist erzeugten Dichtungen abspiegelt, grofsartig bestätigt. Die altčechische Sprache der beiden »Handschriften« sündigt zwar mit ganzen Hekatomben von Fehlern gegen die Sprache der unverdächtigen altčechischen Denkmäler, dafür teilt sie aber die unorganischen Neubildungen, Entlehnungen aus dem Russischen und Serbischen mit den modernen neučechischen Schriften. Formell

entspricht sie aber der theoretischen Anleitung Hankas über die altčechische Sprache. Der Verfasser war unvorsichtig genug, dafs er diese Anleitung vor seiner »Entdeckung« geschrieben hatte. Wie sollten diese Dichtungen gegenüber den übrigen altčechischen Denkmälern nicht als »heller Tag gegen die dunkle Nacht« erscheinen, wie sie Šafařík treffend charakterisiert hat?

In Hankas wunderwirkender, eine ganze glorreiche Vergangenheit hervorzaubernder Werkstätte ist eine gröfsere Anzahl von Fälschungen erzeugt worden. Hanka hatte Helfer, doch kann man aufser dem Belletristen und Publizisten Josef Linda (1789—1834), Hankas vertrautestem Freunde, dem Verfasser eines romantisch altertümelnden Romans »Eine Morgenröte über dem Heidentum« (1818), wo dieselbe Auffassung der slawischen Vorzeit, dieselben Einflüsse vorkommen wie in den epischen Fälschungen, keinen mit gröfserer Wahrscheinlichkeit nennen. Erst die »Grünberger Handschrift« erweckte die schlummernde Skepsis des Altmeisters Dobrovský. Es war ein sonderbares paläographisches Monstrum; die Falsatoren kannten für die Schrift des 9.—10. Jahrhunderts kein Muster. Vor der Kritik Dobrovskýs scheuten sie das öffentliche Licht. Erst im Jahre 1820 wagte man einen Umweg über Polen, wo »Libušas Gericht« in einer Zeitschrift abgedruckt wurde. Als es nach zwei Jahren auch in Böhmen erschienen war, wies es Dobrovský in Hormayers »Archiv« 1824, als »litterarischen Betrug« entschieden zurück. Dobrovský zog allmählich auch die übrigen Fälschungen in Verdacht. Es entbrannte der erste Kampf um die falsche čechische Vergangenheit. Gegen den greisen Gelehrten getraute sich öffentlich mit seinen rücksichtslosen Invektiven Hankas Freund, V. Al. Svoboda, ein aufserordentliches formales dreisprachiges poetisches Talent, der die beiden »Handschriften« trefflich ins Deutsche übertragen und manches Dunkle in ihnen aufgehellt hatte, der wohl in die Geheimnisse seiner litterarischen Alchymistik eingeweiht war. Jetzt wagte sich Hanka keine neuen poetischen Entdeckungen mehr zu machen. Wie sollte er bei der versiegenden Quelle seines dichterischen Talents die Pracht der slawischen Vergangenheit noch steigern? Er begnügte sich also damit, den falsifizierten sprachlichen und mythologischen Fond der berühmt gewordenen Fälschungen philologisch und kulturgeschichtlich durch verschiedene Falsa zu

stützen, namentlich die vermißte Altertümlichkeit des čechischen Kulturlebens, eine nahe Verwandtschaft der slawischen Sprachen in der Vergangenheit darzulegen. Hanka ging mit einigen bis ins 10. Jahrhundert zurück.

Auch später begegneten diese Fälschungen so manchen Einwendungen und Widersprüchen, aber dieser Widerstand wurde immer durch die Gesinnung und Gefühlsart des ganzen Volkes gedämpft, die ersten Autoritäten sprangen ihnen mit ihren Apologien bei. So traten gegen Kopitars Verdächtigungen fast aller Machwerke Hankas Palacký und Šafařík mit ihrer gründlichen deutsch geschriebenen Verteidigung »Die ältesten Denkmäler der böhmischen Sprache« (1840) auf und schlugen mit ihrer Autorität bei den aufrichtigen čechischen Patrioten nicht nur den verhaßten Kopitar und noch mehr den toten Dobrovský, sondern auch die zukünftigen Stürmer gegen dieses kostbare Erbe, einen anonymen Gegner in der deutschen Zeitschrift »Tagesbote aus Böhmen« (1858), Max Büdinger in Sybels »Histor. Zeitschrift« 1858, den scharfsinnigen Litteraturhistoriker Julius Fejfalik (1860), gegen Ende der siebziger Jahre die Philologen V. A. Šembera, Ant. Vašek u. a., gegen deren für einen Volksverrat erklärte Angriffe die ganze patriotische gelehrte Welt aufgeboten wurde. Es liegt in der Natur der Menschen: je mehr ihr teueres, verführerisches Trugbild verdächtigt und angegriffen wird, einen desto heiligeren Schatz erblickt man darin. Das hat man in den achtziger Jahren erfahren, als unter Anführung der Universitätsprofessoren Gebauer, Masaryk und Goll die jüngere Generation den letzten Kampf gegen das unechte nationale Idol unternommen hatte. Dennoch haben sich die zähe Tradition und das Gefühl der Vernunft und wissenschaftlichen Überlegung fügen müssen: die beiden »Handschriften« sind endgültig dem 19. Jahrhundert zugewiesen worden. Dieser letzte peinliche Kampf gegen die Echtheit der verfälschten Denkmäler hat aber auch eine Scheidung der Geister, der wissenschaftlichen und politischen Richtungen mit sich gebracht; die Überwältigung derselben bildet zugleich einen merkbaren Grenzstein der modernen čechischen Kulturentwicklung.

Dem berühmten Dichter Jan Kollár gebührt das Verdienst, die slawische Idee durch den lebendigen Inhalt der gleichzeitigen Poesie erweitert und vertieft, ihr in ganzen heimischen

Generationen das Leben gesichert, auf sie die Aufmerksamkeit der europäischen Völker gelenkt zu haben.

Kollárs ganzes Leben war ein beständiger Kampf um ein höheres Ideal. Ernsthaft und freudenlos verlief seine Jugend. Er wurde in dem Landstädtchen Mošovce im nordwestlichen Ungarn den 29. Juli 1793 geboren. Wider den Willen seines strengen geizigen Vaters, eines rücksichtslosen Haustyrannen, orthodoxen Protestanten und eifrigen Lesers religiöser Bücher, seiner mächtigen Sehnsucht nach höherer Bildung folgend, mufste sich der zähe Knabe von seinem Vaterhause lossagen und sich von seinem sechzehnten Lebensjahre durch ein entbehrungsvolles Studentenleben durchschlagen. So bezog er endlich 1817 die Universität in Jena, wo der reifere Student seine polyhistorischen, zum grofsen Teile durch Privatstudium erworbenen Kenntnisse vertiefen und zu einer philosophischen Lebensanschauung ordnen konnte. Jena ist ein wahres Athen für Kollár geworden. Das Jenaer Milieu während seiner Universitätsstudien schildert Kollár selbst umständlich und interessant in seinen »Denkwürdigkeiten aus den Jugendjahren«; dankbar quittiert er damit die segensreichen Impulse für seinen Geist. (Dr. M. Murko hat sie ins Deutsche übertragen und seinen »Deutschen Einflüssen auf die Anfänge der böhmischen Romantik« beigefügt). Alles war in Jena für den jungen Mann neu: das lärmende, üppige, unmäfsige Studentenleben, die neuen Wissenschaftszweige und insbesondere die nationale alldeutsche Bewegung unter der durch den jüngsten kriegerischen Ruhm berauschten Jugend. Gleich nach der Ankunft in Jena wohnte Kollár den 18. Oktober 1817 der Aufsehen erregenden Wartburgfeier bei. Bei dem dreihundertjährigen Jubiläum der deutschen Reformation und zugleich des Leipziger Siegesfestes lernte Kollár als frommer, für Luther entzückter Teilnehmer die Begeisterung der deutschen Studentenschaft für die Ideen E. Mor. Arndts und des Franzosenhassers Lud. Jahn kennen, welche die Freiheit, ein urgermanisches Volkstum und die Vereinigung aller deutschen Stämme anstrebten. Er war ein Zeuge des politischen Radikalismus der deutschen Studenten, eines Autodafés, zu dem der Freiheit gefährliche Schriften der Reaktionäre, namentlich der verhafsten Regierungsräte, verächtlich verurteilt worden waren, er hörte da kühne revolutionäre Reden über Freiheit und Tyrannen,

alldeutsche Ideen. Kollárs nationalpatriotisches Gefühl, welches erst bei seinen Freunden auf dem fremden Boden erstarkte, schöpfte aus diesen Gedanken und Kundgebungen für die čechischen Bestrebungen manchen Antrieb. Er bringt in das schüchterne Sehnen und Trachten der čechischen nationalen Arbeit mehr Feuer und Kühnheit, wie er es an der deutschen Jugend und an seinen liberal gestimmten, für Freiheit und Recht eifernden Universitätslehrern schätzen gelernt hatte.

Andere Umstände riefen in Kollár jene elegische Liebe zum slawischen Altertum, seinem archäologischen Slawentum, wach. Er schildert seine Eindrücke in den »Denkwürdigkeiten« selbst: »Kaum hatte ich mich in Jena niedergelassen und mich an der Saale ein wenig umgeschaut, so fingen sich tief in meinem Herzen bisher unbekannte Gefühle und ungeahnte Schmerzen zu regen, ähnlich wie sie sich unser auf Friedhöfen bemächtigen, nur in einer viel erhabeneren riesenhaften Form. Es waren Gefühle über den Untergang des hiesigen slawischen Volkes, über die Gräber der teueren Ahnen und Stämme, über die unterdrückten und hier vernichteten Serben. Jede Stadt, jedes Dorf, jeder Fluſs und Berg mit slawischem Namen schienen mir ein Grab oder ein Denkmal auf diesem groſsen Friedhofe zu sein«. Um die slawische Vergangenheit dieser Gegenden zu ergründen, vertieft sich Kollár immer mehr in alte Chroniken. Er erlangte darin eine so groſse Kenntnis, daſs er bald die falschen Ansichten seines beliebten Lehrers H. Luden, der sich jedenfalls mit Quellenstudien nicht viel den Kopf zerbrach, korrigieren konnte. In den Hörsälen und in den Schriften seiner Universitätsprofessoren vernahm der unermüdliche Student tiefe Reflexionen und Abstraktionen des romantisch verallgemeinernden Idealismus; bei Luden, der eine Geschichtswissenschaft im nationalen Geiste kündete, über die Geschichte, bei dem ästhetischen Rationalisten, J. Fr. Fries, dem »tiefen Denker«, der »die Religion, Moral und Ästhetik, durch eine Idee zu verbinden wuſste, nämlich durch die Idee der Schönheit der Seele«, über die Philosophie, bei dem Naturphilosophen L. Oken, der alle Naturerscheinungen durch eine einigende wissenschaftliche Universalität aufzufassen lehrte, über die Natur, bei J. F. Gabler und J. G. Marezoll, bei denen er den theologischen Rationalismus, religiöse Duldsamkeit,

Lessingsche und Herdersche Auffassung der Religion kennen lernte, über die Theologie.

Während Šafařík in Jena von der Poesie zur Wissenschaft abgelenkt worden war, erwachte daselbst Kollárs dichterisches Talent. Immer inniger fühlte er in sich den poetischen Genius seiner neuen Umgebung; hier erhielten sich frische Erinnerungen an Schiller, Herder, Wieland. Goethe lernte Kollár persönlich kennen: mit Stolz erwähnt er die Auszeichnung, daſs er von Goethe aufgefordert wurde, für ihn einige slowakische Volkslieder ins Deutsche zu übersetzen, die dann Goethe in Verse bringen wollte. Fleiſsig laſs hier Kollár die Weltlitteraturen, römische und griechische Klassiker, Petrarca, Ossian, Rousseau, Chateaubriand, Goethe, Schiller, deutsche Romantiker u. a. Mit einem seiner Freunde scheute er nicht den vierstündigen Weg nach Weimar, wenn daselbst ein klassisches Stück aufgeführt wurde. Mit zielbewuſstem Streben studierte Kollár in Jena auch die Theorie der Poesie in Jean Paul, Fr. Bouterwek, H. Luden, W. A. Schlegel, W. Humboldt, Chateaubriand, Frau von Staël u. a. Mit dieser gewissenhaften Erudition fing Kollár in Jena an, seine erste und einzige innige Liebe zu besingen. Sein Herz entflammte zu der schönen Pastorstochter, Friederike Schmidt, der gefeierten »Mína« seiner Gedichte, welche in dem nahen Dorfe Lobeda lebte. Sein Pfarrhausidyll dauerte nicht lange. Im Frühjahre 1819 muſste er den ihm so teueren Boden, an den er sich »mit goldenen Fesseln der Poesie und Geschichte« gebunden fühlte und den er in glühend innigen Gedichten besingt, verlassen. Seinem Volke und seiner Idee wuſste er schon sein persönliches Glück zu opfern. Er nahm die ihm angebotene sorgenlose Stelle eines Seelsorgers in Lobeda nicht an, obzwar die Verbindung mit seiner Friederike bloſs durch diese Anstellung möglich war. Seine Pflichten riefen ihn zu seinem vernachlässigten und bedrückten Volke, in sein Vaterland zurück. Erst nach siebzehn Jahren besuchte er Jena wieder, um seine zweiundvierzigjährige »Mína« als Braut nach Pest, wo er als evangelischer Prediger wirkte, heimzuführen.

Dem Liebesleben Kollárs ist sein erstes Büchlein »Gedichte« (1821) geweiht. Es führte eine in der čechischen Poesie ungewöhnliche Form ein: das Sonett, welches bei den deutschen Romantikern so beliebt war. Kollár hängt in demselben nicht

nur formal, sondern auch in seraphischer Auffassung der Geliebten, in der erotischen Stimmung und Tränenseligkeit, im Übertreiben des idealen Liebestaumels von seinem Muster Petrarca ab. Mehr wirkliches Gefühl enthalten seine in quantitierenden Distichen geschriebenen, zur antiken Poesie hinneigenden »Elegien«. Der dichterische Kern des Büchleins ist in den tiefgreifenden »Sinngedichten«, welche Kollár seinen vielseitigen fleifsigen Studien, sowie der Gesinnung seiner Jenaer Umgebung verdankt, zu suchen. Der Radikalismus der stürmischen studentischen Bewegung ist in Kollárs umfangreichstem, bis zu jener Zeit kühnstem politischen Gedicht »Der Patriot« ausgedrückt, welches den deutschen Freiheitssang auf den čechischen Boden verpflanzt. Man wagte jedenfalls nicht dies und ähnliche Gedichte Kollárs der Zensur vorzulegen. Um desto feuriger sprach man davon in vertraulichen freundschaftlichen Kreisen. Mit seinen »Gedichten« gewann Kollár den ersten Platz unter den čechischen Dichtern, wozu auch seine kunstvolle Form, sein sprachliches Bildungsvermögen beitrugen. Nun begann Kollár die slawische Idee dichterisch zu gestalten.

Dobrovskýs wissenschaftliche Auffassung der slawischen Verwandtschaft wird von der jüngeren Generation zur innigsten Gefühlswärme gesteigert und dichterisch verkörpert. Von der Verbrüderung der slawischen Völker erwartet man die Erlösung des eigenen schwachen Volkes. Voltaire löst im čechischen Ideenleben Rousseaus Nachfolger, Herder, ab. Für eine geschichtsphilosophische Skizze, die er in seinen »Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit« (IV. T., XVI. B., 4. Kap.) den Slawen gewidmet hatte, waren Dobrovský und Durych begeistert, Jungmann übersetzte sie ins Čechische, Kollár löste sie in seine Gedichte auf. Man ergab sich völlig den Träumen einer grofsen, slawischen verbrüderten Zukunft, welche die Schwäche und Unbedeutsamkeit der einzelnen Stämme beseitigen werde und ein vereintes, dem deutschen Ansturm trotzendes slawisches Volk gebären sollte. Manche Tatsachen förderten diese Idee. Man schwärmte von der Macht der slawischen Welt, welche allein fähig war, den unbesiegbaren Napoleon zu stürzen. Aufserdem erwächst in den Augen der damaligen gebildeten Welt der Car Alexander, damals noch wirklich der liberalste unter den europäischen Absolutisten, zum Helden der politischen Freiheit.

Napoleons Umwälzungen der alten historischen Reichsgefüge nährten romantische Träumereien über die Möglichkeit neuer Staatseinheiten — Napoleon selbst wollte doch das Königreich Polen erneuern. Diese Umstände sowie die gleichzeitige romantische Stimmung verstärkten das Vorherrschen des Gefühls in dem Begriff der slawischen Idee. In Jungmanns Freundeskreise gibt man sich namentlich dem verlockenden Hirngespinst des polnischen Lexicographen S. Linde u. a., einer gemeinschaftlichen slawischen Schriftsprache hin. In der gemeinsamen deutschen Schriftsprache glaubte man eine verführerische Analogie zu finden. Man war dabei geneigt, die Unterschiede zwischen den deutschen Mundarten zu hoch, diejenigen der slawischen »Dialekte« zu gering zu schätzen, man übersprang leicht die unüberwindlichen Hindernisse der verschiedensten historischen, kulturellen, religiösen, politischen und litterarischen Entwicklung. Dies slawische Esperanto wollte Jungmann anfangs durch gegenseitige Anleihen aus den einzelnen slawischen Sprachen verwirklichen. Man verlangte — z. B. »Die Anfänge der čechischen Poesie« — eine rein slawische Poesie und Wissenschaft. Ebenso nebelhaft gestaltete sich der slawische Gedanke in politischer, religiöser und litterarischer Hinsicht. Man erfand für das Phantom der slawischen Verbindung eine allegorische Vorstellung unter dem Namen »Slavia«, einem Ideal des Panslawismus, dem später hauptsächlich Kollár den stärksten dichterischen Ausdruck verliehen hat. So führen Wissenschaft, Poesie, politische Ereignisse die čechischen Schriftsteller zu demselben Ziele — zum nationalpatriotischen Bewufstsein, das auf breiter slawischer Grundlage ruht. Palkovič, Tablic, A. Marek, Jungmann, Šafařík und Palacký zünden ihm ihre dichterischen Opfer an. In Kollárs litterarischer Tätigkeit gipfelt es.

Im Jahre 1824 erschien Kollárs berühmtestes Werk »Die Tochter der Sláva« (Slávy Dcera). Seine verklärte Geliebte Mína erhob hier der Dichter zu einem Schutzgenius der Slawen. Daher stammt der Titel der Sammlung. Die Geliebte des Dichters wird zur Tochter des idealisierten Slawentums, woraus Kollár später die höchste Gottheit der Slawen (Sláva) schuf und sie auch wissenschaftlich beweisen wollte, erhoben und den Slawen als Ersatz für die erlittene Unbill geschenkt. Schon in einem älteren Sonett entschied der Dichter seinen inneren Streit

zwischen der Liebe zu dem Vaterlande und zu seiner Mína dadurch, dafs er die eine Hälfte seines Herzens dem Vaterlande, die andere der Geliebten weihte. Dadurch wird in der čechischen Poesie ein neuer Typus geschaffen, nämlich erotisch-patriotische Gedichte, welche mit Vorliebe nachgeahmt wurden. Bei Kollár nimmt aber das nationalpatriotische Gefühl immer mehr überhand. Den Pangermanismus, den Kollár in Jena so lebhaft erlebt hatte, überträgt er ins Slawische und schafft seinen dichterischen Panslawismus. Nur sticht in diesem Panslawismus zu sehr die Vergangenheit hervor. Das beweist schon der »Vorgesang« zu »Slávy Dcera«, die grofsartigste Schöpfung des Dichters, welche eine Vergleichung mit den wirkungsvollsten Dichtungen der Weltlitteratur erträgt. Es ist eine ergreifende erhabene Elegie über dem Grabe des Slawentums im heutigen Deutschland. Diese Wehmut schöpft aus den grofsen Träumen Rousseaus, aus Herders edelstem Humanitätsbestreben ihren philosophischen Inhalt. In Byrons »Childe Harold« fand Kollár für seinen tief gefühlten Schmerz den starken Ausdruck, namentlich den schneidenden Kontrast zwischen der ruhmreichen machtvollen Vergangenheit und der stumpfen schwachen Gegenwart sowie seinen lauten Protest gegen die grausame Behandlung der Slawen. Der Sänger überträgt seinen Hafs gegen die Deutschen — in die Vergangenheit; Deutschland erscheint ihm als das »Beinhaus« der Slawen. Byron schwebte ihm als Vorbild auch in der Komposition vor. Wie Childe Harold mit Schmerz und tiefem Verständnis über die geheiligten Stätten der erloschenen, ruhmvollen alten Kultur in Spanien, Griechenland und Italien schreitet, so trauert Kollár auf den Trümmern der verschwundenen Slawen und in den Ländern der noch lebenden slawischen Stämme. Seine Sammlung enthält drei Teile; sie sind nach den Flüssen benannt, an deren Gebiete das innere Leben des Dichters gefesselt ist: I. die Saale; II. die Elbe; III. die Donau.

In der neuen Umbildung, welche das dichterische Werk Kollárs in der Ausgabe von 1832 erfahren hatte, verfehlt es die grofse beabsichtigte Wirkung durch eine erdrückende Last der etwas veralteten archäologischen, mythologischen und historischen Gelehrsamkeit, in welche der Dichter unterdessen ganz versunken war. Um der in »Slávy Dcera« dargestellten Tatsachen willen, die als wissenschaftliche Belege den Leser von

dem den idealisierten Slawen zugefügten Unrecht, ihren Leiden sowie ihren Vorzügen überzeugen wollen, erachtete es der Dichter für ratsam, seiner Dichtung einen stattlichen Band von gelehrten Anmerkungen und Erläuterungen beizufügen. Zu den drei ersten stark vermehrten Gesängen traten zwei neue hinzu. Die letzte Ausgabe der »Slávy Dcera« weist 645 Sonette auf. In diesen zwei letzten Gesängen richtet der Dichter die ganze Vergangenheit und Gegenwart nicht nur der Slawen, sondern auch anderer Völker. Für die braven, verdienstvollen Slawenkinder und ihre Gönner errichtete er einen poetischen Himmel — »Lethe« —, welcher näher der antiken Unterwelt als den christlichen Vorstellungen ist; die pflichtvergessenen verdammte er in eine slawische Hölle, in den »Acheron«. Kollár, dem es an einer originellen dichterischen Konzeption fehlte, wandelte den mittelalterlichen religiösen und politischen Inhalt der »Göttlichen Komödie« in die zeitgenössische nationale und humanitäre Idee um.

Wiewohl sich Kollár von der Vorstellung einer groben materiellen Kraft nicht losgemacht hat, wie es ihm Mickiewicz vorgeworfen hatte, so ist doch die slawische Idee von dem Dichter philosophisch vertieft worden, sie bekommt bei ihm eine tief wirkende Gefühlsinnigkeit und gewinnende Überzeugungskraft. Welchen Trost und welche Hoffnung wufste er seinen Stammesgenossen dadurch einzuflöfsen, dafs er Herder befolgend die zukünftige erhabene Rolle der Slawen in der Geschichte der Menschheit, deren Kultur sie regenerieren sollen, schildert! Zu diesem Ziele wird das Slawentum durch höhere Bildung und Einigkeit, die ihm noch fehlen, gelangen. In einem Sonett vergleicht der Dichter die Slawen mit einem langsamen, allmählich zum Ziele fliefsenden Bache: dieser umgeht lieber Hindernisse, seiner Umgebung Segen bringend; dagegen sind andere Völker mächtigen Flüssen ähnlich, diese machen sich ein neues Flufsbett, aber ihre trüben Fluten lassen nur Schwemmsand und Verheerung zurück. Dieser feste Glaube an die Lebenskraft des Slawentums regte mächtig die Renaissancebestrebungen bei allen Slawen an. Aber die »Slávy Dcera« reichte für das ganze Leben des einzelnen sowie des ganzen Volkes sittliche und menschliche Gebote; fast in jeder Lebensangelegenheit konnte der Leser ein Sonett aus der »Slávy Dcera« — man lernte eine nicht geringe Zahl von ihnen auswendig — zitieren und fand, dafs es

ihm aus der Seele sprach und ihn zu den Höhen des Ideals und der Begeisterung emporhob. So wurde die »Slávy Dcera« zum Evangelium fast zweier Generationen.

Kollárs Stimme ertönt aus den čechischen poetischen Fluren, die sein Gesang einige Zeit beherrscht, in die weitere Welt: eine natürliche Folge des Umstandes, dafs Kollár die Weltpoesie der heimischen Poesie näher zu bringen wufste, die Gedanken und Gefühle seines heimischen Geisteslebens mit den Strömungen der Weltideen zu verbinden bestrebt war. Kollárs Einflufs gelangte, obzwar nicht entscheidend, zu den anderen Slawen, mächtiger zu den kleineren slawischen Stämmen, als zu den an Zahl stärkeren Russen und Polen. Aber auch ins Polnische wurde die »Slávy Dcera« bald übersetzt. Eine Auswahl von Kollárs Gedichten kam auch zu den Engländern. Jos. Wenzigs deutsche Übersetzungen machten darauf Goethe aufmerksam und gewannen seinen Beifall.

Herders Einflufs auf Kollár äufsert sich auch in der Hochschätzung des Volksliedes. Mit Šafařík und anderen gab er in einer streng ästhetischen Auswahl die reizenden slowakischen Volkslieder heraus (1823 und 1827). Kollár schickte den Sammlungen eine schöne, tiefes Verständnis für diese Volksprodukte an den Tag legende Einleitung voraus. Während Šafařík in der Fremde seine folkloristische Tätigkeit aufgeben mufste, sammelte Kollár weiter und veröffentlichte später zwei stattliche Bände slowakischer weltlicher Volkslieder (»Národnie zpiewanky«, 1834 und 1835). Im Einklang mit den gleichzeitigen Anschauungen auch fremdsprachiger Ästhetiker schätzte er die slawische Volkspoesie höher als die Volkspoesie aller anderen Nationen; diese Sammlungen sollten also Vorurteile gegen die Slawen zerstreuen helfen. Aber auch hier gibt Kollár seine Neigung zu seinen mythologischen und archäologischen Phantasien kund. Von dem Einflufs des Volksliedes blieb jedoch Kollárs eigene Poesie unberührt.

Für die slawische Idee wirkte Kollár auch publizistisch und praktisch. Als evangelischer Prediger in Budapest war er darum bemüht, daselbst eine selbständige slowakische evangelische Gemeinde und Schule zu gründen, was ihn viele aufregende Kämpfe, viele Bitterkeiten und manchen Verdrufs kostete. Aber er gab nicht nach, bis sein Streben mit Erfolg gekrönt war. Sein Amt

faſste Kollár vom erhabenen Standpunkte eines idealen geistlichen Hirten auf, indem er für die Bildung seines ihm anvertrauten verwahrlosten armen Volkes selbst sorgte, es auf Grund der Bibel und der christlichen Religion zum menschlichen und nationalen Bewuſstsein erzog und veredelte. Dieses höhere Ziel verraten Kollárs »Predigten«, die seine litterarische Tätigkeit ergänzen (zwei Bände 1831, 1844). Vom Standpunkte seiner religiösen Toleranz hält er es für einen Vorzug der Slawen, daſs sie nicht in eine Kirche vereinigt sind und so der Einseitigkeit vorbeugen können. Die Religiosität betrachtet er für die Schwester der Nationalität; beide sollen die moralische Vollkommenheit des Menschen herbeiführen. Deswegen müsse auch die wahre Religion die teuersten Güter der Menschheit fördern, zur Nationalerziehung und Humanität führen. Die Liebe zur eigenen Nation und Sprache versteht Kollár im Sinne der slawischen Idee. Die Gedanken seiner Dichtungen verbreitet er auch in seinen Predigten. Daher fanden sie in Übersetzungen wie die »Slávy Dcera« zu anderen Slawen, zu den Serben, Polen, Russen, Eingang.

In seiner deutsch geschriebenen Schrift »Über die litterarische Wechselseitigkeit zwischen den verschiedenen Stämmen und Mundarten der slawischen Nation« (1837) begründet Kollár vor dem weitesten Forum sein Trachten und die slawische Idee philosophisch. Der Verfasser verlangt eine einträchtige Kulturarbeit, an der alle slawischen Stämme teilnähmen, welche alle Slawen in einen »litterarischen Freistaat« vereinigte. Diese gemeinsame Kulturarbeit werden die Slawen als Vermittler zwischen der alten und neuen Welt im Dienste der ganzen Menschheit ausführen, weil ihnen von der Vorsehung die Aufgabe zugeteilt ist, »die alternden Kulturelemente zu verjüngen und zur Humanität zu potenzieren« und eine neue Kulturepoche zu begründen. Gegenüber dem imaginären Jungmannschen Slawismus hält Kollár an der Selbständigkeit der einzelnen slawischen Stämme fest; denn die Menschlichkeit erheischt, daſs man bei jedem Volke sein individuelles Wesen, sein Volkstum, seine Sprache, seine Sitten und Rechte heilig halte. Jeder gebildete Slawe sollte die vier slawischen Hauptsprachen — die russische, polnische, čechoslawische, serbokroatische — kennen. Kollár schlägt zu diesem Ziele einige praktische Ziele vor, wie

Gründungen von Lehrstühlen für die Slawistik an den Universitäten, slawische Bibliotheken und Buchhandlungen, Reisen in slawischen Ländern u. a. Kollárs slawischer »litterarischer Freistaat« schliefst alle politischen Tendenzen aus — damals fing schon die europäische Journalistik an das Gespenst eines politischen Panslawismus heraufzubeschwören. Diese Auffassung ist bei Kollár nur die Konsequenz seiner angenommenen Theorien und Neigungen. Wie schon Goethe und besonders der deutschen Romantik verrann auch Kollár das politische Leben in seiner vorwiegend ästhetischen Weltanschauung, nach welcher die Kunst das ganze Kulturleben beherrschen sollte. Der geistig vereinsamte Kollár stak mit seinem ganzen Wesen in seiner erträumten Vergangenheit. Wie hätte er für neue Richtungen der Poesie, für den Inhalt des wirklichen politischen Lebens nicht blind bleiben sollen? Was Wunder, dafs Kollár, der ehemalige Hasser der Regierungen, seine letzten Lebensjahre als Stockkonservativer im Dienste der Wiener politischen Reaktion beschliefst? Praktische Folgen hatte Kollárs slawischer »litterarischer Freistaat« in einer engeren Annäherung der slawischen Gelehrten und Schriftsteller aneinander, in einem eifrigen Aneignen der slawischen Sprachen bei den einzelnen slawischen Stämmen; denn Kollárs »Wechselseitigkeit« wurde bald bei allen Slawen im Original und in Übersetzungen bekannt. Später als das Volk politisch erwachte, stellten sich auch die politischen Folgen dieser Ideen — namentlich auf dem Slawenkongrefs zu Prag 1848 — ein.

Die gelehrten Arbeiten Kollárs ergänzen seine poetische und philosophische Sendung. Bald lenkte unseren Sänger seine Neigung zur gelehrten Denkweise von dem Dichten ab. Geschichte, Archäologie, Mythologie und Philologie ziehen ihn vor allen anderen an. Leider führten ihn die gleichzeitigen Richtungen, namentlich die Vorliebe für das »höhere philosophische« — d. i. mythologisch phantastische — Etymologisieren auf eine verfehlte Bahn. Die mühevollen gelehrten Werke Kollárs erwähnt die heutige Wissenschaft nur mit schmerzlichem Bedauern über die umsonst geopferte grofse Arbeit eines aufserordentlichen Geistes. Diese mit aprioristischer Spekulation und bestimmter Tendenz unternommene Tätigkeit hat leider mehr Verwirrung angerichtet als Nutzen gebracht; denn sie hat viele Nachahmer gefunden.

Kollárs mit riesigem Fleiſs zusammengetragenes Material zeigt nur seine Begeisterung für sein Ideal.

Dafür greift auch der heutige Leser zu den zwei ausführlichen Beschreibungen von Kollárs Reisen nach Italien, Tirol, Bayern, der Schweiz, die er 1841 und 1844 unternommen hatte. Seine slawische Gesinnung verlieſs ihn auch hier nicht: er sammelte alles, was diesen seinen Lieblingsgegenstand betraf, hier empfing er seine Fiktion, daſs das alte Italien ursprünglich von slawischen Stämmen bewohnt war; er widmete diesem Trugbild später sein umfangreichstes Werk »Slawisches Altitalien« (Staroitalija slavjanská, 1852). Auſser dieser redlichst gemeinten Tendenz bringen aber die beiden Reisebeschreibungen Kollárs eine ergötzliche und erbauliche Lektüre; bei groſsen Gegenständen findet hier Kollár seinen poetischen Schwung wieder, äuſsert bei den berühmten Kunstreichtümern Italiens seine trefflichen Anschauungen über die Kunst, offenbart seine Religionsphilosophie, zeigt die Tiefe seines sittlichen und nationalen Gefühls, aber nicht selten auch seine Vorurteile. Und so konzentrierte sich Kollárs ganzes Leben und Schaffen auf den einen Mittelpunkt: die slawische Idee, welche durch die Humanitätsidee zum Eigentum der ganzen Menschheit erhoben werden sollte.

Kollárs slawische Idee und Intention versuchte im groſsen epischen Stil, an dem es Kollár mangelte, sein älterer Landsmann, der katholische Pfarrer Jan Hollý (1785—1849), dichterisch zu verkörpern. An den Vorbildern der klassischen Litteratur, die er trefflich in seine Muttersprache übersetzte, gebildet und unter dem Einflusse der verspäteten ungarischen Klassizisten entnahm er diesen Mustern die Vorliebe für die Idyllen, deren er im Geiste und in der Technik des Theokritischen Musters, nur mit modernem Naturgefühl eine gröſsere Zahl — gegen 20 — verfaſst hat, dann für die Oden, Elegien und Lieder. Aber seine slawische Begeisterung wärmte Hollý an dem Feuer der »Slávy Dcera«. Er ist aber viel einseitiger und beschränkter als sein Vorbild. Kollár schenkte sein gleich inniges Gefühl unparteiisch allen slawischen Völkern, den gleichzeitigen wie den erloschenen, wogegen Hollýs Vorstellung von dem alten slawischen Ruhm sich nur an seine engere Heimat, die Slowakei, knüpft. Der Stammname Slovák (Sclavenus) gab schon den älteren slowakischen Gelehrten Anlaſs, die Wiege und den Mittelpunkt

einer entwickelten slawischen Urzeit in die Slowakei zu versetzen und in ihrer Muttersprache den Urtypus der slawischen Sprache irrtümlich zu suchen. Was Wunder, daſs sich auch Hollý für die Bernolakische slowakische Schriftsprache begeistert. Man beanspruchte die mächtigen Fürsten Groſsmährens Rostislav, Svatopluk, sowie die Slawenapostel Cyrill und Method für die Slowaken.

Diesem inniggeliebten altslawisch-slowakischen Altertum sang Hollý seine umfangreichen heroischen Epen. In dem umfangreichsten, »Svatopluk« (1833), stellt er den gleichnamigen groſsmährischen Fürsten als den Begründer des slowakischen Reiches dar, in der »Cyrillo-Methodias« (1836) die Bekehrung seiner Urahnen zum Christentum, im »Sláv« schildert er den beliebten mythisch-archäologischen Traum seiner Zeit, indem er — wie die deutschen Romantiker alle Indoeuropäer — auch die Slowaken von den alten Indiern als ihren Urvätern ableiten und am Fuſse der Tatra seſshaft machen will. In allen diesen Epen herrschen die antiken Vorbilder Homer und Vergil gar zu unbeschränkt vor: in den beständigen blutigen Kämpfen, in den gewaltigen Helden, in vielen einzelnen Szenen und zahlreichen Episoden, in einzelnen Wendungen, im ganzen Apparat und Technik der antiken Poesie bis zu den mühevollen im Zeitmaſs geschmiedeten Hexametern. Die Bernolakische Sprache gewann den Gesängen Hollýs auch bei seinen Landsleuten nichts mehr als eine kühle Bewunderung und den Stolz, auch groſse klassische Epen zu besitzen. Bei den Čechen sind sie auch dann nicht heimisch geworden, als sie ihr unermüdeter Bewunderer, K. Vinařický, der, wie Hollý in die slowakische Sprache, Vergils »Äneis« ins Čechische übersetzte und an den klassischen Mustern hing, in die čechische Schriftsprache übertragen hatte.

Der miſslungene Versuch Kollárs, die slawische Idee auf eine wissenschaftliche Grundlage zu stellen, gelang erst seinem genialen Landsmann und Freund P. J. Šafařík. An seinem groſsen Werke arbeitete Šafařík unter den schwersten Umständen. Sein Wirken unter den orthodoxen ungebildeten, reaktionären Mönchen, Pfaffen und Kaufleuten, bei Mangel an Büchern und Quellen in Neusatz in Südungarn — er war da seit 1819 als Gymnasiallehrer tätig —, welches er sich in seinem idealentzückten Geiste als kulturelle, apostolische Tätigkeit unter den slawischen Brüdern

vorgestellt hatte, brachte ihm in jeder Beziehung eine schmerzliche Enttäuschung, körperliches sowie geistiges Leiden, eine fünfzehnjährige Verbannung. Trotzdem gab er seine hohen Pläne nicht auf. Mit Kollár, der ihm nicht nur geographisch, sondern auch durch seine Ziele am nächsten stand, teilte er sein Streben und seine Klagen, welche die Slawen betrafen, mit. Mit tiefem Eindruck verfolgt man in der reichen gegenseitigen Korrespondenz Šafaříks und Kollárs den Verlauf ihrer Bestrebungen um eine slawische Wissenschaft.

Den ersten Schritt machte Šafařík zu diesem Ideal in seinem deutsch geschriebenen Werke »Geschichte der slawischen Sprache und Litteratur nach allen Mundarten« (1826). Sie ist in der Auffassung und der Methode der Litteraturgeschichte sowie in dem Material nicht ganz selbständig. In der Beurteilung der einzelnen Erscheinungen ist Šafařík den romantischen Anschauungen Jungmanns näher als dem streng kritischen Standpunkte Dobrovskýs; daher rief er bei diesem eine ungünstige Kritik über sein Werk hervor. Trotzdem bedeutete die »Geschichte der slawischen Sprache und Litteratur« in der Entwicklung der slawischen Idee sehr viel. Šafařík faſste hier in der Litteraturgeschichte zum erstenmale alle Slawen zusammen, wodurch das seit Schlözer verkündete Ideal ins Leben gerufen war. Natürlich kommt bei der Schilderung ihres nationalen Charakters, ihrer Religion, ihrer Kultur in der slawischen Urzeit die ideale Anschauung Herders über die Urzeit und das Slawentum, sowie ihre romantisch wissenschaftliche Begründung von den Polen Rakowiecki, Surowiecki, Potocki u. a. zur Geltung. Aber die slawischen Litteraturen selbst werden jede einzeln für sich behandelt, eine wird an die andere ohne gegenseitige kausale Verbindung gereiht. Šafařík teilt nicht nur Kollárs Anschauungen über die Individualität der slawischen Völker, sondern stimmt mit ihm in seiner humanitäts-philosophischen Auffassung der Geschichte der Menschheit sowie in der begeisterten nationalen Liebe überein, die zwischen den einzelnen slawischen Völkern keinen Unterschied kennt. Wie Kollár nimmt sich Šafařík feurig der Slawen gegen die Erniedrigungen und Verhöhnungen fremder Schriftsteller an, beseitigt alte Vorurteile und Unterschätzungen seiner Brüder — einer von den Gründen, warum er sein Werk in der deutschen Sprache schrieb.

Šafaříks »Slawische Altertümer« (»Starožitnosti slovanské«, 1836—1837), die seinen Weltruf begründet haben, überragen alles, was die romantische slawisch-patriotische Begeisterung über diese schwierigsten Probleme der slawischen Urzeit hervorgebracht hat. Šafařík, ein vielseitig gebildeter Philolog und Litterarhistoriker von weitem Blick, von feinem, streng wählerischem ästhetischen Geschmack, betrat hier anfangs nicht seinen eigenen Boden; aber er wurde dessen bald Herr. Alles, was vor Šafařík slawische und nicht slawische Gelehrte interessierte und was sie mit allen Mitteln ihrer Zeit lösen wollten, ist Gegenstand der »Slawischen Altertümer«: der grofse slawische Ursitz zwischen dem Schwarzen und dem Adriatischen Meer und der Ostsee, der ursprüngliche Stammname der Slawen und seine Veränderungen, wie die Slawen mit anderen europäischen Völkern seit der Urzeit wanderten, von denselben durchdrungen und aus ihren Ursitzen verdrängt wurden, das Auseinandergehen der Slawen in späteren Zeiten in die Gegenden von Ostgermanien bis zur Elbe und zur Saale, nach Böhmen, Mähren, einem Teile von Bayern, in die Ostalpen, über ihre Auswanderung aus Grofskroatien (zwischen der Oder und der Weichsel) auf den Balkan gegen das Ende des 5. und zu Anfang des 6. Jahrhunderts. Auch Šafařík entging manchen Irrtümern seiner Vorgänger nicht. Doch was durch sein Verdienst wissenschaftlich feststeht und was er als seine Hauptaufgabe betrachtete, ist der Beweis, dafs die Slawen mit anderen gebildeten Völkern in Europa wohnten und dafs sie nicht erst mit den Hunnen im 4. Jahrhundert eingewandert waren; ferner, dafs er die alten Slawen von nicht slawischen Völkern, mit denen sie verwechselt wurden, von den Skythen, Sarmaten, Thraken, Illyriern, Hunnen u. a. absonderte.

Das ist zugleich die apologetische Tendenz der »Slawischen Altertümer« und darin zeigt sich die grofse Persönlichkeit Šafaříks, sein inniges Gefühl, das vollständige Aufgehen in einer erhabenen Idee am deutlichsten. Das Werk zeichnen alle Vorzüge — und auch Fehler — der romantischen Wissenschaft aus. Die Begeisterung für die slawische Idee verlieh seinem mit so vielen Gaben bedachten Geiste die Kraft einer wissenschaftlichen Kombination und einer grofsen Konzeption, sein wunderbares Wissen stellte ihm ein so grofses Material — gewifs das umfangreichste bis zu seiner Zeit —, das er aus allen Litteraturen, hauptsächlich

den slawischen geschöpft hatte, zur Verfügung, sein scharfsinniges Durchdringen der Quellen, das jedes Wort, jede Einzelheit geistreich benützt, sowie seine genaueste Konsequenz und seine feste Kraft wissenschaftlicher Überzeugung, erteilte dem Werke eine suggestive Sicherheit, welche auch darin überzeugend wirkte, wo Šafařík irrte. Von den Slawen wurden die »Slawischen Altertümer« mit einer wahren Begeisterung aufgenommen und spornten viele Stammesgenossen, vor allem die Čechen, zu nationalpatriotischen Taten an. Man übersetzte das Werk in andere slawische Sprachen — bei den Russen wetteiferten gleich vier Übersetzer in diesem Unternehmen — sie wurden auch ins Deutsche übertragen (von Mosig von Aehrenfels).

Šafařík hatte schon den zweiten Teil der »Altertümer«, wo er ein Bild der alten slawischen Kultur liefern wollte, angesagt; doch muſste er diesen Plan — wie vor einem halben Jahrhundert Dobrovskýs älterer Freund, V. F. Durych (1735—1802), dessen Lebenswerk »Bibliotheca slavica« (1795) nur die Einleitung zu einem groſsartig angelegten Werke über die slawische Vergangenheit bildet — wegen der Schwierigkeit des Gegenstandes sowie der wissenschaftlichen Unsicherheit aufgeben und in seiner »Vorhalle für einen slawischen Geschichtsschreiber« stehen bleiben. Die Kraft der wissenschaftlichen Erkenntnis überwand wohl die nationale Begeisterung. Er führte wenigstens ein Bild der gleichzeitigen Slawenwelt in einem köstlichen Büchlein der »Slawischen Völkerkunde« (Slovanský národopis, 1842) aus. Auf einer ethnographischen Karte und in dem sie begleitenden Text wuſste Šafařík das Notwendigste, was für das Studium der Slawen wichtig war, über den Sitz derselben, ihre Sprachen, ihre Litteratur und Statistik bündig und plastisch zusammenzufassen. Šafaříks groſse Persönlichkeit verlieh neben anderen čechischen Slawisten Prag die Anziehungskraft eines slawischen Mekka für die slawischen Gelehrten.

Šafařík unternahm seine riesenhafte Arbeit unter den ungünstigsten Lebensverhältnissen. Von Neusatz übersiedelte er 1833 nach Prag. Von vielen auswärtigen gelehrten Gesellschaften ausgezeichnet, von der russischen Regierung gemeinsam mit Hanka und Čelakovský mit der Ausführung eines groſsen wissenschaftlichen Unternehmens, eines panslawistischen Wörterbuches und einer panslawistischen Bibliothek beehrt, von der

preufsischen Regierung zur Übernahme der Lehrstühle in Breslau und Berlin aufgefordert und mit dem Lehrplan der Slawistik an den preufsischen Universitäten betraut, lebte er von einer ärmlichen Unterstützung (350 Gulden) einiger ihm unbekannten Patrioten, von ermüdender Korrektur und Zensurarbeit überangestrengt, unter häufigen Krankheiten, von dem lästigen Mifstrauen einer allmächtigen Polizei gegen einen »protestantischen Privatgelehrten« verfolgt. Erst 1842 wurde er Custos, nach sechs Jahren Leiter der k. k. Universitätsbibliothek in Prag. Während des Slawenkongresses wurde er als ein Heros der slawischen Idee von allen Teilnehmern angebetet. Jetzt neigte Šafařík immer mehr der streng wissenschaftlichen Tätigkeit zu. Namentlich konnte er die Sprachwissenschaft mit unschätzbaren Forschungen bereichern. Er schrieb eine vortreffliche — die erste — Grammatik der altčechischen Sprache — sie ist nur durch die altčechischen Fälschungen, deren Echtheit er zu derselben Zeit noch verteidigte, getrübt —, er erforschte in ihr neue grundlegende Regeln. In den »Serbischen Lesekörnern« (1833, deutsch) beleuchtet er kritisch die serbische Sprache und ihr Verhältnis zum Kirchenslawischen. Viel interessierten Šafařík nebst der čechischen Litteratur auch die südslawischen Litteraturen — er bearbeitete sie von neuem sehr gründlich und tief in den »Denkmälern der südslawischen Litteratur« (Památky dřevního písemnictví Jihoslovanův 1864—65). In der epochemachenden Schrift »Über den Ursprung und die Heimat des Glagolitismus« (in deutscher Sprache, 1858) hat er endgültig die alte, viel bestrittene Frage über den Ursprung der slawischen Schrift dahin entschieden, dafs die glagolitische Schrift älter ist als die Cyrillica. In seinen letzten Tagen war sein Geist öfters verfinstert. In solch einem Augenblicke suchte er in den Wellen der Moldau den Tod. Er starb den 26. Juni 1861.

Gleichzeitig mit den »Slawischen Altertümern« beendete nach dreifsigjähriger Arbeit auch Jungmann sein Lebenswerk, das »Čechisch-deutsche Wörterbuch« (Slovník českoněmecký«, 1835 bis 1839, fünf grofse Bände). Es ist eines der Wunder, welche eine beispielslose, für andere Völker unbegreifliche Liebe zur eigenen Sprache und Nation getan hat. Jungmanns ungeheurem Fleifse war es beschieden, ein Werk ins Leben zu rufen, das alle Erwartungen und Wünsche seiner Vorgänger übertraf. Bei anderen

Völkern arbeiten an solchen Werken ganze Akademien, Jungmann standen bei seiner riesigen Arbeit nur willensfreudige, doch nicht immer brauchbare Beiträge der čechischen Schriftstellergemeinde zur Verfügung. Nicht nur Gelehrte arbeiten an diesem Werke, sondern auch Dichter, wie Puchmajer, A. Marek, Kollár, Čelakovský u. a. halten es für wichtiger für den nationalen Wortschatz zu sammeln, als dem Volke einige Gedichte mehr zu schenken. »So wurden alle Flüsse und Bäche der čechischen Sprache in ein einziges riesiges Meer geleitet«, hat das Werk Jungmanns der Dichter Čelakovský trefflich charakterisiert. Die čechische Sprache war der teuerste Gegenstand der damaligen Bestrebungen, dies Wörterbuch sollte durch seinen Reichtum beweisen, dafs sie des Kampfes würdig ist. Jungmann hat es für ein Nationalbedürfnis und für eine heilige patriotische Pflicht erklärt. Durch die Teilnahme des ganzen Volkes erhält es eine höhere Weihe, dadurch wird es ein wichtiger Bestandteil der nationalen Litteratur.

Aber Jungmanns »Wörterbuch« bildet zugleich einen von den Grundsteinen der slawischen Idee. Jungmann, der ein vorzüglicher Kenner slawischer Sprachen war, nimmt nämlich in seinem Wörterbuche auch auf andere slawische Sprachen Rücksicht: bei den čechischen weist er auf die Verwandtschaft mit den Wörtern anderer slawischen Sprachen hin, von diesen zieht er Beispiele heran; wo es der čechischen Sprache an einem Ausdrucke fehlte, entlehnt Jungmann denselben aus anderen slawischen Sprachen, wenn er für seine Muttersprache geeignet war. Bei seinem polnischen grofsen Vorbilde — dem Lexikographen S. Linde — fand er eine aufmunternde Anregung. Diese Entlehnungen bilden ein ganz unbedeutendes Bruchstück des reichen Sprachfonds, aber gerade diese fassen Wurzel. Die jüngeren čechischen Schriftsteller besingen nicht nur diese grofse Tat in begeisterten Dichtungen, sondern studieren auch das gründliche Wörterbuch mit unermüdetem Fleifs und Ausdauer. Eine seltene Liebe zur Muttersprache!

Sechstes Kapitel.

Die čechische Poesie unter dem Einfluſs der Volksdichtung. Fr. L. Čelakovský. Die Rückkehr zur heimischen Geschichte. Fr. Palacký. K. J. Erben.

Die Bedeutung Čelakovskýs und seiner Schule beruht darin, daſs er die čechische Poesie der Wirklichkeit annähert, daſs er statt des abstrakten phantastischen Slawentums in seiner Poesie die nationale Individualität ausdrückt. Die romantische Auffassung, ihre Abstraktionen und poetischen Phantasien flohen das wirkliche Leben; sie brachten die Menschheit um die Früchte des politischen Erwachens durch die französische Revolution. Die Entrüstung der freieren Völker, die sich nach 1815 von ihren Herrschern betrogen fühlten, wurde in Österreich gar nicht laut. Ein schwacher Widerhall von dem studentischen Putsch in Jena war auch diesseits der böhmischen Grenze zu hören. Die Prager Studenten waren unvorsichtig genug, die von Jena und anderen deutschen »Nestern des Aufruhrs« nach dem Wartburgfeste und der tollen Ermordung Kotzebues 1819 von der österreichischen Regierung abgerufenen und heimkehrenden Kollegen etwas ostentativ aufzunehmen und sich einer rücksichtslosen Verfolgung preiszugeben. Es folgten dann die Karlsbader Beschlüsse und mit ihnen die strengste Überwachung der Universitäten, Verfolgung »revolutionärer Umtriebe und demagogischer Verbindungen«, Einführung der unmoralischsten Spionage und die gröſste Beschränkung der Presse durch die Zensur.

Dies letzte Mittel empfanden die čechischen Führer am schwersten; denn es betraf ihre Nationalität und ihre Mutter-

sprache, das einzige Gebiet der Politik, wofür sie ein reges Interesse hegten. Die josefinische Preſsfreiheit erfuhr seit dem Regierungsantritt Franz II. immer gröſsere Beschränkungen, jetzt drohte das sinnloseste Schikanieren der Zensur das geistige Leben zu ersticken. Es ist bekannt, wie man in Wien gegen Schillers Dramen verfuhr. Mit den čechischen Schriftstellern stand es noch schlimmer, denn über ihre Werke saſsen die ängstlichsten, beschränktesten Leute zu Richtern. Die Zensoren lieſsen die Ausgabe von Komenskýs Didaktik nicht zu, weil sie von einem »böhmischen Verbannten« herrührte; sie verboten nicht nur den alten čechischen Chronisten Dalimil, sondern auch das Rechtsbuch von dem Humanisten Všehrd abzudrucken, sie unterdrückten die seraphisch-erotischen Lieder Kollárs, Šafaříks Übersetzung von Schillers »Maria Stuart«, wollten aus Čelakovskýs »Slawischen Nationalliedern« das Wort »slawisch« als staatsgefährlich streichen. Jetzt kam die Zeit, wo sich auch die Hierarchie um ihren Anteil an der Reaktionsarbeit bewarb. Zum erstenmale sprach sie gegen den freisinnigen Philosophen Bolzano ihr Verdammungsurteil mit aus.

Bernard Bolzano (1781—1848), der durch seine Lehren ebenso wie durch seine edle Persönlichkeit und sein groſses Beispiel zwei Generationen segensreich beeinfluſste, wirkte als hervorragender Mathematiker und allseitig gebildeter Philosoph sowie als milder, wohlwollender, von der Jugend angebeteter Lehrer und gern gehörter akademischer Prediger auf der Prager Universität. Er verband die Wahrheitsliebe, Kritik, das Bestreben zum Fortschritt und zur Hebung des Menschengeschlechtes mit einer seltenen Innigkeit des Religionsgefühls, mit der Überzeugungskraft altchristlicher Märtyrer, mit einem edlen Charakter. Auf die čechische Jugend wirkte namentlich seine Stellung zu ihrem Volke. Bolzano, ein Italiener nach seinem Vater, der deutsch erzogen war und deutsch schrieb und sprach, trat in Konsequenz seines Philanthropismus gegen jeden nationalen Aristokratismus auf, sprach innig für die Rechte der Čechen und gegen ihre Bedrückung von den Deutschen sowohl in der Vergangenheit als auch im gegenwärtigen öffentlichen Leben und suchte darauf einzuwirken, daſs beide Stämme in der Liebe zu ihrem Vaterlande Böhmen wetteiferten. Er lehrt seine Jünger, besonders die angehenden Geistlichen, das wirkliche Volk aufzusuchen, mit

ihm zu leben, seine Leiden und Plagen vermindern zu helfen. So kommt auch die Litteratur mehr dem Volke näher, die abstrakte Liebe der Romantiker zum Volkstum wird konkreter. Die Regierung und die Hierarchie sorgten dafür, dafs durch die rücksichtslose Verfolgung eines der besten Männer sein Einflufs gehoben wurde, und der politische Sinn erwachte. Bolzano, der die Studenten vor geheimen Vereinigungen warnte, wurde, sowie seine Schüler Fil. Neděle und Mich. J. Fesl 1820 seines Amtes entsetzt.

Mit dem neuen Bahnbrecher in der čechischen Poesie, Fr. Ladislav Čelakovský (1799—1852), hat sein Volk das südwestliche Böhmen bedacht, dasselbe, wo auch Hus, Chelčický geboren waren. In seinem Vaterstädtchen Strakonice umgab den armen Knaben echt čechisches Landleben mit seinen eigenartigen Volkssitten und Gewohnheiten, seinen Liedern und der ganzen Lebensweise. Den Kelch der Kümmernisse eines armen Studenten trank Čelakovský bis auf den Grund. Es drückte ihn sowohl Not als auch der ertötende scholastische und bureaukratische Mechanismus der damaligen Schulen. Die in Österreich herrschende Reaktion erlitt er empfindlich an seinem eigenen Leibe, indem er wegen des verbotenen Lesens der »Postille« von Hus aus der Budweiser Schule ausgeschlossen wurde. Die weiteren Mifserfolge in den Studien zwangen ihn, bis zu seinem dreifsigsten Jahre sein Leben als Privatlehrer zu fristen. Sorgen, Bitternisse, Enttäuschungen begleiteten ihn fast sein ganzes Leben hindurch. Dafür aber welche Freuden, welche starke Eindrücke, was für köstliche Gastmahle boten ihm seine Dichter, bei denen sein kritischer Geist bald wahre Gröfse und Kunst wahrnehmen lernte, sein feiner Sinn für die Natur, seine innigen Freundschaftsgefühle, seine slawisch nationale Gesinnung, die ihn zum Erlernen slawischer Sprachen antrieb!

Dieses reiche Seelenleben erscheint in seiner Erstlingsgabe, den »Gemischten Gedichten« (1822). Bei dem so lebhaft nachempfindenden, stimmungsvollen Künstler überraschen ziemlich greifbare fremde Einflüsse nicht. Nebst der heimischen Poesie Poláks, Kollárs, der čechischen Volkslieder überwiegen in der Sammlung Matthissonsche Schwermütigkeit und Höltysche Friedhofstimmung, die dem wirklichen Wesen des Dichters ganz fremd waren, sowie vielseitige Einflüsse Goethes. Goethes Poesie

erfüllte ihn mit innerem Behagen: »Ich frohlocke wie ein Kind,« schreibt er seinem Freunde, »vor Freude und preise hoch über alles diesen anmutsvollen Deutschen.« Mit seinem eifrigen Studium wuchs bei ihm das Verständnis für Goethe. An Goethe rühmt er namentlich, dafs er »in manchen seinen Arbeiten ganz nur den Geist seiner Nation atmet.« Čelakovský ist in der čechischen Litteratur der überzeugteste und bedeutendste Goethianer. Goethe und Herder führten unseren Dichter auch in die Schönheiten der Volkspoesie ein.

Nach dem Beispiel Herders und der deutschen Romantik glaubte man in dem Volksliede das wahre Volkstum und seine Originalität zu entdecken, man schrieb ihm einen hohen dichterischen Wert zu. Es ist gewifs höchst charakteristisch, dafs sich in Österreich 1819 selbst die Regierung des Sammelns der Volkslieder bei den einzelnen österreichischen Völkern annimmt — ein seltener Sieg einer hohen Idee. Čelakovský, ein begeisterter Jünger Herders, tritt zum Volksliede, »dem Schatze des National geistes«, mit einem tiefen Verständnis. »Nichts ist über das Volkslied!« ruft er emphatisch. »Nur in diesem sieht man in lebendiger dichterischer Gestalt den Volksgeist . . . . in ihm den bestimmt ausgeprägten Volkscharakter; und wo das Volkstum dem Kosmopolitismus nahe kommt, da kann man keine nationale Kunst finden.« Als eifriger Bekenner des slawischen Nationalpatriotismus sucht er sich mit den Liedern aller slawischen Völker bekannt zu machen. In V. Hanka, der ihn anfangs freundschaftlich anzog, findet er seinen Wegweiser. Herders» Stimmen der Völker in Liedern« regten ihn zu einem ähnlichen litterarischen Vorhaben »Stimmen der slawischen Völker in Liedern« an. Seine treffliche Sammlung »Slawische Volkslieder« (»Slovanské národní písně«, I. T. 1822, II. 1825, III. 1827) bedeutet wirklich eine grofse litterarische und nationale Tat; durch die ästhetische Auswahl des Schönsten, womit sich die slawischen Völker rühmen konnten, reichte sie der künstlichen Poesie die schönsten eigenartigen Muster. Aufserdem sollte sie eine slawisch nationale Sendung erfüllen; der junge Enthusiast versprach sich davon die erwünschte Annäherung der Slawen: »Vielleicht,« meinte er, »wird einmal (das čechische Lied) ein Kosak dort an dem Don oder an der Wolga oder an der Něva singen.« Deswegen gab er jedes Lied treu in seiner ursprünglichen Sprache und Schönheit

wieder; dem čechischen Leser bot er noch eine möglichst treue Übersetzung. Dem slawischen Volksliede schenkte Čelakovský mit innerem Vergnügen auch in seinen späteren Jahren seine Aufmerksamkeit und bereicherte mit neuen Beiträgen die čechische Litteratur. Čelakovskýs vertrautester Freund, einer der fleifsigsten Sammler der Volkslieder, Jos. Vlastimil Kamarýt (1797 bis 1833), ein katholischer Landpriester und Verfasser schlichter Lieder und Balladen, gab, von seinem Freunde angeregt, eine schöne Sammlung, »Čechische geistliche Nationallieder« (1831, 1832), heraus. Diese Schöpfungen eines schlichten, innigen, poetisch schwungvollen religiösen Gefühls fanden bei den Schriftstellern eine ebenso freudige Aufnahme wie bei den hohen Vorgesetzten Kamarýts geringes Verständnis. Die Arbeit an dem dritten Teil, der zugleich auch die so wünschenswerten Melodien bringen sollte, unterbrach Kamarýts frühzeitiger Tod.

Von dem slawischen Volkslied ging Čelakovský zu Schöpfungen anderer Völker dieser Art über. Wie die mit dem Slawischen nächst verwandte litauische Sprache zogen ihn auch die »anmutsvollen Dajnen« an. So gab er 1827 aus der Sammlung von L. J. Rhesas »Litauischen Nationalliedern« eine sorgfältige, überaus schöne Übersetzung von 74 Liedern heraus. Den Herderschen weiten Sinn für das Volkslied verriet Čelakovský immer, indem er Proben dieser ihm teueren Produkte der verschiedensten Völker ins Čechische übertrug. Čelakovský besafs ein grofses Verständnis für alle Schöpfungen und Kundgebungen des Volksgeistes: Märchen, Sitten und Bräuche, Rätsel, Sprichwörter, Trachten u. a. — kurz alles, was heutzutage den Gegenstand der Volkskunde bildet. Darin eilt Čelakovský seiner Zeit voraus. Den Sprichwörtern widmete er eine unermüdliche vieljährige Aufmerksamkeit. Aber erst 1852 konnte er seine umfangreiche Sammlung von 15000 auserlesenen Sprichwörtern und Sprüchen der Öffentlichkeit übergeben. Der Titel »Philosophie des slawischen Volkes in Sprichwörtern« bezeichnet auch die Auffassung des Herausgebers: in den Sprichwörtern erblickt er eine reine Volksweisheit. Den weiten slawischen Standpunkt behält er auch hier im Sinne.

Trotz seiner Begeisterung für das Volkslied verlor Čelakovský die Weltpoesie niemals aus dem Auge. Aus seinen fleifsigen Studien übersetzte er von Zeit zu Zeit, was ihm besonders gefiel.

Unter den selbständigen Übersetzungen sind Herders »Blätter der Vorzeit« in einer schönen, ernsthaften, kernigen čechischen Prosa und Goethes Drama »Die Geschwister« — der Übersetzer betitelte es nach einem französischen Beispiele »Márinka« (Mariechen) —, in welchem das čechische Kleid dem Original an Anmut und Schönheit so nahe steht. Gröſsere Schwierigkeiten bot Čelakovský die Übersetzung des versifizierten, lyrischen Romans von Walter Scott »The lady of the lake« (»Panna jezerní«, 1828). Walter Scott betrachtete Čelakovský wie seine Zeitgenossen mit gröſster Bewunderung: »Was für ein Romantiker! ein wahrer Ossian unserer Zeiten!« Seinen Sinn erfüllt immer wieder der Wunsch, daſs wir Čechen auch einen Walter Scott bald bekämen. Seine fromme, aufrichtig katholische, jedoch keineswegs klerikale Gesinnung sowie die Möglichkeit, die Mittel zum Lebensunterhalt zu gewinnen, bewog Čelakovský, das groſse Werk des hl. Augustin »De civitate Dei« ins Čechische zu übertragen (1829—1833, 5 Bände).

Nachdem Čelakovský einige gelungene Gedichte im Geiste der čechischen Volkslieder geliefert hatte, überraschte er 1829 seine Freunde mit seinem »Nachhall der russischen Lieder«. Er wollte darin ein möglichst vollständiges Bild aller charakteristischen Gattungen und Formen der russischen Volkslieder darstellen. Der Dichter belebt alte Sagen von den russischen Nationalhelden, feiert hervorragende Ereignisse der neueren russischen Geschichte, Lust und Leid des Soldatenlebens im Dienste des Zaren, verschiedene Erscheinungen des Familienlebens, jenes eigenartigen, noch patriarchalischen, manchmal harten, unfreien, aber doch so anziehenden, dem höheren Interesse des Familienganzen geweihten Lebens; hier lebt in ihren mannigfaltigsten Beziehungen und Tönen die Liebe junger Leute — kurz die ganze Fülle und Allseitigkeit verschiedenster Verhältnisse, Gefühle, Vorstellungen und Stimmungen einer schlichten Seele. Die epischen Dichtungen ergreifen durch die Groſsartigkeit des Gegenstandes, der Gestalten, des Zieles und der Taten. Seine stark gestaltende Phantasie bereichert und verfeinert den herkömmlichen Stoff im Geiste der gleichzeitigen Kultur. So trachtet er in einer schönen Rhapsodie den beliebten Helden der groſsrussischen Bylinen, Muromec, dem modernen Menschen näher zu bringen, ihn zu vermenschlichen, indem er den un-

geschlachten Riesen von hyperbolisierter Gröfse und Kraft, der Hunderttausende von Feinden des Zaren in einer Schlacht schlägt, in einen frommen, menschlich fühlenden Helden verwandelt, ihn an drei tartarischen Unholden, die einen edlen russischen Jüngling getötet, beraubt und dann verhöhnt hatten, Rache nehmen läfst. Mit künstlerischem Takt stellt er in »Čurila Plenkovič« statt eines menschlichen Ungeheuers, das Reiter und Bogenschützen zu Dutzenden verschlingt, einen riesenhaften Vogel dar, der ganze Viehherden, Menschenscharen wie Körner aufpickt, Dörfer und Städte wie Lehmhäufchen zerscharrt. Durch eine verwegene, scharfsinnig erdachte Tat des Helden Čurila Plenkovič wird er vernichtet und das Land befreit. Und in dem umfangreichsten und schönsten Heldensange »Ilja Volžanín« erdichtet er im naiven Geiste der Bylinen nicht nur die ganze Handlung, sondern auch den Helden: wie der junge Ilja von der Mutter Wolga — dem Flusse — geraubt und in ihrem prächtigen Palast unter dem Wasser an der Seite ihrer Töchter, der Wellen, aufgezogen wird, sich nach neun Jahren energisch seine Befreiung erzwingt, in der ihm von der Wolga geschenkten Rüstung und Waffen die verwüstenden und raubenden Tartaren verfolgt, in ihren Scharen Tod und Verwirrung verbreitet, bis er in kritischem Augenblicke von der Rache der trügerischen Wolga ereilt wird: sein Pferd, seine Rüstung und Waffe verwandeln sich in nichtige Gegenstände des Stromes: Sand, Aal u. a. Dann wird der Held gefangen, gemartert, zum Übertritt zu den Tartaren gezwungen, aber in seinem Kerker legendarisch von dem Boten Gottes, dem Blitz, befreit. Čelakovský wufste im Geiste des russischen Volksliedes weiter zu bilden, wie Goethe im Geiste der antiken Mythologie neu gestaltete. Dieselbe erfinderische Schaffungskraft verrät Čelakovský in seiner köstlichen humoristisch satirischen Dichtung »Der grofse Vogelmarkt«, die durch ihre Komposition näher den westeuropäischen Vogelparlamenten steht, aber in der ganzen Darstellungsweise echt russisch bleibt. Der russischen Volkspoesie weifs der Dichter ihre bezaubernden Schönheiten abzugewinnen, manches Mittel veredelt und vervollkommnet er, die Gesinnungs- und Gefühlsweise seiner Helden vertieft er psychologisch und motiviert logischer, das Naturgefühl durchwärmt er inniger, subjektiver. Unwillkürlich lieferte aber der panslawisch gesinnte Dichter durch seinen »Nachhall der

russischen Lieder« einen Beweis, wie verschieden die russische Poesie von der čechischen ist, und stärkte dadurch die nationale Individualität der čechischen Poesie.

Wohl hatte Čelakovský im Sinne, auch Lieder anderer slawischen Völker nachzudichten. Aber bald liefs er von seinem Plane zu einem »Nachhall serbischer Lieder« ab und veröffentlichte in der »Zeitschrift des Böhmischen Museums« reiche Proben seiner Nachdichtungen čechischer Lieder. Der Dichter war sich bewufst, dafs er hier gröfsere Schwierigkeiten zu überwinden hatte als bei dem »Nachhall« der auffallend eigenartigen russischen Lieder. Bei der čechischen Volkspoesie fand er, dafs die Form und der Ausdruck durch den engeren Verkehr mit anderen Nationen verblichen waren. In dem Vorwort zum »Nachhall der čechischen Lieder« (1839) zeichnet er trefflich den Unterschied zwischen dem čechischen und dem russischen Volksliede. Der russische Sang scheint ihm mehr den epischen Charakter zu tragen, der čechische mehr den lyrischen; der russische ist »mehr reflektierend, indem er das Gefühl mit Hilfe von Bildern und Handlungen erweckt und in weitere und höhere Räume greift; der čechische ist wieder flüchtiger, spielender, er äufsert das Gefühl schlicht, berührt Gegenstände, und zwar die nächsten, nur leicht und bewegt sich daher in viel engeren Schranken.« Und so ist auch der Charakter des »Čechischen Nachhalls«. Die Lyrik überwiegt hier. Der Dichter singt alle Töne des Herzens, alle Sorgen und Freuden des menschlichen Lebens voll und in verschiedensten Variationen, bald in kindlicher Naivität, die das čechische Volkslied so auszeichnet, bald in klagender Elegie, bald im Scherz, bald in ätzender Satire. Schmerz und Freude, Sehnen, Wonne und Leid des verliebten Herzens, Familiensorgen, Freude an eigener Arbeit, Lasten und Trübsale der Fronarbeit, verhehlter Zorn und schadenfroher Hohn gegen die Unterdrücker des Volkes, feine Stimmungen und Gefühlsleben, balladische Sagen und historische Begebenheiten bilden den Gegenstand dieser Sammlung. Čelakovskýs bewundernswürdige Kunst der Charakteristik bewährt sich hier prächtig. Ein Gedicht von fünf vierzeiligen Strophen genügt ihm, um den čechischen Bauer aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit so ausdrucksvollen unvergefslichen Zügen zu zeichnen, wie es nur selten eine ganze Komödie vermag. Überall sieht man, dafs der Dichter das Leben

des Volkes innig mitgelebt und mitgefühlt hat, und durch lebensvolle Treue erhalten sich seine Schöpfungen für immer. Seine Ballade »Toman und die Waldfee«, in welcher er sich endgültig seines ihn stets drückenden künstlerischen Problems, wie der Mensch, von unwiderleglicher vernichtender Macht der Liebe getrieben, seinem tragischen Los entgegenschreitet, meisterhaft entledigt hat, steht von allen so zahlreichen čechischen Balladen unübertroffen da.

Der »Nachhall der čechischen Lieder« ist keine bloſse Nachahmung des čechischen Volksliedes. Čelakovský war sich eines erhabeneren Zieles, als es ein Volksdichter verfolgen kann, wohl bewuſst. Seine trefflichsten Nachdichtungen vertiefen das Volkslied und erheben es auf einen höheren künstlerischen, sittlichen und kulturellen Standpunkt, verfeinern das Gefühl, vervollkommnen die dichterische Form und Ausdruck — stehen also in einem ähnlichen Verhältnis zum čechischen Volkslied wie Goethes Dichtungen zum deutschen. In der čechischen Poesie sind die beiden »Nachhalle« epochemachend. Sie zwangen die Künstler, die eigenartige čechische Seele zu suchen und sie poetisch zu gestalten, sie befreiten sie von den herkömmlichen Fesseln der fremden Poesie. Die poetische Tat Čelakovskýs barg aber auch eine Gefahr in sich. Die Forderung der Einfachheit verführte leicht schwächere Geister zur künstlerischen Plattheit und Oberflächlichkeit. Der Spur Čelakovskýs folgend, unterliegen in den dreiſsiger Jahren fast alle Dichter dieser verlockenden Losung der künstlerischen Schlichtheit und ahmen das Volkslied nach. Sie gehören gröſstenteils dem freundschaftlichen Kreise Čelakovskýs an. Jos. Vlastimil Kamarýt, František Jaroslav Vacek-Kamenický, Jos. Krasoslav Chmelenský, Václav Jaromír Picek u. a. vermehren zwar die Zahl der sangbaren Lieder, ihrer Schöpfungen bemächtigt sich häufig auch das Volk, aber die Litteratur bringen sie nicht weiter vorwärts. Bald wurde die Richtung zum gefährlichen nationalen Dogma, gegen das K. H. Mácha Front machte.

Die Lieder des »Čechischen Nachhalls« streben eine objektive Lyrik an. Der Dichter schrieb sie in den Stunden seiner Seelenruhe. Doch gab es solche Augenblicke in dem Leben eines ungemein schwer geprüften, stimmungsvollen und reizbaren Mannes sehr selten. Seinen unsicheren Lebensverhältnissen sollte

er endlich entrissen werden, als ihm 1834 die Redaktion der einzigen čechischen Zeitung, der »Prager Zeitung«, und ihrer litterarischen Beilage, »Die čechische Biene« (»Česká Včela«), anvertraut worden war. Durch seinen beispiellosen Fleiſs und seine ausgezeichneten Kenntnisse hob er sie ungemein. Sein menschliches Glück, das er sich durch Verbindung mit der heiſs geliebten, schwärmerisch in Petrarcas und Kollárs Weise besungenen Landsmännin (Marie Ventová), einer Kaufmannstochter aus seiner Geburtsstadt Strakonice, begründet hatte, schien er erreicht zu haben, als er auf dem Lehrstuhle der čechischen Sprache und Litteratur seinem verstorbenen Widersacher, J. Nejedlý, folgen sollte. Aber da traf ihn ein grausamer Schlag. Wegen einer zahmen, gerechten Kritik, welche in der »Prager Zeitung« über die eines Fürsten unwürdige, schroffe Abweisung einer polnischen Deputation seitens des Zaren gedruckt erschien, wurde Čelakovský, ein Sänger der begeisterten zarophilen Gesänge, der aus der drückenden Unfreiheit des reaktionären Österreichs in die Dienste des Zaren fliehen wollte, auf Einschreiten des russischen Gesandten in Wien der Redaktion der beiden Zeitschriften sowie der Hoffnung auf die Professur verlustig und mit seiner Familie in ein unsägliches Elend und die gröſsten Seelenmartern gestürzt.

In diesen schweren Augenblicken des Schmerzes und des Zornes sowie seiner Hingebung in das Schicksal entstanden Čelakovskýs Epigramme. Es war eine Gattung, die den Anlagen des Dichters am meisten entsprach. Das Epigramm fesselte unseren Dichter sein ganzes Leben hindurch. Er übersetzte und studierte es bei Martial, Lessing, Herder; er sammelte eine Anzahl fremder Sinngedichte. In das kleine geschliffene Gefäſs des Sinngedichtes — nebst dem zweiteiligen witzigen Martialschen Sinngedicht wählte Čelakovský oft die Form des einheitlichen harmonischen griechischen Epigramms — gieſst der Dichter seine Gefühle und Stimmungen, seine Gesinnung und Anschauung. In zwei kurzen Zeilen des Sinngedichtes »Auf königlichen Grüften« weiſs er tiefe Geschichtsphilosophie auszudrücken: »Hic ossa regia tegit lapis: Im Menschengedächtnis suche die Inschrift!« Und so spiegeln sich in seinen Epigrammen alle Erscheinungen des damaligen čechischen Strebens und Lebens, vor allem der čechischen Litteratur. In derselben er-

blickte sein durch das Studium der Weltlitteraturen geschärfter Blick, sein feiner ästhetischer Sinn, sein durchdringendes Urteil auch ihre Mängel und Schwächen. Wie vor einigen Jahren in der litterarischen Satire »Riesengebirgslitteratur« (1824), verschonte er auch jetzt aufgeblasene eitle Gröſsen, wie V. Hanka und andere, nicht; er legte überall einen höheren, der Höhe der Weltlitteraturen entsprechenden Maſsstab an. In K. Havlíček fand er einen noch nachdrücklicheren, rücksichtloseren Nachfolger in diesem Trachten.

Seiner Litteratur hinterlieſs Čelakovský ein prächtiges Werk, desgleichen man in anderen Litteraturen vergeblich suchte. Es sind seine zahlreichen Blumenepigramme, »Die Blüten« (Kvítí), eine stattliche Sammlung — über 140 — von Distichen im Zeitmaſs. Von den griechischen Epigrammen, von Goethes »Frühling« aus dem Zyklus »Die Jahreszeiten« bekam er die Anregung dazu. Diesen Stoff verarbeitete Čelakovský vielseitiger und erschöpfte ihn dichterisch vollständig. Auch einem so groſsen Muster gegenüber, wie es Goethe war, wuſste er seine dichterische Individualität, eine gleiche poetische Höhe zu behaupten. Welche Fülle von feinem Naturgefühl, von unvergeſslichen Stimmungsbildern, von dichterischer Applikation an die menschlichen, nationalen, sozialen Verhältnisse! Die schöne Blumensymbolik, die poetischen Benennungen des Volkes liehen dem Dichter manches dankbare Motiv. Diese bald schmerzhaft geiſselnden, bald elegisch trauernden, bald tief reflektierenden Zwei- und Vierzeiler zeigen den Dichter als den aufrichtigsten Sohn seines Volkes, als einen Humanitätsbekenner, einen demokratisch gesinnten Fortschrittsverfechter. Trotzdem hie und da die Vorliebe eines Fachbotanikers bemerkbar ist, bleibt dieses Werk auch vom Standpunkte der Weltlitteraturen ein klassisches.

Čelakovský gab der čechischen Poesie die vielseitigsten Anregungen. An ihn ist auch die litterarische Tätigkeit seines Epigonen, Jos. Jaroslav Langer (1806—1846), mit allen ihren Wurzeln geknüpft. Čelakovský machte den Versuch, den arkadischen Hintergrund des erträumten Geſsnerschen Idylls im Geiste der čechischen romantischen Auffassung in die heidnisch-slawische Urzeit sowie in die čechische Gegenwart zu versetzen; Langer nimmt in seinen versifizierten »Idyllen« (»Selanky«, 1830) ein weiteres Element hinzu, indem er in dieses Gebiet den Stoff

der čechischen Märchen und Sagen einführt. Čelakovskýs litterarische, gesellschaftliche und nationalpatriotische Satiren — trefflich sind namentlich seine »Bedeutenden Briefe unbedeutender Personen« — veranlaſsten eine kleinere Sammlung märchenhafter, wenig durchsichtiger Allegorien von Langer, »Die Nesseln« (»Kopřivy«), »Die Bohdanečer Handschrift« (1831) — eine Benennung nach dem Geburtsstädtchen des Dichters —, dann die erste čechische Abderitiade »Ein Tag in Kocourkov« (1832) — die erdichtete Ortschaft Kocourkov gilt seitdem als ein Symbol spieſsbürgerlicher Beschränktheit, Albernheit, als čechisches Abdera, Schilda und wird zum Schauplatz verschiedener lustiger Schwabenstreiche.

Langer läſst uns seine tiefgefühlte, schüchterne, unselige Liebe zu einem Adelsfräulein in seiner sehnend elegischen Erotik nur vermuten; dagegen wuſste er in den »Krakowiaken« (»Krakováčky«, 1835), seiner besten litterarischen Leistung, in der Form der anmutigen polnischen Liedchen, die Čelakovský für seine Landsleute entdeckt hatte, die verschiedenartigsten bezwingenden Stimmungen zu improvisieren. Die Improvisation, die Melodie und die tanzfähige Instrumentation hielt Langer, der sich auf dem Lande viel mit dem Sammeln und Studium der Volksprodukte befaſste, für die kennzeichnendsten Merkmale des čechischen Volksliedes; das Volkslied faſst er in den Rahmen der Volksgewohnheiten, denen er im weitesten folkloristischen Sinne seine Aufmerksamkeit schenkt. Die čechische Volksepik vertreten, meint er, in unseren Zeiten bloſs Märchen und Sagen, in ihnen sieht er auch den Nationalcharakter ausgedrückt. Daher verwarf er auch jede Nachahmung des lyrischen Volksliedes, in welcher er eine groſse Beschränkung der dichterischen Subjektivität erblickte. Diese Anschauung steht im Gegensatz zu Čelakovský. Aber Langers träumerische, weiche Natur war nicht imstande, diesen Grundsatz dichterisch zu verkörpern oder theoretisch zu verteidigen. Der Mangel an Lebensenergie und an dichterischer Schaffungskraft, die in gezwungener ländlicher Zurückgezogenheit in seiner Vaterstadt ihren Halt verlor, führte bei Langer eine völlige Untätigkeit, Lebensverdruſs und den vorzeitigen Tod herbei.

Eine ganze Richtung vertritt eine Sammlung Čelakovskýs von hundert dreistrophigen — jede Strophe zu vier Versen —

lyrischen Gedichten »Die hundertblättrige Rose« (»Růže stolistá«, 1840). Diese Gedichtsammlung wuchs ähnlich wie Kollárs »Slávy Dcera« hervor. Zu dem ursprünglichen erotischen Elemente gesellte sich das nationalpatriotische sowie das didaktische und philosophische. Manche von diesen nationalpatriotischen Liedern bleiben das schönste Vermächtnis der čechischen Renaissanceperiode; es sind Ideale, für welche der Dichter lebte und litt. Den Leser ergreifen einige stimmungsvolle ergötzliche, tief erlebte Naturbilder, welche durch die einfachsten Mittel hervorgerufen werden. Aber das innige Naturgefühl führte Čelakovský wie Goethe zur Naturkunde. Er suchte eine philosophische Ansicht über die Weltordnung, über das geheimnisvolle Schaffen der Natur und sein sonst kritischer Geist übernahm die einseitigsten gleichzeitigen Systeme der Naturphilosophie und übertrug die flachsten Lehren allzu treu in die Dichtung. Und daran leidet seine »Hundertblättrige Rose«.

Trotz der seltenen Vielseitigkeit seines poetischen Wirkens erschöpfte Čelakovský das Mafs seiner künstlerischen Fähigkeiten nicht. Er gehörte zu den Naturen, deren Schaffenskraft durch die schweren Widerwärtigkeiten des Lebens nicht gestärkt, sondern gelähmt wird, das lag in der klassischen Objektivität seiner Poesie. In seiner peinlichen Unsicherheit vertiefte er sich in seine sprachwissenschaftlichen Studien, namentlich in sein grofses altslawisches etymologisches Wörterbuch, eine vieljährige fleifsige Arbeit, welche der Wissenschaft wenig Nutzen gebracht hat. Infolge seiner ausgezeichneten praktischen Kenntnisse der slawischen Sprachen und Litteraturen erhielt er 1841 einen Ruf an den neubegründeten Lehrstuhl der Slawistik in Breslau, wo er acht Jahre wirkte. Nach der politischen Bewegung, für die er durchaus nicht begeistert war, gelangte er endlich 1849 zum Ziele seiner Sehnsucht, an die Prager Universität, um hier neue Enttäuschungen, wie früher in seinem Lehramte in Breslau, zu erleben. Er sollte nur der Zeuge einer drückenden Reaktion werden. Unter solchen Verhältnissen bereitete er seine wissenschaftlichen Arbeiten vor, von denen weniger seine sprachwissenschaftlichen Studien als seine litterarhistorischen Arbeiten und praktischen Anthologien (eine aus der čechischen, eine aus allen slawischen Litteraturen) für seine Landsleute wertvoll sind.

In der schwersten Zeit für sein Volk starb er in demselben Jahre (1852) wie Jan Kollár.

In den dreifsiger und vierziger Jahren erscheinen unter den poetischen Epigonen Kollárs und Čelakovskýs viele Geistliche, welche die neukatholischen Bestrebungen Bolzanos zum Programm ihrer dichterischen Tätigkeit machen. Sie verbinden das nationalpatriotische Element mit dem didaktischen und religiösen. Boleslav Jablonský, mit seinem eigenen Namen K. Eugen Tupý (1813—1881), ist von diesen dichtenden Priestern der bedeutendste. Sein litterarischer Ruf überragte bis zur neuesten Zeit weit seine wirkliche Bedeutung. Von seinem rücksichtslosen Vater sowie durch Not gezwungen, gab er seine litterarischen Träume und seine weltlichen Liebesgefühle auf und trat ins Kloster. Zu den »Liedern der Minne« gesellte sich jetzt »Die väterliche Weisheit«, eine Sammlung von didaktischen Gedichten, welche immer langweiliger, nüchterner, moralisierender und schematischer wurden. Der einzige Band der »Gedichte« (1841) Jablonskýs, in welchem seine ganze litterarische Tätigkeit zusammengefafst ist, erfreute sich bei den Čechen einer so grofsen Aufmerksamkeit wie ein ähnliches Werk Leop. Schefers, »Laienbrevier«, bei den Deutschen. »Die Gedichte« fanden als versifizierter Kodex aller Tugenden namentlich in der Schule Anklang.

Jablonský ist kein Reaktionär, kein voreingenommener konfessioneller Streiter. Im Sinne von Bolzanos Lehren will er zur Religiosität, Humanität, Natur und Kunst führen. Seine Kollegen aus den Reihen der Geistlichen stellen die Didaktik und den Nationalpatriotismus mehr oder weniger in den Dienst des Katholizismus. In echt katholischem Geiste dichtete Čelakovskýs Freund, K. Vinařický (1803—1869), der Begründer der »Zeitschrift für die katholische Geistlichkeit« (seit 1828) und entzückte Verehrer sowie glückliche Übersetzer klassischer und klassizistischer Poesie. In der satirischen Allegorie »Die Parlamente der Tiere« (»Sněmy zvířat«, 1841), die in der Komposition eine Nachahmung von dem »Neuen Rat« Smil Flaškas von Pardubice ist, tritt er mit seinem matten Witz für den Konservativismus in der Politik, in den sozialen Einrichtungen gegen die neuen Richtungen in der čechischen Litteratur in die Schranken. Seine Muttersprache fand in Vinařický einen aufrichtigen Verteidiger in Vers und Prosa. Ein anderer hoher katholischer Würdenträger,

Václav Štulc (1814—1887), sucht die gleichzeitige slawische Idee und den Nationalpatriotismus mittels seiner seichten Dichtungen in die Dienste des katholischen Klerikalismus zu stellen.

Wie Čelakovský in der Poesie, so trachtet Palacký sein Volk in historischer und kultureller Hinsicht auf die Grundlage seiner nationalen Individualität zu stellen. Er nimmt eine ähnliche Stellung zu Šafařík wie Čelakovský zu Kollár ein: von der slawischen Idee beherrscht, wendet er die Aufmerksamkeit nur seinem Volke zu. Für sein Volk strebt er ein eigenartiges Kulturleben an, will seine Bildung auf das Niveau der vollkommensten Errungenschaften der Menschheit heben.

Mit grofsen Absichten und Plänen traf Palacký 1823 in Prag ein, von Jungmann und den jüngsten als neuer strahlender Stern der zukünftigen čechischen Litteratur freudig begrüfst, von Dobrovský, seinem Lehrer in den historischen Hilfswissenschaften und in der strengen Kritik, in die einflufsreichen Kreise der böhmischen Aristokratie eingeführt. Der hochgebildete Mähre von feinen gesellschaftlichen Formen, von stets distinguiertem Äufseren, von geläutertem ästhetischen Geschmack, mit der Gabe feurig beredter Konversation, mit einer selbständigen Weltanschauung, mit einer gründlichen philosophischen Bildung, die er sich bei Kant, Herder, Schiller, Fichte, Jacobi, Platon, Abdison u. a. erworben und die er in seinen reichhaltigen, tiefgreifenden Abhandlungen über die Ästhetik glänzend bewährt hatte, wufste er diese neue Umgebung sogleich für sich zu gewinnen. Sein seltener Kunstsinn und seine dilettantischen Versuche in der Kunst, seine bisherige historische Bildung, in der Dobrovský, Blair, Bolinbroke, Gibbon, W. Robertson, H. Luden, K. W. Rottek, L. Jahn u. a. seine Führer waren, schützten ihn vor der Einseitigkeit der historischen Forschung des Aufklärungszeitalters sowie der romantischen Geschichtschreiber. In den Diensten des Grafen von Sternberg konnte er bald sein aufserordentliches Talent eines Geschichtschreibers bewähren, indem er eine ihm anvertraute genealogische Arbeit über dieses glorreiche Haus glänzend vollendete. Diese fleifsigen Archivstudien gewannen ihm zwei vortreffliche, hochgebildete Mitglieder dieses Geschlechtes, bedeutende Faktoren in der böhmischen Kulturarbeit, nämlich Franz Grafen von Sternberg (1763—1830), einen edel und freisinnig denkenden Mann, einen feinen ästhetischen

Kunstgenießer, der einen entwickelten Sinn für die Geschichte seines Landes besaß, in der Numismatik ein Fachmann war, den čechischen Nationalbestrebungen vom ganzen böhmischen Adel am nächsten stand, und seinen Vetter Kaspar Grafen von Sternberg (1761—1838), der eine Begeisterung für die Kunst mit einer gründlichen naturwissenschaftlichen Forschung verband; durch die Vorzüge seines Geistes gewann Sternberg die Freundschaft A. Humboldts und Goethes, mit welchem letzteren er eine fleißige Korrespondenz führte. Den beiden Grafen von Sternberg setzte Palacký durch schöne Monographien ein Denkmal, wie er auch das Andenken seines Lehrers und Gönners Dobrovský durch eine geistreiche apologetische Studie ehrte. In den beiden Sternbergen fand Palacký bereitwillige und einflußreiche Förderer seiner Bestrebungen, wie er wiederum ihrem patriotischen und wissenschaftlichen Trachten neue Anregungen und Gedanken brachte.

Trotz einer gewissen Abneigung der čechischen Schriftsteller errang Palacký bald neben Jungmann den größten Einfluß in der Führung des čechischen Kulturlebens. Palacký weicht von dem Typus eines gleichzeitigen čechischen Schriftstellers ab: dieser ist ein Demokrat, der in der Regel ein kümmerliches Fortkommen findet, in der Großstadt bäuerisch schüchtern auftritt, sich auf freundschaftliche Zusammenkünfte in einem Kaffeehause oder einem Gasthause beschränkt, für den höchsten gesellschaftlichen Verkehr den Besuch bei dem »Väterchen« Jungmann, der ein Hausbesitzer war, hält und sich durch nationalpatriotische Gespräche und den čechischen Gesang seiner Töchter begeistert; dagegen sucht der feine, in den jungen Jahren etwas eitle Elegant Palacký das gesellschaftliche Leben in den aristokratischen und den reichen bürgerlichen, deutsch sprechenden Kreisen auf, wo er Sinn für Kunst und Litteratur fand. Der deutsche Dichter Egon Ebert war sein vertrautester Freund. Palacký stand Dobrovský, den Jungmann für einen »slawisierenden Deutschen« erklärt hatte, sehr nahe. Im Jahre 1827 heiratete Palacký ein reiches, deutsch erzogenes Mädchen, die Tochter eines Prager Advokaten und Großgrundbesitzers. Dies machte bei den čechischen Schriftstellern seinen Nationalpatriotismus verdächtig. Und doch getraute sich dieser junge Mann seinem skeptischen Lehrer Dobrovský gegenüber seinen čechisch nationalen Stand-

punkt mit den denkwürdigen Worten zu verteidigen: »Ich wenigstens hielte es, wenn ich selbst aus dem Zigeunervolke entstammte und sein letzter Nachkomme wäre, für meine Pflicht, mich nach Kräften zu bemühen, daſs nach ihm wenigstens ein ehrenhaftes Andenken in der Geschichte der Menschen bleibe.«

Palacký war es in den starren, österreichischen Verhältnissen nicht vergönnt, seine Geistesanlagen in groſsem Stile zugunsten seines Volkes zu entwickeln, aber er wuſste alle Mittel, die bei einem politisch unselbständigen, kulturell vernachlässigten Volke nur möglich waren, anzuwenden. In der böhmischen Aristokratie, welcher während der Reaktion wieder die politische und kulturelle Leitung ihres Landes anvertraut worden war, gewann er Unterstützung für die čechischen Kulturbestrebungen. Dies war jedoch nur ein scheinbarer Erfolg. Weil Palacký seine aristokratischen Neigungen, seine ideologischen Generalisationen den Schaden, welcher dem čechischen Volke sein Adel in der Vergangenheit zugefügt hatte, zu begreifen hinderten, so war er nicht imstande, die Gefahr aus dieser Verbindung für den Fortschritt seines Volkes, den er für die erste Bedingung seiner nationalen Existenz hielt, zu ermessen. An dieser Allianz litt die čechische Politik später ein halbes Jahrhundert hindurch.

Erst Palacký wuſste das »Vaterländische Museum«, welches nach fremden Mustern 1818 begründet worden war, zu jener Anstalt zu heben, wie sie sich Jungmann und andere čechische Schriftsteller vorstellten, nämlich als den Mittelpunkt des čechischen Kulturlebens. Die 1827 auf seinen Antrag begründeten und von ihm redigierten Zeitschriften »der Gesellschaft des vaterländischen Museums«, eine čechische Vierteljahrsschrift und eine deutsche »Monatsschrift«, sollten alle čechischen und deutschen Schriftsteller in Böhmen vereinigen; dadurch wollte der Redakteur »das alte Böhmen in das neue Europa einführen und ihm da das Heimatsrecht erringen«. Nach Palacký verstand es niemand mehr, die sich durch das Wachsen des Nationalbewuſstseins bildenden Gegensätze der beiden Völker zu mildern, ja, ihr geistiges Leben in einer Person zu vereinigen wie er. Die deutsche Zeitschrift, welche die Eifersucht der čechischen Schriftsteller hervorgerufen hatte, konnte sich trotz einer warmen Empfehlung Goethes nicht länger als fünf Jahre halten. Es fehlte ihr die aufrichtige Begeisterung der čechischen Beiträger

und Leser, die es für ihre patriotische Pflicht hätten halten müssen, ihre Zeitschrift, welche nach vier Jahren monatlich erschien, auf die möglichst gröſste Höhe zu bringen. Sie besteht noch heutzutage.

Der Plan einer čechischen Enzyklopädie, dessen sich Palacký mit allem Eifer annahm, scheiterte zwar auch in seinen Händen, rief aber einen alten frommen Wunsch der čechischen Schriftsteller ins Leben. Auf Palackýs Anlaſs wurde nämlich bei der »Gesellschaft des böhmischen Museums« ein Institut »zur wissenschaftlichen Bildung der čechischen Sprache und Litteratur« (1830), die sogenannte »Matice Česká«, begründet. Palacký lenkte glücklich dieses segensreiche Unternehmen durch die Klippen der argwöhnischen Bureaukratie und der Verdächtigungen der katholischen Hierarchie, der Rivalität der Museumsverwaltung und der finanziellen Verlegenheiten. Die »Matice Česká«, die durch Beiträge zu 50 Gulden der patriotischen Mitglieder erhalten wurde, vertrat den Čechen eine reich dotierte Akademie. Sie ermöglichte die Herausgabe aufwandreicher Werke, wie Jungmanns »Wörterbuch«, Šafaříks »Slawische Altertümer« u. a. Sie erfüllt noch heutzutage diese Aufgabe. In der alten »Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften« setzte Palacký seinen Plan durch, daſs in derselben neben der deutschen auch die čechische Sprache zugelassen wurde, wodurch dies alternde Institut verjüngt wurde. Es gab kein gröſseres čechisches Unternehmen, an dem Palaký nicht teilgenommen hätte. Diese organisatorische Tätigkeit spornte seinen Geist an und schützte ihn vor der Einseitigkeit des Fachgelehrten.

In der »Zeitschrift des böhmischen Museums« sprach Palacký als Redakteur in den wichtigsten Fragen der čechischen Litteratur sein Wort. Im Streit um die čechische Schriftsprache wuſste er die goldene Mitte zwischen der lähmenden Erstarrung der altväterischen Patrioten und zwischen den Überspanntheiten der Neuerer zu halten und von der Form zur Sache, zu einer čechischen Kunst und Wissenschaft nicht nur in der Sprache, sondern im wahren Geiste zu führen. In der Verfolgung der čechischen Litteratur begnügt er sich niemals mit den Eindrücken eines verständnisinnig genieſsenden Lesers, sondern bringt immer neue Anregungen, neue Gesichtspunkte, aufmunternde Winke, vertieft die gleichzeitigen Ideen.

Unterdessen wuchs aber auch Palacký zum ersten böhmischen Geschichtschreiber heran. Von dem böhmischen Adel 1829 zum Historiographen des Königreichs Böhmen ernannt, bereitete er sich zu seiner grofsen Aufgabe gewissenhaft vor. Die Früchte seiner fleifsigen Studien in den heimischen Bibliotheken und Archiven, seiner unermüdlichen Forschungsreisen nach fremden Archivschätzen legte er in vielen Beiträgen nieder, welche die Vergangenheit seines Volkes zu beleuchten vermochten. Seine Vorbereitungsarbeiten, mit denen er seine beiden Zeitschriften füllte, von denen er die umfangreicheren in čechischer oder deutscher Sprache selbständig herausgab, liefsen die Gröfse seines Lebenswerkes ahnen. Die Aufgabe des Geschichtschreibers fafste Palacký im weitesten und tiefsten Sinne auf. Er schätzte in dem grundlegenden, deutsch abgefafsten kritischen Werke »Würdigung der alten böhmischen Geschichtschreiber« (1830) die bisherige geschichtliche Arbeit seiner Vorgänger geistreich ab; er gab alte unbekannte Quellen zur böhmischen Geschichte heraus, gründete eine überaus wichtige Sammlung von Urkunden (»Fontes rerum bohemicarum«), Akten, Eintragungen, Rechtsdokumenten, Briefen u. a., »Das böhmische Archiv« (»Český archiv«, von 1840 an). Mit beispiellosem Fleifs stellte er eine historische Übersicht der höchsten Würdenträger und Landesbeamten in Böhmen sowie eine historisch-topographische »Beschreibung des Königreiches Böhmen«, sehr wichtige Hilfsmittel der historischen Forschung, zusammen. Er drang in das altčechische Recht ein, beleuchtete mit Verständnis und psychologischem Scharfsinn geheimnisvolle altčechische Prophezeiungen und Kalender, ergründete eine bis zu der Zeit nicht geahnte Bedeutung der alten Formelbücher für die geschichtliche Forschung, veröffentlichte unzählige Entdeckungen auf dem Gebiete der alten čechischen Litteratur, Kunst und Kulturgeschichte, würdigte zum ersten Male und verteidigte den ruhmreichen letzten Bischof der Böhmischen Brüdergemeinde, seinen Glaubensgenossen Komenský (»Über Comenius und seine Werke«, deutsch und čechisch, 1829); mit Jungmann, Šafařík und Hanka besorgte er nach dem Muster von Wackernagels »Deutschem Lesebuch« eine umfangreiche »Auswahl aus der čechischen Litteratur«, mit Šafařík verteidigte er in »Den ältesten Denkmälern der böhmischen Sprache« (1840) mit Geist und patriotischem Eifer die jungen altčechischen litterarischen

Fälschungen, für welche er auch später immer gegen alle neuen Angriffe bereitwillig eintrat. In diesen Forschungen wurde namentlich der Herzensgegenstand seiner Jugend, der Hussitismus, in ein ganz neues Licht gestellt (»Die Vorgänger des Hussitentums«, eine wahre Entdeckung, 1842, u. a.). So gelangte Palacký an das Ziel seiner historischen Arbeit.

Seine »Geschichte von Böhmen«, die er seit dem Jahre 1836 zunächst in deutscher Sprache veröffentlichte, schildert in fünf Bänden nur die ältere Periode der Geschichte Böhmens und Mährens von den ersten Anfängen bis zum Regierungsantritt des Habsburgischen Hauses (1526). Wie vor ihm schon Pelzel, will auch Palacký seine Lebensarbeit in definitiver Form, mit neuem Stoff bereichert, vertieft und zum ausgeglichenen Ganzen vollendet dem čechischen Volke in seiner Muttersprache hinterlassen. Seit dem Jahre 1848, in dem der erste Band seiner Geschichte in čechischer Sprache erschienen war, arbeitete er an seinem Werke bloſs in čechischer Sprache und lieſs die fehlenden Bände ins Deutsche übersetzen. Die neue gründliche Bearbeitung des Zeitabschnittes von 1253—1403 sowie des Hussitismus, die er in den letzten Jahren seines Lebens unternommen hatte — sie war in Palackýs Todesjahre 1876 beendet worden, die deutsche Ausgabe schon 1865 —, wurde nur čechisch publiziert.

Wohl teilt auch Palackýs Lebenswerk das Los alles Menschlichen: es ist von den neuen historischen Erkenntnissen überholt worden; es unterliegt den Irrtümern persönlicher Anschauungen Palackýs und jener ganzen damaligen Zeit. Die Macht der romantischen Ideen, der Herdersche Drang nach einer Philosophie der Geschichte verführte leicht zu einem geschichtlichen Dogmatismus. Dazu gehört vor allem seine einseitige Auffassung der böhmischen Geschichte als des Kampfes der beiden Nationalitäten in Böhmen. Aber die groſse Individualität des edlen Verfassers, die riesigen Vorbereitungsarbeiten, welche ganze Abschnitte der čechischen Vergangenheit und manche groſse Geister erst entdeckten, das unermüdliche Suchen der geschichtlichen Wahrheit, die tiefe Einsicht in den kausalen Zusammenhang und die aus der Geschichte folgenden ernsthaften Lehren für die Gegenwart: dies alles sowie die klassisch meisterhafte Form des Werkes machen Palackýs »Geschichte des čechischen Volkes« zur bedeutendsten wissenschaftlichen und nationalen Tat der

čechischen Wiedergeburt. Palacký stärkte durch sein Werk den čechischen Nationalgeist, zeigte seinen Landsleuten an grofsen Vorbildern seiner Ahnen, wie die Wahrheit, sittliche und kulturelle Erhebung des Volkes errungen wird, wie man seine Zukunft sichert. Er führte freilich dadurch einen übertriebenen Glauben an die Wirkung der Vergangenheit auf das gegenwärtige Leben herbei. Der böhmischen Politik, in welcher ihm bald die Führerrolle zufallen sollte, zeigte er ein neues Ziel in der Erlangung der politischen Selbständigkeit, namentlich auf Grund des böhmischen Staatsrechtes, den čechischen Bestrebungen neue Horizonte. So liefs er überall im geistigen Leben seines Volkes merkbare Spuren seines grofsen Geistes zurück. Er bleibt an der Spitze seines Volkes als Politiker und Organisator bis zu seinen letzten Lebenstagen.

Schon von ihren Anfängen an schöpfte die čechische Wiedergeburtslitteratur und Kunst aus dem lebenden Born der heimischen Geschichte unaufhörlich immer neue Kräfte. Die čechische Vergangenheit bildete einen der Grundsteine des nationalen Bewufstseins. Auch zahlreiche deutsche Dichter begeistern sich, wie die deutschen Minnesänger zur Zeit der letzten Přemysliden, an diesen Lobgesängen Böhmens. Sie wetteifern mit unzähligen Romanzen, gewöhnlich in Uhlandscher Form und Auffassung, historischen Sängen und Epen, Dramen sowie verschiedenen Gattungen der Belletrie im Aufsuchen von verschiedenen Motiven aus der reichen Vergangenheit Böhmens. Namen, wie Grillparzer (»Libussa«, »König Ottokars Glück und Ende« u. a.), Kl. Brentano (»Die Gründung Prags«), Alfr. Meifsner, Mor. Hartmann, Egon Ebert (sein Heldengedicht »Wlasta« u. a.), Uffo Horn und verschiedene andere verbreiteten den Ruhm ihrer dichterischen Vorwürfe weit über die Grenze Böhmens und ihrer Zeit.

In der čechischen schönen Litteratur geht das Interesse im Einklang mit der wissenschaftlichen Forschung, die ihr neue Gebiete entdeckt, von der dunklen Urzeit, von dem romantischen Rittertum auf nähere Begebenheiten, auf wirkliche Gestalten über. Ihre Bilder geben aber selten das wahre historische Kolorit und den Geist des vorgeführten Zeitalters wieder, wie es schon Palacký wissenschaftlich vermochte.

Planmäfsig und allseitig trat an die dichterische Ver-

herrlichung der čechischen Vergangenheit Jan Erazim Vocel (1802—1871) heran. Die Geschichte seiner Heimat vergaſs er auch während seines siebzehnjährigen Präzeptierens in verschiedenen deutschen aristokratischen Familien weder in Wien noch während seines oftmaligen längeren Aufenthaltes in den westlichen und südlichen Ländern Europas. In dieser Zeit verfaſste er in glattem Deutsch seine historischen Novellen (»Der letzte Orebit«, »Der Krystallograph« u. a.), dramatischen Versuche (»Der Sterndeuter«, »Das Trauerspiel«) u. a. Zu seinen Landsleuten zurückgehehrt, unterlag Vocel den Ideen seiner neuen Umgebung und schrieb in seiner Muttersprache. In einem Zyklus von mühsam geschmiedeten historischen Romanzen, Balladen und Elegien, »Die Přemysliden« (»Přemyslovci«, 1838), führt der systematisch denkende Dichter die bedeutendsten Ereignisse unter der Regierung dieses glorreichen Herrschergeschlechtes vor — lauter Bilder eines selbstbewuſsten čechischen Lebens. Die nationalpatriotische Tendenz, die moderne Gefühlsweise machte die »Přemysliden« einige Jahrzehnte zur beliebten Lektüre. Den geschichtlichen Inhalt des folgenden Zeitalters der Luxemburger und des Hussitentums sollte der andere Zyklus Vocels, »Schwert und Kelch« (»Meč a kalich«, 1843), dichterisch erfassen. Freilich hängt hier der Dichter an den wunderbaren Kriegstaten, an den hussitischen Helden, Žižka und Prokop dem Kahlen, an dem Aufschwung der čechischen Kraft, ohne in den eigentlichen Inhalt der hussitischen Bewegung, in die religiösen, sozialen und nationalen Ideen der čechischen Reformation, die damals schon Palacký zu entdecken begann, einzudringen. Derselbe Stoff begeisterte fast zur selben Zeit wie Vocel auch die deutschböhmischen Dichter Moriz Hartmann (»Kelch und Schwert«, 1845) und Alfr. Meiſsner (sein Hauptwerk »Žižka«, 1846).

In seiner besten Leistung, dem romantischen Epos »Labyrinth des Ruhmes« (»Labyrint slávy«, 1846) wagte sich Vocel sogar an ein Faustproblem. Den Faust seines Volkes im Sinne der čechischen nationalpatriotischen Idee stellt hier Jan Kutenský (d. h. Kuttenberger), ein nach der unglücklichen Lipaner Schlacht verzweifelnder Táborit, vor. Der Dichter stammte aus der alten kunstreichen Bergwerkstadt Kuttenberg. Auch in diesem Werke wurde die ganze Handlung von der Tendenz lahmgelegt. Jungmanns Kampf gegen den Kosmopolitismus, Kollárs und Palackýs

Forderung der Aufklärung für das čechische Volk wird hier durch den Sieg des aufopfernden idealen Strebens über den Materialismus ergänzt und dadurch das zu ersehnende Ziel dem čechischen Volke vor die Augen gestellt. Der Held der Dichtung zündet seinem Volke und der ganzen Welt zu diesem Ziele eine hell lodernde Fackel an: die Buchdruckerkunst. Ganz ernsthaft machte man damals Versuche, wissenschaftlich zu beweisen, dafs der Erfinder der Buchdruckerkunst, Joh. Gutenberg, ein Kuttenberger Čeche war. An dem »Labyrinth des Ruhmes« bleibt nicht die dichterische Gediegenheit, sondern der grofse Plan, zu dem leider die Kräfte des Dichters nicht reichten, denkwürdig. In der bewegten Zeit 1848 schrieb Vocel zwei kleinere Zyklen politischer Gedichte, seine beste poetische Tat, »Vor dem März 1848« und »Nach dem März 1848«. Ein längeres Leben als seine Verse sichern Vocel seine čechischen wissenschaftlichen Arbeiten aus dem Gebiete der Archäologie (»Die Urzeit des Landes Böhmen«, 1866 ff., in zwei Teilen) und aus der Kunstgeschichte. Er wirkte an der Prager Universität zunächst als Professor der Archäologie (1850), später auch der čechischen Litteraturgeschichte. Auch im Drama und der Belletrie überwiegt zu dieser Zeit die heimische Geschichte.

Čelakovský fand viele Nachahmer, aber wenige Fortsetzer seines dichterischen Werkes. Karel Jaromír Erben (1811 bis 1870) ist der bedeutendste unter den letzteren. Von Čelakovský angeregt, schöpft er aus dem klaren Born der Volkspoesie und wendet, durch das Beispiel und die Theorie J. Langers belehrt, der wenig beachteten Volksepik, der Ballade, dem Märchen und der Sage sein Hauptaugenmerk zu. So entdeckte er durch unermüdliches Sammeln neue ungeahnte Schätze von Volksliedern, die er unter dem Titel »Die Nationallieder in Böhmen« (1842—1845, 3 Bände) herausgegeben hat. Später konnte er nach weiterer zwanzigjähriger Arbeit die Sammlung auf einen fast vierfachen Umfang erweitern. In der präzisen Wiedergabe des Volksliedes, sowohl des Textes als auch der Melodie, im Reichtum des Materials wetteifert Erben mit seinem Muster, der vortrefflichen Sammlung »Mährische Nationallieder« (1835), welcher Arbeit der fleifsige Theologe Fr. Sušil (1804 bis 1868) fast sein ganzes Leben geweiht hat. Die letzte vollständige Ausgabe der »Mährischen Nationallieder« wurde 1860 beendet.

Erbens Sammlung von čechischen Volksliedern war nur ein Teil eines grofsen beabsichtigten litterarischen Unternehmens. Das Seelenleben des čechischen Volkes wollte er in seinem vollen Umfang beleuchten, namentlich durch seine bis zu der Zeit wenig beachteten Mythen, Märchen, Sagen, Sitten und Gebräuche. In diesem Sinne gab er seine Beamtenkarriere auf, um unter dem Volke leben zu können. Er studierte fleifsig die Volksüberlieferungen der verwandten slawischen und auch fremder Völker. Namentlich lauschte er dem Volke das Erzählen von Märchen ab; er weifs sie so schön, so volkstümlich eigenartig, wenn auch nicht wortgetreu zu erzählen, dafs er mit den vornehmsten Mustern der Weltlitteraturen, wie mit den Brüdern Grimm, wetteifern kann. Seine slawischen Volksmärchen erschienen jedoch als Sammelwerke erst in den sechziger Jahren. In den Produkten der Volkslitteratur suchte Erben den Anschauungen seiner Zeit gemäfs Überreste der alten slawischen Mythologie, den Volkscharakter und das alte slawische Kulturleben, wie er es in einigen Aufsätzen wissenschaftlich zu ergründen bemüht war.

Noch bevor Čelakovskýs »Nachhall čechischer Lieder« in Buchform erschienen war, machten einige Dichtungen Erbens Aufsehen; ihre Zahl wuchs allmählich an, bis sie 1853 endlich in dem »Straufs« zusammengefafst den Lesern übergeben wurden. Der Zauber des čechischen Volksgeistes, die tiefe, leicht zugängliche Poesie machte die Sammlung zu einem der gelesensten und liebsten čechischen Bücher. Čelakovskýs poetische Tätigkeit wurde mehr durch die ästhetischen Vorzüge der Volkspoesie bestimmt, Erben betont in der Volkstradition, wie Palacký in der Geschichte, die religiöse, philosophische und moralische Idee; diese veredelt und vertieft er. Alles, was Erben schafft, wird ihm zur Tragödie, mag er seinen Stoff in einem Märchen, in einer Legende oder in einer Begebenheit aus dem gewöhnlichen Leben gefunden haben. Die Ballade ist das gewöhnlichste Genre seiner Gedichte. Manche überschreiten wohl durch ihren Umfang (bis 500 Verse) die Schranken einer Ballade; aber balladenhaft ist darin die ganze elementar starke Stimmung, eine geheimnisvolle Macht der Naturprobleme, des allwaltenden Schicksals und des moralischen Gebotes, welche über dem Menschen stehen und ihn oft in schmerzlichste Konflikte versetzen, balladenhaft ist

die Tragik der Schuld oder einer schwer erkauften Sühne. So bewältigt der Dichter die Volkstradition mit seinem künstlerisch schaffenden Geiste; seine Dichtungen sind keine modernisierten Reproduktionen, sondern seine subjektivsten, originellsten Schöpfungen.

Es sind die mächtigsten Triebfedern der menschlichen Seele, reinmenschliche Gefühle, die erhabensten Vorstellungen, die ewigen Werte des menschlichen Lebens, die K. Erben dichterisch dargestellt. Der Dichter schildert z. B. mit Vorliebe die unüberwindliche Macht der Mutterliebe und stellt sie in dramatische Konflikte. Die čechische Sage und das Märchen reichten ihm dazu die schönsten Vorwürfe. So schildert »Der Schatz« eine Mutter, wie sie in der Passionswoche, in der sich die geheim in der Erde verborgenen Schätze öffnen, in einen offen stehenden Felsen mit dem Kind auf dem Arm eintritt, vom Glanz des Goldes verblendet, das Kind niederlegt, um das kostbare Metall wegzutragen; aber in den Gedanken an ihren zukünftigen Wohlstand sieht sie bei der Rückkehr den Felsen geschlossen. Mit ihrem Kinde findet sie sich nach einem Jahr voll unsäglicher Seelenmartern, geläutert von ihrer Goldbegierde, wieder. Noch dramatischer ist dies Motiv in der wirkungsvollen Ballade »Der Wassermann« dargestellt. Die slowakische und lausitzserbische Überlieferung boten dem Dichter die bloſse Fabel. Er machte daraus eine rührende kleine Tragödie. Ein Wassermann erhascht ein schönes Mädchen, welches ihm ein Kind gebiert. Infolge ihrer Klagen und flehentlichen Bitten gestattet er ihr unter den strengsten Bedingungen, ihre Mutter zu besuchen. Der Dichter zeichnet dann meisterhaft die Seelenqualen der Mutter, welche zwischen der Liebe zu ihrem Kinde, für welches sie das Ärgste fürchtet, und zwischen der Sehnsucht nach der menschlichen Lebensweise, welcher sie in einem fremden Element, dem Wasser, entbehrt. Nur die Überredungskunst ihrer Mutter, die groſsen Abscheu gegen das arglistige Ungeheuer empfindet, vermag sie zurückzuhalten, so daſs sie in ihr trauriges unterseeisches Heim nicht zurückkehrt. Dafür muſs sie den kleinen Körper ihres toten Kindes an der Hausschwelle erblicken. In »Der Mittagshexe« konnte der Dichter in der Bearbeitung der čechischen mythischen Sage eine originelle Analogie zu Goethes »Erlkönig«, den er ins Čechische übersetzt hatte, aufstellen. Nur vertritt hier die

Stelle des Vaters die Mutter, welche sich von dem Zorn hinreiſsen läſst, auf ihr eigensinnig schreiendes Kind durch unbesonnene Drohungen eine Mittagshexe herbeiruft und im Kampfe mit dem dämonischen Wesen um das Kind dieses zu Tode erdrückt. In anderen Gedichten, wie in dem Einleitungsgedicht, ferner in der Ballade »Die Weide« u. a. verbindet der Dichter die Mutter mit den Kindern sogar noch nach dem Tode.

Auf ähnliche Weise werden auch andere Seelenvorgänge, wie sie die Volkstradition ausgebildet hat, innerlich verarbeitet und künstlerisch meisterhaft dargestellt; so wird in »Dem goldenen Spinnrad« die Grausamkeit der Stiefmutter, welche ihre Stieftochter unmenschlich tötet, damit sie statt ihrer dem königlichen Bräutigam ihre eigene Tochter unterschiebe, und dafür die strengste Strafe erleidet, märchenhaft übertrieben und das Gerechtigkeitsgefühl befriedigt. Wie in den Volksliedern führt unser Dichter auch die schwere Sühne eines Gatten- oder Kindesmordes durch Gewissensbisse und freiwilligen Tod vor. In der čechoslawischen Überlieferungslitteratur fand Erben einen Stoff, den er bei anderen modernen Völkern vermiſste und welcher ihn deswegen so mächtig anzog: die mythenhaften Balladen »Die Weide«, »Die Lilie« behandeln das Geschick halbmenschlicher Wesen, welche mit einer Pflanze ihr Leben geheimnisvoll teilen, mit ihr leben und sterben.

Erben bearbeitete zum ersten Male in der čechischen Poesie den Lenorenstoff, der schon die älteren Dichter so sehr anzog, den sie aber nicht zu beherrschen vermochten. Der feine Kenner der Volkstraditionen begriff geistreich gerade an diesem Stoffe den groſsen Unterschied zwischen dem slawischen und dem germanischen Nationalcharakter und beleuchtete ihn in seiner bekanntesten Ballade »Die Brauthemden«. In der čechischen Tradition fügt sich das über die lange Abwesenheit ihres Geliebten verzweifelnde Mädchen nach unsäglichen Leibes- und Geistesqualen dem göttlichen Ratschluſs. Der humane, mehr passive, christlich ergebene Dichter wuſste diese schlichte Volkstradition ethisch und religiös zu vertiefen, psychologisch zu begründen, menschlich zu veredeln. Mit zwar volkstümlich einfachen, aber doch höchst wirkungsvollen Mitteln gestaltet er sie zu einem wunderschönen Ganzen.

Das tiefe religiöse Gefühl des čechischen Volkes fühlt Erben

in seiner umfangreichsten dichterischen Schöpfung, in der märchenhaften Legende »Des Záhoř Bett«, nach. Durch übermenschliche Buſse erreicht ein finsterer mordbefleckter Räuber die Erlösung von den Höllenqualen, von denen ihm ein heiliger Pilger aus der Hölle eine Nachricht bringt. Der Dichter versetzte diese Begebenheit, die er aus einer čechischen, polnischen und lausitzserbischen Tradition zu einer dichterischen Handlung konstruiert hatte, in die Anfänge des Christentums bei den Slawen, und dieser Zeit paſste er die Grundidee, die Handlung und die Personen an und machte daraus seine künstlerisch vollkommenste dichterische Schöpfung. Die Tragik der Volksgebräuche, die Tragik des verwegenen Eindringens in Gottes Beschlüsse veranschaulicht Erben in seiner zaubervollen Erzählung »Der Christabend«. Die Fabel ist schlicht: in der geheimnisvollen Christnacht wollen zwei Mädchen durch einen Blick in die Tiefe eines Weihers ihre Zukunft erforschen: die eine erblickt ihren Bräutigam, die andere ihr Leichenbegängnis; das Schicksal beider geht in Erfüllung. Der eminente Epiker läſst in der armen Handlung die lyrische Saite erklingen und fesselt den Leser namentlich durch die wirkungsvolle Stimmung der Volkssitten, der Lebensumstände und der Natur.

Erben ist ein Meister der Stimmungsmalerei. Gleich mit der starken einleitenden Situation bemächtigt er sich der Seele des Lesers und fesselt sie bis zur Schluſskatastrophe durch die Kraft der Idee, durch die dramatische Steigerung, durch die Plastik der Szenen und Gestalten, durch das Beherrschen des Dialogs, durch die wunderbar gezeichneten Naturbilder, die mit der Handlung und dem Innern der Personen in eins verflieſsen. Trotz einiger fremder Einflüsse — durch ihre Balladen wirkten auf unseren Dichter Herders »Stimmen der Völker in Liedern«, Bürger, Goethe, von den slawischen besonders Mickiewicz, ein — behält Erben seinen ausgesprochen čechischen Charakter. Čechisch ist er durch den Stoff seiner Gedichte, durch seine Weltanschauung, durch das dargestellte Leben und die Szenerie seiner Dichtungen. Čechisch ist er namentlich durch seinen Stil und seine dichterische Sprache, jene unvergleichlich einfache, bezeichnende, durch verfeinerte Bilder und Wendungen der Volkssprache reich ausgeschmückte melodische Sprache.

Erben war eine dichterische, milde, träumerische, aus-

geglichene Natur, welche sich den Alltagssorgen anpaſst. In der Politik, die ihn auch 1848 in ihre Wirren hineingerissen hatte, war er konservativ und gemäſsigt. Seine slawische Gesinnung behielt er sein Leben lang. Er beherrschte die vornehmsten slawischen Sprachen. Aus der russischen Sprache übersetzte er den »Igor«, die »Zadonština« und Nestors »Russische Chronik«. In den späteren Jahren widmete er sich fast ausschlieſslich der wissenschaftlichen Arbeit, indem er Rechtsbücher übersetzte, wichtige Urkunden, historische Quellen, vor allem aber die älteren čechischen Schriftsteller (Hus, Štítný u. a.) herausgab. Es war eine vielseitige und fruchtbare Tätigkeit. Als Archivar der Stadt Prag starb er 1870.

Siebentes Kapitel.

Das Drama und die Belletristik. V. Kl. Klicpera. J. K. Tyl. J. J. Marek. Pr. Chocholoušek.

Das čechische Theater lebte wieder auf, als in den napoleonischen Kriegen einige patriotische Studenten und Bürger das čechische Wort aus seiner privaten Abgeschlossenheit in das öffentliche Leben einführen wollten. Diese eifrigen Dilettanten erhielten 1812 die Bewilligung, an einigen Sonntagnachmittagen čechische Vorstellungen auf dem Prager ständischen Theater zu wohltätigen Zwecken aufzuführen. Aus dieser kleinen Dilettantenschar wuchsen später der čechischen dramatischen Kunst einige bedeutende produktive sowie ausführende Kräfte heran.

Ihr Leiter wurde der erfahrene Theaterpraktiker Jan Štěpánek (1783—1844), der als absolvierter Theolog sein Glück beim Militär versuchte, dann zum Theater überging; hier erstieg er die verschiedenen Stufen der Theaterkarriere vom Soufleur bis zum Direktor des Standestheaters. Als Mitglied der Theaterverwaltung erwarb sich Štěpánek um die čechischen Vorstellungen bei den damaligen schwierigen Verhältnissen nicht geringe Verdienste. Die čechischen dramatischen Aufführungen mufsten sich der ihnen knapp bemessenen Zeit von zwei Stunden fügen und deshalb liefs die Regie in ihnen den Rotstift allzu empfindlich walten. Die čechischen Dramatiker pafsten manchmal ihre Stücke dem Geschmack des Publikums, an welches die Theaterkasse ausschliefslich angewiesen war, allzu willig an, Štěpánek übersetzte und bearbeitete epigonische Schöpfungen der deutschen dramatischen Litteratur, welche der čechischen auch zu dieser Zeit Vorbilder reichte; er verfafste jedoch auch selbständige Stücke.

Auf diese Weise führte er den čechischen Zuschauern über 100 Stücke in Übersetzung und gegen 20 selbständige Spiele vor. In der Richtung und Tendenz seiner Theaterstücke folgte Štěpánek den Traditionen des älteren Dramatikers V. Thám. Mit Vorliebe pflegte Štěpánek historische Stoffe, an denen er der gleichzeitigen Generation patriotische und menschliche Tugenden der Vorfahren zeigen konnte. Von seinen historischen Dramen behauptete fast ein Jahrhundert seinen Platz auf der čechischen Bühne sein patriotisches Schauspiel in fünf Aufzügen »Die Belagerung Prags von den Schweden« (1812), in dem die Verteidigung der Hauptstadt Böhmens durch tapfere Studenten und Bürger gegen die Schweden 1648 verherrlicht wird. Von seinen Lustspielen reizt nicht wählerische Zuschauer heute noch zu Ausbrüchen der Lachlust das lebenssatte Lustspiel »Der Čeche und der Deutsche« (1816) mit einem ähnlichen Grundmotiv wie Weidmanns bekanntes Stück »Der Bettelstudent«.

Ein bedeutenderes dramatisches Talent, den fruchtbaren Schriftsteller Václav Klement Klicpera (1792—1859), rief gleichfalls die čechische Theaterdilettantenbewegung um das Jahr 1812 wach. Doch verlockte das hervorragende Schauspielertalent den armen Studenten nicht auf die unsichere Theaterbahn. Er, der ruhige, feinfühlende Riese, wirkte anfangs in Königgrätz, seit 1846 in Prag als Gymnasialprofessor. Die Bedürfnisse der armen čechischen Bühne drückten dem überaus leicht dramatisch gestaltenden Klicpera die Feder in die Hand. »Für mich ist die ganze Welt ein dramatisches Gedicht«, schildert seine dichterische Schöpfungskraft der Dichter selbst. »Aus allem, was ich lese, aus allem, was ich sehe, spinne und webe ich unwillkürlich Szenen.« So bieten heimische und fremde Erzählungen und Romane, dramatische Spiele, Volksmärchen und Sagen, beliebte čechische Balladen oder Romanzen, Humoresken und Anekdoten sowie die lebhafte Erzählung des Chronisten Hájek seiner glühenden Phantasie reichen Stoff zu selbständigen Stücken. Seine Fruchtbarkeit und Gestaltungskraft sind wunderbar. Eine von den beliebtesten Possen, »Der Zauberhut«, schrieb er in schaffender Fieberhast binnen 24 Stunden; oft genügten ihm 14 Tage, um ein mehraktiges Drama zu vollenden. Trotzdem er sich von der dramatischen Muse gegen 15 Jahre losgesagt hatte, hinterliefs er gegen 60 originale Theaterstücke.

Der Geschmack und Geist des Prager Theatermilieus bestimmte die dramatischen Schöpfungen Klicperas. Die bewegten ritterlichen Spiele mit schreienden Missetaten, mit Menschen von grofsen Leidenschaften, historische Bilder, dramatisierte Märchen und Sagen, possenhafte traditionelle Lustspiele von übertriebener Komik pafste Klicpera namentlich in der ersten Periode seiner Tätigkeit dem heimischen Boden, der gleichzeitigen national-patriotischen Gesinnungsweise an. Schon in den Jahren 1819—1822 konnte unser Dichter vier Bände seiner dramatischen Arbeiten (»Klicperas Theater«) erscheinen lassen und so den čechischen Theatergesellschaften in Prag und besonders auf dem Lande dankbare Stoffe zu ihren Aufführungen bieten. Dann folgten noch drei Bände der Sammlung »Almanach dramatischer Spiele von V. Klicpera« (1825 — 1830). Aber entfernt von einer gröfseren Bühne, entbehrte Klicpera der nötigen Stütze für seine Theatertätigkeit und gab sie auf eine längere Zeit auf.

Ihre Zeit überdauern Klicperas Lustspiele und Possen — zwischen den beiden Gattungen läfst sich bei Klicpera keine genauere Grenze ziehen. Reicher an Gestaltungskraft gleicht Klicpera an Fruchtbarkeit Kotzebue, der zu Anfang des 19. Jahrhunderts die Bühnen in Prag und Wien beherrschte; mit seinem Zeitgenossen, dem Polen Alex. Fredro, teilt er die Kraft einer bezwingenden Komik. Seine Muse leidet, wie die ganze damalige čechische Litteratur, an dem Mangel einer festen gesellschaftlichen Grundlage des čechischen Lebens. Klicpera weifs auch fremden Vorwürfen die Macht seiner Persönlichkeit aufzuprägen; jene Persönlichkeit einer fesselnden Schlichtheit und Gutmütigkeit, welche das Leben mit freudigem Interesse und mit humanen Absichten betrachtet, welcher es niemals an frischem, wirksamem, ungesuchtem, manchmal auch etwas volkstümlich derbem Humor fehlt. Ein čechischer Geist in der schlichten, kernigen Sprache, in den Lebensanschauungen, in den verschiedenartigen, lebhaften Gestalten spricht aus Klicperas Lustspielen. Seine dramatischen Arbeiten bedeuten keine neue litterarische Richtung; sie geifseln nicht mit satirischer Schärfe die Gebrechen und Schwächen ihrer Zeit — was bei den damaligen Zensurverhältnissen übrigens nicht möglich war —, sie wollen keine grofsen Bilder ihrer Zeit zeichnen, sind nicht von unwiderstehlicher poetischer Gewalt: trotzdem lassen die elementaren Reize und die bezwingende

Komik der Stücke »Der Zauberhut« (1817), «Rohovín von Viereck« (1821), »Hadrián von Řims« (1821), einer unwillkürlichen humoristischen Satire der Ritterspiele, »Ein Lustspiel auf der Brücke« (1828), «Jeder etwas für das Vaterland« (1829), »Der böse Hirsch« (1848), »Der Vogelfänger« (1850) u. a. seine Dramen von der čechischen Bühne nicht verschwinden. Wegen dieser Anziehungskraft wurden einige von ihnen in fremde Sprachen, hauptsächlich auch in die deutsche, übertragen.

Den Tragödien und den Schauspielen Klicperas wurden solche Erfolge nicht zuteil. Neben einigen Ritterdramen verfaſste er namentlich historische Spiele mit einer nationalpatriotischen Tendenz. In der Zeit der Přemysliden suchte Klicpera, wie andere Dichter, ausgesprochen dramatische Personen, Konflikte und Ideen aus, die er durch seine reiche Phantasie zu wirkungsvollen Szenen bearbeiten konnte. Aber den breiten epischen Bildern gebricht es in der Regel an innerem ursächlichen Zusammenhang, an regem dramatischen Aufschwung. In der Tragödie »Soběslav, der Bauernfürst« (1824), in der er den sympathischen Fürsten Soběslav II., dessen Kampf gegen den selbstsüchtigen böhmischen Adel und Soběslavs Fall schildert, wollte Klicpera ein Drama in höherem Stile schaffen, entfremdete sich aber seiner dichterischen Natur. Tragödien aus seiner letzten Lebensperiode, wie »Elisabeth, die Přemyslidentochter«, »Friedrich der Streitbare« u. a. sind schon mehr oder weniger trockene dialogisierte Chroniken.

Der romantische stimmungsvolle Lyriker Fr. Turinský (1797—1852), der abends am Grabe seiner Geliebten seine elegische Novalissche Jenseitserotik sang, wollte seinem Volke schenken, was in der čechischen Litteratur »Die Anfänge der čechischen Poesie« so schmerzlich vermiſsten: ein klassisches Drama. Dafür wurde auch seine vieraktige Tragödie »Angelina« (1820) von der damaligen čechischen Schriftstellergemeinde gehalten und auch in der fernen deutschen Öffentlichkeit, in Wien und Berlin, als sie in deutscher Übersetzung von dem Freunde Turinskýs, K. S. Macháček, erschienen war, freundlich begrüſst. Mit dieser Tragödie feiert die Schicksalstragödie ihren Einzug auf dem čechischen Parnaſs. Ein anderes Drama Turinskýs, »Die Prager im Jahre 1648«, verbarg sich wegen seines nationalpatriotischen Eifers vor der Zensur volle 20 Jahre im Schreibtische des

Dichters, um dann bei der Aufführung einer kühlen Gleichgültigkeit zu begegnen. Dies Los traf auch eine spätere Tragödie Turinskýs, »Virginie« (1841), welche die tugendstarke Römerin zur blutverwandten Schwester der dramatischen Čechinnen Turinskýs macht. Turinský trachtete zwar in seinen Dramen den ästhetischen Anforderungen streng zu entsprechen, aber sie verfehlten das wirkliche Leben. Die böhmische Geschichte übte auch auf Turinskýs Schaffen, wie bei anderen Dramatikern, ihre Anziehungskraft. Durch seine gefühlvolle Geistesanlage steht Turinský näher Chr. E. Houwald als dem mystischen Romantiker Zacharias Werner oder dem auf Effekt arbeitenden Ad. Müllner. Turinský überträgt die übertriebene Gewissensangst seiner Helden, welche durch das Bewufstsein einer untilgbaren Schuld belastet sind, in die Zeit der Kreuzzüge und auf konventionelle adelige Personen. Verführung, ein uneheliches Kind, das Wiedersehen mit dem Verführer, starke Gewissensbisse, Prophezeiungen, Ahnungen, Flüche, wüste Leidenschaften und der notwendig folgende Tod bilden den Inhalt der »Angelina«. Die Lyrik ist die stärkste Seite des Werkes, aber dieser Vorzug hat ihre geringe dramatische Wirkung zur Folge. Man machte erst nach drei Vierteljahrhunderten den Versuch, die »Angelina« aufzuführen. Das Bewufstsein eigener dramatischen Unzulänglichkeit erklärt uns wohl die Tatsache, dafs Turinský drei andere Dramen, die zu Anfang der zwanziger Jahren entstanden waren, blofs in Fragmenten hinterlassen hat.

Zu den ernsthaftesten Vertretern des čechischen historischen Dramas gehört der Gymnasialprofessor Karel Simeon Macháček (1799—1846), ein klassisch und allseitig gebildeter Mann, ein wenig fruchtbarer Lieder- und Romanzendichter, ein fleifsiger Übersetzer der alten Klassiker, Schillers (zu erwähnen ist seine Übersetzung der »Jungfrau von Orleans«), Goethes wie Raupachs und der ersten čechischen Libretti. Dramatisch debutierte Macháček mit einer beliebten Ritterposse »Die Freier« (1824), welche als wohl unwillkürliche Parodie der Ritterspiele mit der drastischeren Posse Klicperas »Hadrián von Řims« wetteifert. In Macháčeks Todesjahre erschien sein bedeutendstes litterarisches Werk, das fünfaktige Trauerspiel »Záviš Vítkovec, der Herr von der Rose«, welches denselben Vorwurf wie Grillparzers berühmtes Drama »König Ottokars Glück und Ende«,

das in Böhmen eine fast allgemeine Mifsbilligung sowohl bei den Čechen als auch bei den Deutschen hervorgerufen hatte, behandelt. Wie Uffo Horn mit seiner deutschen Tragödie »König Ottokar«, wie schon früher Turinský in seinen zwei Fragmenten, so will auch Macháček in dieser Tragödie die Wirkung von Grillparzers »Ottokar« abschwächen. Macháček legt dem Handeln des mächtigen böhmischen Magnaten, Záviš von Falkenstein, des Gemahls der Königinwitwe Kunhute, den die litterarische Tradition irrtümlich zu einem čechischen Minnesänger befördert hat, nicht den krankhaften Stolz und berechnenden Eigennutz wie Grillparzer, sondern die edelsten nationalpatriotischen Absichten unter: er widersetzt sich dem dem Land sich aufdrängenden fremden Wesen, will die böhmische Krone unabhängig von dem deutschen Reiche erhalten — und dieser edle Mann wird von seinem Stiefsohn König Wenzel II. geköpft. Diese Auffassung entsprach mehr den neueren Geschichtsforschungen Palackýs, welche Záviš in ein besseres Licht stellten. An der Vielseitigkeit des Charakters des Hauptthelden scheiterte Macháčeks Kunst: trotz manches starken Zuges gerät sein dramatisches Werk gerade wegen des Mangels an lebensvollen Gestalten in Vergessenheit. Historische Dramen anderer Dichter verraten ebenfalls durch ihre nationalpatriotische Idee die Zeit ihrer Entstehung.

Durch leichte Schaffenskraft, durch grofse Fruchtbarkeit, durch seine Vielseitigkeit und Popularität konnte sich mit Klicpera der einzige Josef Kajetan Tyl (1808—1856) messen. Klicpera war anfangs sein litterarischer Abgott; ihn ahmte Tyl nach, ihm zuliebe verliefs er als Gymnasiast die Hauptstadt Prag, um unter ihm an seiner kleinstädtischen Wirkungsstätte zu studieren. Rührend greift an unser Herz Tyls Hingebung an sein armes Volk und seine Muttersprache. Er gab eine festere Lebensstellung wie V. Thám auf, um sein Leben bald als wandernder Schauspieler, bald als blofser Litterat und Redakteur mehrerer Zeitschriften, bald als Journalist kümmerlich zu fristen. Um Tyls Zeitschriften, »Sonst und jetzt« (1833), »Čechische Blüten« (1834—1836), gruppierten sich die jüngeren Schriftsteller, gegen die sich Čelakovský in seiner »Čechischen Biene« oft auf zu strenge Hut stellte.

Dem Theater schrieb Tyl für die nationalpatriotischen Bestrebungen grofse Bedeutung zu. Mit Begeisterung erneuerte

und leitete er in den dreifsiger und vierziger Jahren die erschlaffenden Dilettantenvorstellungen in Prag; für sie arbeitete er unablässig litterarisch. Als ihn der Direktor des ständischen Landestheaters, Joh. Hoffmann, 1846 als Dramaturg der čechischen Vorstellungen engagiert hatte, hielt er die Verpflichtung, neben seinen anderen Obliegenheiten jährlich zwei originelle Stücke zu verfassen und sechs ins Čechische zu übersetzen, nicht für übertrieben; er bekam dadurch nur neuen Antrieb zu einer überaus reichen dramatischen Tätigkeit. Fieberhafte Hast zeichnet alle Werke Tyls aus. In so einem heifsen Schöpfungsdrange gelingt wohl hie und da ein Werk, aber den gröfsten Teil trifft wegen Mangels an einer disziplinierten künstlerischen Arbeit das Los des baldigen Vergessens.

In Tyls litterarischer Tätigkeit verbinden sich die beiden Richtungen: die historische und die von Čelakovský eingeleitete, welche das Volk seiner Zeit zum Gegenstande der künstlerischen Darstellung wählt. Mit dem historischen Ritterspiele »Výhoň Dub« (1832) im Stile Klicperas begann Tyl seine dramatische Laufbahn; mit dem deutschböhmischen Dichter K. Egon Ebert wetteiferte er in der dramatischen Bearbeitung der an effektvollen dramatischen Elementen reichen altčechischen Sage über »Čestmír« (1835). Seinen theoretischen Anschauungen gemäfs, nach denen das Theater dem Volke eine Schule des Lebens werden sollte, versuchte Tyl das gleichzeitige čechische Leben dramatisch darzustellen, dem Zuschauer Mustergestalten sowie seine Gebrechen vor die Augen zu führen. Dem Beispiel Ifflands, Kotzebues, Raupachs, der Birch-Pfeiffer u. a. folgend, suchte er seine Stoffe in dem Bürger- und Familienleben, erdachte rührende und scherzhafte Szenen und verfafste mit dem berechneten Effekt eines gewandten Praktikers wirkungsvolle Stücke, von denen einige, wie »Der Prager Vagabund« (1846) und besonders »Die Tochter eines Brandstifters« (1846), noch heutzutage ihre Anziehungskraft nicht verloren haben. Noch lebensfrischer wirken seine launigen dramatisierten Märchen, die Tyl im Geiste des Wiener Dramatikers Ferd. Raimund auf dem čechischen Boden heimisch machte. In den Stücken wie »Der Strakonicer Dudelsackpfeifer« (1847), in »Jiříks Vision« (1849), »Das widerspenstige Weib« (1849), das einen ähnlichen Vorwurf behandelt wie »Der Alpenkönig« und der »Der Menschenfeind« von Raimund, führt Tyl lebhafte,

typische Volksgestalten vor und weifs die alltäglichen Sorgen mit den naiven Reizen der märchenhaften Welt zu umspinnen, das Herz zu erheitern und auch dem heutigen Geschmack zu entsprechen.

Höhere Zwecke verfolgte Tyl mit seinen historischen Dramen. In die Geschichte überträgt Tyl die starken Ideenströmungen und Bewegungen seiner Zeit. Das Drama »Die Kuttenberger Bergleute« (1847) ist wohl unter dem mächtigen Eindrucke des ersten blutigen Arbeiterausstandes, den Tyl 1844 in Prag erlebt hat, entstanden und in die Vergangenheit übertragen worden. Mit naiver Kühnheit wagte sich Tyl während der Druckfreiheit 1848 an einen schwierigen Gegenstand: seine Tragödie »Johannes Hus« erfreute sich eines stürmischen Beifalls, weil der Dichter die Gestalt des Helden nach dem Ideal und der Gesinnungsweise der Zeit gebildet hatte und weil dies Ideal nach dem langen politischen Druck öffentlich aufgeführt werden konnte. Nicht so durchschlagend war der Erfolg des Dramas »Žižka von Trocnov« (1849), in dem die Kunst des Dichters an dem čechischen Nationalhelden scheiterte. Auch aus anderen historischen Dramen Tyls weht der Hauch seiner Zeit, die sich an der kurzen politischen Freiheit berauschte. So verkörpert er in »Dem blutigen Taufschmaus oder Drahomíra und ihre Söhne« (1849) nicht den Konflikt zwischen dem alten Heidentum und den Anfängen des Christentums in Böhmen, wie man dem Stoffe nach erwarten möchte, sondern die Kollársche slawische Idee, welche auf dem Slawenkongresse zu Prag 1848 ihren Einzug ins öffentliche Leben feiern sollte und die Tyl durch die Gedanken über Freiheit und freie Selbstbestimmung des Volkes, durch demokratische Grundsätze und andere Parolen seiner Zeit modernisierte. Doch diese Dramen vernichtete, wie andere Blüten des freieren geistigen Lebens, bald der Frost der gewaltsamen Regierungsreaktion. Von ihm wurde Tyl als freisinniger Publizist der politischen Freiheitsbewegung und populärer Schriftsteller auch persönlich erfafst. Er mufste seine bescheidene Stelle als Dramaturg des čechischen Theaters aufgeben und sich als Direktor einer wandernden Schauspielergesellschaft einem beispiellosen Elend und Sorgen aussetzen, woraus ihn 1856 der Tod erlöste. Das traurige Los Tyls war zu dieser Zeit sozusagen ein Symbol des gleichzeitigen čechischen Theaters.

Die Belletristik folgt denselben Richtungen wie das Drama. Die Dramatiker Klicpera, Tyl gehören ja zu ihren Hauptvertretern. Walter Scott gewann auf seinem Triumphzuge durch das gebildete Europa auch die čechischen Herzen. Ein čechischer Scott war die Sehnsucht dieser Zeit. Die Überzeugung von dem Reichtum dankbarer Vorwürfe und Gestalten in der čechischen Geschichte war allgemein; manche Dichter, wie der Realist Čelakovský, schreckten vor den Hindernissen, namentlich vor der Dunkelheit auf dem Gebiete der čechischen Kulturgeschichte, zurück, um dem verlockenden Beispiele Scotts zu folgen. V. Kl. Klicpera, dessen Autokritik nicht so ängstlich war, setzte sich in seinen historischen Novellen — wie in den Dramen — spielend über diese Schwierigkeiten hinweg. Seine historische Erzählung »Točník« (1828) kümmert sich wenig um den historischen Hintergrund, die Zeit Wenzel IV., welchen Herrscher Klicpera der herkömmlichen jesuitisch klerikalen Auffassung gegenüber zum ersten Male mit wahrhafteren, sympathischeren Zügen zeichnet. Die geschichtliche Grundlage leidet unter der romantisch ritterlichen Ausstattung auch in der gelungensten historischen Erzählung Klicperas, der »Věnceslava« (1834). In ihr macht sich der čechische Belletrist vor allem zur Aufgabe, die Untertanentreue und die Geisteshöhe des vermeinten adeligen Dichters, Záviš von Falkenstein, gegenüber Grillparzer zu retten. In seinen letzten Jahren arteten Klicperas historische Novellen in chronistische Aufsätze aus.

Mit einer gröſseren Zahl von Novellen und Erzählungen namentlich historischer Richtung hat J. K. Tyl die čechische Litteratur bedacht. Auch er besaſs wenig historischen Sinn. Seine geschichtlichen Studien beschränkte er auf Hájeks Chronik, deren freie Behandlung der historischen Wahrheit seiner lebhaften Einbildungskraft, wie Klicpera, am meisten zusagte. In seinen historischen Novellen arbeitet der Dichter für ganz verschiedene Zeitalter mit demselben Apparat und mit derselben Mache. Seine zwei umfangreichsten und bekanntesten historischen Novellen, »Rozina Ruthardova« (1838), welche Tyl in seine ruhmreiche Vaterstadt Kuttenberg versetzt, und »Das Kuttenberger Dekret« (1841), welches die für das čechische Volk denkwürdige Zuteilung von drei Stimmen an die Böhmen an der Prager Universität schildert, sind mit den traditionellen Romanrequisiten überfüllt,

gewähren aber in die Strömungen der geschilderten Zeit, in ihr tosendes Leben und Trachten keinen Einblick.

In der historischen, namentlich aber aus dem zeitgenössischen Leben geschöpften Belletristik Tyls ist die nationalpatriotische Tendenz ausschlaggebend. Tyls Gefühl lebt in den Massenideen; im Einklang mit ihnen sucht er seine Sendung. Durch seinen geschmeidigen Stil, durch die Kunst, das Gemüt der Volksschichten zu rühren und zu fesseln, erreicht er seinen Erfolg, dadurch hebt er die Volksmassen zum Nationalbewufstsein und zur Liebe zu ihrer Muttersprache. Einige seicht aufgefafste Konflikte zwischen Liebe zum Volke und anderen Beziehungen werden in seinen Erzählungen zur künstlerischen Manier; seine an die national Gleichgültigen gerichteten sentimentalen patriotischen Ermahnungen und Rügen klingen recht zahm in einer Zeit, wo die Scharen national gesinnter Čechen mächtig herangewachsen waren, wo man beim politischen Erwachen der Völker anstatt dieses idyllischen Patriotisierens patriotische mühevolle Arbeit und Taten, grofse Pflichten im Sinne der angeregten Weltgedanken zu empfinden begann. Was war natürlicher, als dafs diese Richtung der Stärkste der jüngeren Generation, K. Havlíček, in der Kritik von Tyls Roman »Der letzte Čeche« mit aller Wucht seiner neuen Lebensauffassung und mit aller Schärfe seines Witzes bekämpfte? Mit anderen Novellen trachtete Tyl die Vorurteile gegen die Dichter und Künstler, namentlich gegen die Schauspieler zu zerstreuen, widmete den Verhältnissen des Familien- und Gesellschaftslebens sowie einigen aktuellen sozialen Fragen seine Aufmerksamkeit. Er behandelt diese Fragen mehr als Publizist denn als ein in die Tiefe der gesellschaftlichen Gebilde eindringender Dichter. Mangel an künstlerischem Willen, die Hast der Arbeit, die Kleinlichkeit der Verhältnisse rieben sein bedeutendes künstlerisches Talent auf. Als Dichter der breitesten Massen konnte er schon 1844 seine »Gesammelten Schriften« (vier Bände) erscheinen lassen. Sein vielbändiger litterarischer Nachlafs wird heute noch öfters herausgegeben.

Höher als Tyl schwang sich in der historischen Novelle Jan Jindřich Marek (1803—1853) auf, der unter seinem dichterischen Pseudonym Jan z Hvězdy (Johann von Stern) bekannter ist. Bald verliefs er die übliche Bahn der čechischen

Schriftsteller: obwohl er mit seinen »Gedichten« (1823), einer Sammlung von lyrischen Liedern und epischen Gesängen, bei den Zeitgenossen viel Beifall gefunden hatte, obwohl einige seiner späteren Romanzen und historischen Sänge in die weitesten Kreise drangen, wandte er sich bald der schönen Prosa zu. Als unfreiwilliger Theolog veröffentlichte er »Die Maiglöckchen« (»Konvalinky«, 1824, 2. Band 1828), »eine Sammlung von originalen romantischen Erzählungen aus altertümlichen und neueren Zeiten«. Er befreite sich allmählich von dem herkömmlichen romantischen Apparat, indem er das Leben selbständig beobachten und künstlerisch schildern lernte; das gilt namentlich unter seinen Arbeiten von der Novelle »Die Bekanntschaften aus dem Durchhaus« (1838).

Die belletristische Tätigkeit J. J. Mareks gipfelt in seinen zwei umfangreichen historischen Novellen »Jarohněv von Hrádek« (1843) und »Der Quacksalber« (»Mastičkář«, 1845). Der Verfasser versucht hier auf Grund eines fleifsigen Studiums einen genaueren historischen Hintergrund zu konstruieren mit ausdrucksvoll gezeichneten Gestalten, wenn auch manchmal an ihnen die phantastisch ritterliche Maske stört. Mit »Jarohněv von Hrádek« enthüllt J. J. Marek, ein katholischer Priester mit Bolzanisch humanitärer Duldsamkeit, zum ersten Male glücklich die bewegte Zeit des gewaltigen Kelchverteidigers, Georg von Poděbrady, weifs in dem Leser Begeisterung und Stolz über die čechische nationale Macht zu entzünden, über den grofsen König sich zu freuen, der in schweren Zeiten des starken Andranges von aufsen und der grofsen inneren Fehden und Kämpfe seinem Lande Ruhe und Wohlstand zurückgibt. In der anderen geschichtlichen Erzählung, »Der Quacksalber«, reizte den Schriftsteller die energische Entschlossenheit des vereinten čechischen Widerstandes und der tatkräftigen Vaterlandsliebe gegen den unfähigen, weichlichen, fremden Verschwender, den König Heinrich von Kärnten. Zu einem grofsen historischen Bild reichten jedoch die Kräfte des Verfassers nicht aus. In seinen Novellen überwiegen spannende äufsere Begebenheiten über das innere Leben der Zeit und der Helden — ihm standen noch nicht Palackýs kostbare Entdeckungen aus dieser Zeit zur Verfügung. So wurde dem čechischen Roman der sehnlich gewünschte Walter Scott, nach welchem unser Dichter in der Belletristik keine weitere litterarische Entwicklung

zulassen wollte, in J. J. Marek nicht geboren. Aber für die Geschichte seiner Heimat erweckte er bei seinen Landsleuten das Verständnis in ähnlicher Weise wie sein Zeitgenosse G. K. R. Herloſssohn, ein Prager von Geburt, durch seine zahlreichen deutschen Romane und Novellen aus böhmischer Geschichte, die sich von Leipzig und Dresden nach Böhmen verbreiteten und sich bei čechischen Lesern einer ebenso groſsen Beliebtheit erfreuten wie seine Zeitschrift »Der Komet« (1830) und seine elegischen, sehnsuchtsvollen Apostrophen Prags und der böhmischen vergangenen Gröſse.

Mit dem bestimmten Vorsatz, für sein Volk ein Walter Scott zu werden, begann seine schriftstellerische Tätigkeit Prokop Chocholoušek (1819—1864). Seine Geistesunruhe hinderte ihn, eine sichere Lebensbahn einzuschlagen. Schon als Gymnasiast gab er seinem Drang nach, Italien zu sehen. In Padua studierte er dann zwei Jahre die Chirurgie, beendete aber seine Berufsstudien nicht. Das slawische Gefühl lockte ihn zu seinen Stammesbrüdern nach Dalmatien und Montenegro. Nach seiner Rückkehr in die Heimat widmete er sich dem brotlosen Schriftstellerberufe. Er besaſs ein historisches Verständnis; er unternahm ernsthafte Geschichtsstudien — Palackýs Arbeiten boten ihm einen festeren Boden; er wuſste daher in seinen historischen Erzählungen das feiner schattierte Zeitkolorit zu erfassen, seine Gestalten trotz ihrer Verwandtschaft mit den Scottschen denjenigen der wirklichen čechischen Vergangenheit näher zu bringen. Der äuſsere Glanz der čechischen Vergangenheit zog wie seine ganze Zeit auch Chocholoušeks Phantasie an. Nach einigen kleineren Arbeiten gelang es Chocholoušek, mit seinem ersten Roman »Die Templer in Böhmen« (1843, 3 Bände), welcher von Walter Scotts »Ivanhoe« beeinfluſst wurde, groſse Hoffnungen in sein Talent zu erwecken. Aber in seinen weiteren Novellen, »Die Tochter Otakars«, »Jiřina«, »Palceřík« u. a., stellte sich die gewünschte weitere Enwicklung seines Talentes nicht ein.

Einen neuen Quell entdeckte jedoch Chocholoušek der čechischen Belletristik in seinen zahlreichen Novellen aus der Geschichte und dem Leben der Südslawen. Ihre ruhmvolle Vergangenheit, der tragische Untergang ihrer groſsen Reiche, die hundertjährigen Kämpfe gegen die Türken boten dem romantisch

gestimmten und slawisch fühlenden, für die Freiheit eifernden Gemüt reichen dankbaren Stoff. Chocholoušeks Aufenthalt unter den Südslawen liefs ihn unbekannte Schönheiten der wilden Natur und Gebräuche, die beständigen Kämpfe, das abstechende Äufsere dieser Völker in seinen Erzählungen zur Geltung bringen; das Studium der südslawischen Geschichte und namentlich der serbischen Nationallieder machte ihn mit dem Geist und dem Streben der unterdrückten Stammesgenossen vertraut. Er schrieb eine Reihe von fesselnden Novellen, welche er später unter dem Titel »Der Süden« (»Jih«, in drei Teilen) herausgab und sie zur beliebten belletristischen Lektüre machte. In der Zeit des politischen Erwachens entflammte Chocholoušek die Herzen seiner Leser durch die tatenlustigen Gestalten südslawischer Helden, welche alle Gefahren, auch das Leben, geringschätzten, um nur die schmähliche türkische Sklaverei abzuschütteln und sich die Freiheit zu erkämpfen. Später folgten ihm in diese verlockende Umgebung andere Schriftsteller, S. Kapper, V. Hálek, E. Krásnohorská, J. Holeček u. a.

Das stürmische Jahr 1848 rief Chocholoušek wie viele seiner Zeitgenossen zur politischen Tätigkeit. Er stand in den Reihen der Radikalen, in deren Sinne er als Journalist wirkte. Während der Persekution wurde er öfters in Haft gehalten, abgeurteilt, dann in Galizien, wohin er zu seinem Bruder zu Besuche gekommen war, und nach der ihm bewilligten Rückkehr nach Böhmen in seiner Geburtsgemeinde interniert. Unter grofsen Entbehrungen arbeitete er an seinen belletristischen Werken, welche in den damaligen Zeitschriften und auch selbständig erschienen. Die hastige Arbeit, welche seine früheren Schöpfungen gröfstenteils zu Improvisationen machte, verwehrte diesem talentierten Belletristen das vorgesteckte hohe Ziel der Kunst zu erreichen. Durch Kümmernisse und Sorgen an Leib und Geist erschöpft starb er frühzeitig 1864.

Anfangs fühlten sich die čechischen Schriftsteller in der entarteten, nach dem Muster der Aristokratie sich gebärdenden reicheren Gesellschaft, in den national unbewufsten Massen der Durchschnittsbürger mit ihren Idealen ganz fremd. Aber mit der Zeit fing man an, aus der erträumten Welt, von der Höhe

der Ideale in das wirkliche Leben herabzusteigen, mit den Mitteln und Verhältnissen zu rechnen, in welchen die breitesten Schichten lebten. Für die nationalen Bestrebungen arbeitete man von der Bühne aus. Die gesangliebenden, der Entnationalisierung am meisten hinneigenden čechischen Töchter gewann man durch das weiche schmeichelnde Lied, welches die »čechischen Jungfrauen«, die »slawischen Jungfrauen« mit schlichten, warmen nationalpatriotischen Worten ansprach und zu denen hervorragende Komponisten, wie V. J. Tomášek, Fr. M. Kníže, Fr. Škroup, Jan E. Doležálek, J. Vorel u. a., ihre sangbaren, zu Herzen sprechenden Melodien komponierten. Die beliebten Sammlungen »Ein aus vaterländischen Gesängen geflochtener und den patriotischen Mädchen gewidmeter Kranz« (1834—1839) und »Der Strauſs« (1836—1838), an denen sich die meisten čechischen Dichter und Komponisten beteiligten, sollten bald das deutsche Lied aus čechischen Familien verdrängen. Im Theater lauschte man mit nationalpatriotischem Entzücken den ersten originalen Opern Fr. Škroups u. a. Ein melancholisches weiches Lied aus Tyls Spiel »Fidlovačka« (1834) »Wo ist mein Vaterland?«, dessen weiche Melodie Fr. Škroup komponiert hatte und das zur čechischen Nationalhymne geworden ist, charakterisiert dies idyllische, sentimentale Patriotisieren am besten. Für die tanzlustige Jugend veranstaltete man čechische Kränzchen und Bälle, beehrte dabei die Damen mit winzigen niedlichen Sammlungen aufmunternder erotisch-patriotischer Lieder. In die verrauchten Bierstuben, in öffentliche und private Unterhaltungen drang die nationalpatriotische Deklamation und das čechisch gesinnte gesellschaftliche Lied. Für die gesellschaftliche Deklamation verfaſste seine scherzhaften schlichten Gedichte der populäre V. Kl. Klicpera, schrieb seine beiſsend satirischen Verse und seine nationalpatriotischen Lieder Čelakovský, an die Deklamation dachte bei seinen zahmen Satiren J. J. Langer, mit seinen komischen Szenen J. J. Marek u. a. In solchem Dienste muſste die Poesie allmählich verflachen.

In Fr. Jaromír Rubeš (1814—1853) gewinnt dieses Milieu des Prager spieſsbürgerlichen Lebens seinen Sänger. Als Sohn eines Brauers lernte er das eigenartige Leben dieses charakteristischen Handwerks kennen, besuchte, nachdem er die düsteren Mauern des Priesterseminars verlassen hatte, mit lustigen

Gesellen die gewölbten alten Prager Bierhallen und fing dieses Leben litterarisch auf. Den wenig wählerischen Genüssen, einem Mafs guten dicken Biers, einer Tabakpfeife, welche die niedrigen verrauchten Lokalitäten mit undurchsichtigen Rauchwolken füllte, der Leidenschaft des Schnupfens, den Gebrechen »des schönen Geschlechtes«, den Schulden, der Mode, dem Hagestolztum und der Ehe, den Trübsalen des čechischen Dichters galten seine lustigen, launigen, redseligen, manchmal satirischen Lieder und Schwänke, denen er durch die dialogische Form, durch Chorschlufsreime die allgemeine Teilnahme der Hörer zu sichern wufste. Aufserdem verfafste Rubeš nationalpatriotische Lieder, versifizierte Fabeln, welche sich um die Moral wenig kümmerten, travestierte beliebte Sagen und Mythen. Mit solchem Inhalt unterhielten die kleinen Bände von Rubeš' Sammlungen der »Deklamationsstücke und Lieder« die breitesten Bürgerschichten.

Einen nachhaltigeren Ruf erwarb sich Rubeš durch seine Novellen und Humoresken, Causerien, Skizzen in den verschiedensten üblichen humoristischen Formen, welche das gleichzeitige Leben mit stimmungsvollem Humor, mit gutmütigem Witz schildern und dem Leben schlichte dankbare Situationen und lebhafte Gestalten abgewinnen. In den vierziger Jahren bekommen die Anfänge des čechischen Humors auch ihre erste Zeitschrift »Paleček« (1842—1847). Sie trug den Namen des typischen Vertreters des čechischen Humors und der Satire, des scharfsinnigen Hofnarren des Königs Georg von Poděbrady, Jan Paleček, eines tieferen, ernsthafteren čechischen Eulenspiegel. Die Zeitschrift zählte Rubeš zu den fleifsigsten Beiträgern. Neben Rubeš versuchen sich im Humor und in der Satire besonders der Novellist P. Chocholoušek in der Sammlung »Kocourkov« (1848), Václav Filípek (1811—1863), ein seichterer Volksergötzer, und Fr. Hajniš (1815—1885), der sich vor allem um die litterarische Satire verdient gemacht hat.

Sammlungen von kaleidoskopisch in einen Rahmen gefafsten Bildern sind auch umfangreichere novellistische Schöpfungen von Rubeš. In der gelungensten humoristischen Erzählung »Herr Amanuensis auf dem Lande oder auf der Suche nach einer Novelle« (1841) geniefst auch der heutige Leser mit Ver-

gnügen den launigen Humor ungesuchter Situationen und Abenteuer, freut sich der ausdrucksvollen Gestalten des vormärzlichen čechischen Lebens. Die Komposition dieser Novelle gab auch dem modernen feinen Satiriker Svatopluk Čech Anregung zu ähnlichen Arbeiten. Nachdem Rubeš seine Rechtsstudien 1845 beendet hatte, ging er seinem Berufe auf dem Land nach; da verwelkte in der Einsamkeit auch sein Talent. Er teilte das Los der meisten zeitgenössischen Schriftsteller, indem er frühzeitig, in seinem vierzigsten Jahre, starb.

Achtes Kapitel.

Der Neuromantismus. K. H. Mácha.

Ganz vereinsamt und verkannt steht in den dreifsiger Jahren in der čechischen Litteratur der Byronsche Romantismus da. Ein ganzes Vierteljahrhundert verstrich, bevor man seinen Hauptvertreter, K. H. Mácha, auf den ihm gebührenden Platz stellte. Ein tiefer Schmerz begleitete ihn, wie den deutschen Dichter N. Lenau, unablässig wie sein Schatten, Enttäuschungen wurden ihm in seinem Leben und Trachten zuteil, aber seine Epigonen wissen seiner Poesie immer neue Reize abzugewinnen, fühlen sich seinem Kunstideal, für das er so schwer litt, immer näher. Karel Hynek Mácha (1810—1836) vertritt eine Richtung des čechischen Geistes, nämlich das unendliche martervolle Streben nach einer Erhebung aus dieser Welt zur Ewigkeit. In früheren Jahrhunderten, unter starken Anregungen, hätte er in der Reihe der vornehmsten religiösen Grübler gestanden, neben einem Matthäus von Janov, Hus, Chelčický, Komenský; die dichterisch philosophische Stimmung seiner Zeit liefs ihn auf dem čechischen Parnafs Grofses leisten.

Als Sohn eines Prager Müllergehilfen lebte er unter den Eindrücken der Lokaltraditionen und Gebräuche, las frühzeitig gierig grauen- und geheimnisvolle Ritter- und Räuberromane sowie Reisebeschreibungen. Als Gymnasiast und Philosoph vertauschte er sie mit der eifrigen Lektüre heimischer und fremder Dichter, trieb fleifsig Logik und Metaphysik, wurde mittels seiner hingebungsvollen Teilnahme an den Schicksalen der polnischen Emigranten für die polnische Romantik und durch ihre Vermittlung für Byron gewonnen. Schon in seine Gymnasialjahre reichen einige poetische Versuche Máchas sowohl

in čechischer als auch in deutscher Sprache zurück. Deutsche Schule und deutsche Lektüre machten ihm wie Puchmajer, Čelakovský, Havlíček und vielen anderen čechischen Dichtern den deutschen Vers zugänglicher als den čechischen. Der neunzehnjährige Student stak tief in der Romantik. In einem deutschen Gedicht (»Meine Freuden«) schildert er in bezeichnender Weise sein überspanntes Naturgefühl: Ihn reize nicht der goldnen Sonne Pracht, sondern des bleichen Mondes und der Sterne Silberflimmer, des nächtlichen Sturmes Klaggewimmer; ihn ziehe nur an »ein klagend Schwanenlied, wenn ihm entfliehn des frohen Lebens Bande«, ihn freue nur, »wenn in finstrer Kluft die Eule heult zum düstren Grabgesange, O dann ist mir so wohl und auch so bange — Dann bringen Grüfte mir selbst Rosenduft . . . Aus mir allein mir nur ein Himmel lacht, Und trotzend dir, o du furchtbare Macht, Bin ich meines eignen Gottes Trümmer.«

Und das ist auch der Grundton seiner čechischen Gedichte, in denen er alle bisherigen Richtungen durchlebt und bald überwunden hatte. Seine lyrischen Motive sind in den Weltlitteraturen nicht originell, manche wie die Grabesmelancholie, die Todessehnsucht längst verblichen, aber bei Mácha verfehlen sie infolge einer philosophischen Anschauung über die Vergänglichkeit des menschlichen Lebens, infolge seiner suggestiven Stimmungsmalerei, infolge seines tragischen vorzeitigen Ablebens nicht ihre tiefe Wirkung. Novalis, der unseren Dichter so sehr anzog, hat keinen gefühlvolleren Fortsetzer seiner »Hymnen an die Nacht« gefunden als Mácha. Die Nacht ist für ihn ein Meer, in dem sich die Glut seiner Gefühle abkühlt und dichterisch verklärt. In die Nacht erstreckt sich seine Sehnsucht nach dem weit Entfernten, nach der kosmischen Unendlichkeit, nach dem Sternenlichte, mit dem sich sein Geist zu verschmelzen sehnt, um den begrenzten Schranken des menschlichen Seins zu entrinnen. »Ihr lichten Sterne«, ruft er in einem Liede, »ihr Sterne in der Höhe! Nach euch werde ich mich in das Reich des Lichtes sehnen und ach! nur die Erde wird mein eigen sein!« Kosmische Horizonte bringt Mácha zum ersten Male in die čechische Poesie. So richtet der Dichter gern seinen Blick nach einer unbekannten Heimat, einem Reiche seiner Ideale und Träume, einem Reiche des Lichtes — eine verklärte mystische Vorstellung

der patriotischen polnischen Elegien über das verlorene Vaterland. Diese unendliche Sehnsucht kann ihre Erfüllung nicht hoffen, sie wird durch jede Wirklichkeit enttäuscht, mag es nun das menschliche Leben sein, die Nation, die Liebe, die Kunst — sie ist die Quelle des Weltschmerzes Máchas, seiner lebendigen elegischen Schwermut, seiner Unzufriedenheit, seiner Gedanken über die Nichtigkeit alles Irdischen, seiner Vereinsamung.

Máchas dichterische Schaffungskraft war bewunderungswürdig. Stimmungsbilder, lebhafte Szenen, zahlreiche Pläne zu grofsen litterarischen Werken zaubert seine bewegliche Phantasie hervor. Hastig wirft er diese Szenen auf das Papier. Der Tod raffte ihn zwar in seinem sechsundzwanzigsten Jahre hinweg, er konnte gröfsere Werke nicht beenden; aber die Zahl so vieler Fragmente überrascht doch: er hinterliefs in Bruchstücken einen vierteiligen historischen Roman »Der Henker«, fünf Fragmente von Novellen, vier Fragmente von Dramen. Beispiele und lebhafte Schaffungskraft lockte Mácha auf Gebiete hin, welche seinen dichterischen Fähigkeiten fremd waren. Das gilt namentlich vom Drama.

Sein menschliches und dichterisches Gefühlsleben hat Mácha am deutlichsten in dem Roman »Die Zigeuner« und in der Dichtung »Der Mai« ausgedrückt. Den Druck des vollständig keuschen und romantischen Romans »Die Zigeuner« (1835) verbot die Zensur eine geraume Zeit hindurch. Romantisch ist die ganze geheimnisvolle Begebenheit: zwei Gesellen, vermeintliche Zigeuner, irren in der Welt herum, der alte, ein gewesener Gondolier von Venedig — Venedig lernte der Dichter auf seiner Reise von 1835 kennen —, sucht den Verführer seiner Geliebten, der jüngere, der sich später als ein Grafensohn herausstellt, seine Heimat. Beide machen unter der Burg Kokořín in Böhmen halt. Der Gondolier entdeckt da in dem düsteren verbrecherischen Eigentümer der Burg das Ziel seiner Rache, sein junger Gefährte seinen Vater und den Zerstörer seines Glückes. Mit dieser Katastrophe der Helden des Romans endet die Handlung. Echt romantisch sind die Hauptgestalten mit den Geheimnissen einer bewegten Vergangenheit, mit den schweren Schicksalsschlägen, mit ihrer ihr Leben verzehrenden einzigen Leidenschaft, der Liebe, welche sie in die Arme des Todes oder der Raserei treibt. Man vernimmt darin die deutschen und noch mehr die

polnischen romantischen Belletristen. Aber trotzdem wird in dem Roman das innere Leben des Dichters laut. Er quälte sich in dieser Zeit mit einer unüberwindlichen Eifersucht gegen seine etwas oberflächliche Geliebte, ein schönes, aber einfaches bürgerliches Mädchen, welche wenig Sinn für die tiefe poetische Seele ihres Geliebten kundgab. Diesen Zweifeln und diesem Mifstrauen zeichnet die lebhafte Phantasie des Dichters, welcher seine Herzenssorgen in eine erträumte Welt übertrug, gleich die schwersten Konflikte und schmerzhaftesten Folgen der Liebesleidenschaften. Der junge Zigeuner, den Mácha mit seiner eigenen männlichen Schönheit — einem schönen, bleichen, von langem, dichtem schwarzen Haar umrahmten Gesicht, mit hoher, stolz gewölbter Stirn, mit dunkelblauem, traurig blitzendem Auge, mit seinem Stolz, seiner Wanderlust, seiner Sehnsucht ins Weite, seiner Sangesgabe bedacht hatte, verzehrt sich mit der stets genährten Flamme der Eifersucht wie der Dichter selbst.

Gleichzeitig mit den »Zigeunern« war Máchas Hauptwerk, seine wunderschöne Schöpfung »Der Mai« (1836), entstanden — ins Deutsche wurde er viermal übertragen: 1844 von S. Kapper in der Prager Zeitschrift »Libussa«, 1862 mit anderen Gedichten Máchas von Alfr. Waldau, 1881 von B. L. Rambausek, 1882 von K. Müller; auch ins Polnische, Schwedische. Das Gedicht widerspiegelt die gleiche Gemütsstimmung, die gleichen Gemütsqualen wie »Die Zigeuner«. »Der Mai« wird oft für die kennzeichnendste Erscheinung des čechischen Byronismus erklärt. Wohl hat die Dichtung das neue Genre einer viel reflektierenden und schildernden poetischen Erzählung diesem grofsen Muster des damaligen Europas zu verdanken, wohl kann man einige entfernte Reminiszenzen an Byrons »Parisina«, »Korsar«, »Der Gefangene von Chillon«, »Gjaur« darin entdecken, aber trotzdem steht das Werk als ein Spiegelbild des wirklichen inneren Lebens des Dichters ganz eigenartig da. Den Haupthelden verdankt der Dichter seiner jugendlichen Lektüre und der gleichzeitigen litterarischen Mode: der Räuberhauptmann Wilhelm, »der furchtbare Herr der Wälder«, welcher in der Kindheit von seinem Vater in die Welt verstofsen worden war, tötet den Verführer seiner Geliebten und zugleich, ohne es zu wissen, seinen Vater, büfst seine schreckliche Tat am Galgen, reifst seine Geliebte durch sein Unglück mit in den Tod. Der Dichter versucht eine tiefere psychologische

Erklärung der Schicksalstragik eines Menschen, den die Gesellschaft zur Vernichtung verurteilt, weil er durch unverschuldetes Los die Weltordnung stört, weil er menschliche Gefühle kundgibt. Den Leser ergreift im »Mai« das tiefste Mitleid aus rein menschlicher Teilnahme an dem Lose unserer Existenz, für die nur »das wüste Nichts« sicher ist. Mit dem Geschick Wilhelms verknüpft der Dichter sein eigenes Innere, seine schmerzliche Trauer, seine Klage über das entschwundene schöne Kindesalter. Mácha vergleicht seine Zukunft mit einem Pilger, der hinter einem Felsen am Horizonte verschwindet, um niemals mehr zu erscheinen. »Das ist mein zukünftiges Leben. Wer reicht solchem Herzen einen Trost? Ohn' Ende ist die Liebe! — Enttäuscht ist meine Liebe!«

Als Hauptzweck seines »Mai« hat Mácha selbst »die Schönheit der Mainatur zu feiern« bezeichnet. Durch die ganze Dichtung windet sich eine wunderbare Naturstimmung, durch dieselbe spricht der Dichter künstlerisch seine tiefe Weltanschauung aus. Er will darin die Harmonie in der Natur, welche die Menschheit verloren hat, zeigen, jenen ewigen, mildtätigen, gesetzmäſsigen Weg, welchen die Natur gegenüber der Vergänglichkeit alles Menschlichen festhält. Wie in den »Zigeunern«, so gehören auch in dem »Mai« die prachtvollen Landschaftszeichnungen und Stimmungsbilder zu den vornehmsten Schönheiten des Werkes. Das Seelenleben wird mit der Naturstimmung wunderbar in Einklang gebracht. Zu dem Herzen des Lesers spricht namentlich die heimische Natur, in die sich vor Mácha niemand künstlerisch so vertieft hat. Die schönen poetischen Bilder, die zarten, anmutsvollen, melodischen, ohne jede Spur von Mühe flieſsenden Verse passen sich den Szenen und den Stimmungen rhythmisch und in Reimen an und verschmelzen mit dem Inhalt zu einem harmonischen Ganzen. Überall wird man ein mächtig schaffendes Genie gewahr.

Nach der Herausgabe des »Mai« dachte Mácha an eine Anstellung. Dazu drängte ihn sein intimes Liebesverhältnis. Im Sommer übersiedelte er nach Leitmeritz, wo er als absolvierter Jurist die Stelle eines Praktikanten annahm. Seine Finanznot wurde drückender, als er um seine »Lori« und den neugeborenen Sohn zu sorgen hatte. Gerade als er zu der Heirat alle Vorkehrungen getroffen hatte, ereilte ihn ein tragisches Los. In-

folge von Überanstrengung und Verkühlung bei einer Feuersbrunst zog er sich eine schwere Krankheit zu und starb im völligsten Mangel den 5. November 1836. Unwillkürlich gingen durch dieses tragische Los Máchas Grabesvorahnungen und Stimmungen, welche seine Zeitgenossen so abstieſsen, in Erfüllung.

Máchas Dichtungen waren ganz neue Töne im Chor der čechischen Dichtergemeinde. Was Wunder, daſs man sie als störende Disharmonie vernahm? Mácha, dessen nationalpatriotisches Gefühl einen eigenen Ausdruck fand, wurde schon bei seinen Lebzeiten von dem Vorwurfe der Entartung nicht verschont; und noch schlimmer klang es nach seinem Tode. Es war nicht nur der Mangel an Verständnis für neue Richtungen, welchem man in allen Litteraturen begegnet: man fürchtete für die schwache nationale Litteratur eine Gefahr daraus. Man glaubte nach so vielen Bemühungen das Geheimnis einer wahren čechischen volkstümlichen Dichtkunst gefunden zu haben, indem man sie auf die Grundlage des slawischen Volksliedes gestellt hatte; man bedachte nicht, daſs man mit dem Gebot auf dieser Grundlage zu verharren, zugunsten der Bequemlichkeit, die sich nicht gerne mit dem Suchen neuer Ziele und neuer Ideale bemüht, die erste chinesische Mauer aufbaute. Bei anderen slawischen Völkern — und auch bei den Deutschen — fand man im Ablehnen des vermeintlich gefährlichen Byronismus ein Beispiel; bei den Polen bekämpften die Klassizisten mit ähnlichen Gründen die Romantiker, die russischen Slavjanophilen traten scharf gegen die russischen Byronisten Puškin, Lermontov und andere auf. Aber ein Häufchen unter der jüngeren Generation begriff, wie diese Auffassung die čechische Poesie bedrohe, daſs sie bald erstarren müsse, wenn dem čechischen kulturellen Leben vor den europäischen Ideen, dem allgemeinen Fortschritt und den allmenschlichen Interessen, welche die Weltlitteraturen beherrschen, die Fenster geschlossen werden sollten; diese öffneten übrigens gerne schon die Vorgänger Máchas, Dobrovský, Jungmann, Kollár, Šafařík, Čelakovský, Palacký u. a. der europäischen Luft. Mácha und seine Anhänger wollen ihre Freiheit und ihre starke dichterische Individualität nicht durch das eng aufgefaſste Volkstum und ein typisches starres Kunstideal beschränken lassen.

Máchas Bedeutung in der čechischen Litteratur brachte erst

die Generation zur Geltung, welche in den Jahren geboren wurde, in denen »Der Mai« entstand. Nach einigen Jahrzehnten nach dem Tode Máchas setzt sie sein Werk, welches durch seinen frühzeitigen Tod unterbrochen worden war, fort; namentlich versucht sie jene »Rückkehr in die Heimat«, welche sich Mácha vorgenommen hatte. Infolge des zufälligen Todes Máchas konnten in der čechischen Poesie die damaligen Ideen und Richtungen nicht gleichzeitig mit anderen Litteraturen zur vollen Reife gelangen. Das čechische Volk verlor einen Geist, der zu den ersten Zierden jeder Weltlitteratur gezählt werden müſste.

Nach dem Tode Máchas bemühte sich umsonst K. Sabina (1813—1877), seines Freundes dichterisches Werk seinem Volke in die Hände zu geben. Er sah seinen Versuch, die gesamten Schriften Máchas 1845 erscheinen zu lassen, mit dem ersten Bändchen scheitern. Sabina selbst unterlag als Dichter (»Gedichte« 1841) dem Weltschmerze Byrons, bewunderte mehr die Natur, als daſs er für sie gefühlt hätte, und neigte sich der politischen Poesie zu. Nach dem Muster Platens, Lenaus schrieb er namentlich polonophile elegische Lieder. Wie Mácha versuchte er sich häufig auch in romantischer Novellistik, jedoch ohne bedeutenderen Erfolg. Sein Verdienst liegt auf dem Gebiete der Kritik. Da konnte er sich durch seine weite Rundschau, durch sein treffendes Urteil, seine fortschrittliche, geistreiche Auffassung und Darstellungsweise nachhaltiger geltend machen. Sein Versuch einer gründlichen Geschichte der čechischen Litteratur (1866) war wissenschaftlich verfehlt. Als Politiker büſste Sabina seinen rücksichtslosen Radikalismus 1849 im Kerker. In seinen letzten Jahren wurde er geheimer Polizeidienste überführt, als Volksverräter gemieden und seine verdienstvolle litterarische Tätigkeit ungerecht mit Schweigen übergangen.

Eine ähnliche Entwicklung erfuhr auch die litterarische Tätigkeit Václav Bolemír Nebeskýs (1818—1882), eines schwermütigen, empfindsamen Byronisten und Romantikers. Als stark rezeptiver Geist unterlag er den Einflüssen Máchas, Sabinas, Mickiewicz', Byrons, Heines, vor allen aber Lenaus, zu dem ihn verwandte Geistesneigungen am meisten hinzogen. Der Schmerz ist der Grundton seines ganzen Dichtens — verständnisvoll wählte Nebeský den dichterischen Zunamen Bolemír (»Schmerzensfried«), welchen die späteren Enttäuschungen im Leben und Wirken

Nebeskýs rechtfertigten. Nebeský verfaſste träumerische melancholische Liebeslieder, sensitive Naturstimmungsbilder mit süſsem Behagen an der Natureinsamkeit. Seine gröſsere lyrisch-epische Dichtung »Die Antipoden« (1844), eine undeutliche schilderungssüchtige mystische philosophisch abstrakte Allegorie, will an der Sage von der Pestjungfrau und dem ewigen Juden den Konflikt des Materialismus mit dem Idealismus und eine Philosophie der Geschichte im Sinne Herders und Hegels in Kunstform kleiden. Doch die Absicht scheiterte an der schwachen Schaffenskraft des Dichters.

Bald wandte sich Nebeský, der sich einer feinen ästhetischen Bildung, einer seltenen Belesenheit in den Weltlitteraturen rühmen konnte, zur litterarischen Kritik und zur Litteraturgeschichte. Vom weiten Gesichtspunkte der europäischen Litteraturen verfocht er die neuesten fortschrittlichen Richtungen und nahm sich Máchas an, wodurch die jüngere Generation manche fruchtbare Anregung erhielt. In der Litteraturgeschichte nahm er sich die Brüder Schlegel, Grimm, Lachmann, vor allem G. Gervinus zum Vorbild und beleuchtete geistreich, doch gröſstenteils ohne philologisch kritische Gründlichkeit die bedeutendsten Erscheinungen der altčechischen Litteratur vom Standpunkte der vergleichenden Methode und des kulturgeschichtlichen Hintergrundes. Wertvoll waren auch seine zahlreichen Übersetzungen der griechischen und lateinischen Dramatiker, des Aristophanes, Aischylos, Terentius, Plautus u. a. Als ausgesprochener Romantiker zeigt sich Nebeský auch in seinen Übersetzungen neugriechischer Nationallieder, spanischer Romanzen, in seinen Studien über Calderon de la Barca, über den »Kalevala«, in seinen Studien des indischen, griechischen, serbischen und russischen Epos und der čechischen Volkslieder. Und so gerät der begeisterte Byronist und Anhänger »des jungen Deutschlands«, ein Freund des deutschen »jungen Böhmens«, auf den Boden, auf dem vor ihm namentlich Čelakovský für die heimische Litteratur die weitesten Einblicke in die Volksprodukte der Weltlitteraturen gewinnen wollte.

Neuntes Kapitel.

Die junge Slowakei. L. Štúr und seine Schule. Das politische Erwachen. K. Havlíček. Die Rückkehr zu der slawischen Idee. Die Reaktion.

Einen besonderen Charakter trug die neue litterarische Bewegung in der ungarischen Slowakei. Da meldet sich in den dreifsiger Jahren die slowakische Jugend von dem Strome der neuen Ideen ergriffen zur nationalen Arbeit. Aus dem Mittelpunkte des slowakischen Kulturlebens, aus dem Prefsburger Lyceum, kommt der erste Anstofs. Nach dem Beispiel der Prefsburger »Gesellschaft« begründete man auf anderen protestantischen Lehranstalten Studentenvereine, besorgte slawische Bücher, führte Lehrkurse der Muttersprache und anderer slawischen Sprachen ein, übte die Rednerkunst, machte litterarische Versuche, welche man rezensierte und die besten in eigenen litterarischen Organen, in der Zeitschrift »Hronka« (1836—1838) und zwei Almanachen, veröffentlichte. Die heimische Litteratur, namentlich Kollárs »Slávy Dcera«, Šafaříks Forschungen auf dem Gebiete der slawischen Altertümer und Litteraturen, die Epopöen aus der slowakischen dunklen Vergangenheit von Jan Hollý bilden ihre Evangelien und werden treu nachgeahmt. Die slawische Wechselseitigkeit im Geiste Kollárs erschien ihnen als Erlösung aus der nationalen Erniedrigung. Die jungen Dichter eiferten für ihr vernachlässigtes Volk, fanden an ihm grofse bisher unbekannte Vorzüge und trachteten es durch seine Erweckung zu heben. In Čelakovskýs Sinne begeisterten sie sich für die Volkspoesie, sammelten fleifsig ihre Produkte und ahmten sie nach.

Doch finden zu den Gemütern der jungen slowakischen Dichter auch moderne Strömungen Zugang. Sie nehmen sich

der in Böhmen geächteten Poesie Máchas sowie des verketzerten scharfsinnigen Hegelianers Math. Fr. Klácel an; ihre Leier erklingt wie im Westen Europas von politischen Liedern. In Böhmen konnte in diesen Jahren die politische Poesie wegen der geheimen Polizei und des berüchtigten Zensurdruckes nicht aufkommen, sie mufste statt zu stürmischen versifizierten Protesten zur verhüllten Allegorie, zur Fabel, Träumen und Visionen Zuflucht nehmen. Die Jugend zwang diese strenge Bewachung zu geheimen, nur ihr selbst gefährlichen Verbindungen. In Ungarn war dieser Zensurdruck nicht so fühlbar; deswegen flüchten sich auch die Čechen, wie K. Sabina, mit ihren polonophilen und politischen Gedichten in die »Hronka«. In Ungarn gewann das unglückliche Polen sowohl unter den Slowaken als auch den Magyaren wie in der ganzen gebildeten Welt begeisterte Anhänger. Wie in Böhmen wurden auch in Ungarn Platens feurige und zornige »Polenlieder«, Lenaus wehmütige. tief erschütternde polenfreundliche Dichtungen gelesen, das weitverbreitete Lied von Julius Mosen »Die letzten Zehn vom vierten Regiment« mit der melancholischen Melodie Lud. Bergers bei Zusammenkünften gesungen. Die polnische Emigrantenlitteratur, besonders Ad. Mickiewicz, wird jetzt statt der abstrakten allslawischen Begeisterung zur Herzenslektüre dieser jüngeren Generation. Man ermuntert sich zu männlichen Taten. Die kampflustige Stimmung, der verborgene Grimm gegen die Unterdrücker ihrer Freiheit, gegen die Magyaren und die Wiener Regierung, welche beide durch viele gewaltsame Mafsregeln die bittere Unzufriedenheit zu reizen nicht unterlassen, läfst sich deutlicher vernehmen. Der Sturm ist in diesen politisch-patriotischen Liedern das beliebteste Bild des erwarteten Kampfes. Es klingt wie das entfernte Getose des stürmischen Jahres 1848.

Ludevít Štúr (1815—1856) tritt an die Spitze dieser jungen litterarischen Gemeinde, und bald führt er das gesamte geistige Leben seines Volkes. Er war nur ein mittelmäfsiger Dichter, auch seine Ideen waren nicht ganz originell. Die Kollársche slawische und Humanitätsidee pafste er später, nach seinen Studien in Halle (1838—1840), wo ihn Hegels Philosophie mächtig anzog, der Hegelschen Auffassung der Geschichte der Menschheit an, indem er die Führerrolle in der Dichtkunst und der Kultur in der Zukunft auf die Slawen übertrug. Seine An-

hänger gewann Štúr durch die Macht seiner sittlichen und wissenschaftlichen Überzeugung, durch sein seltenes organisatorisches Talent und durch den Zauber seiner Persönlichkeit. Willig unterordnen sich die jungen Geister seinem Gebot, als er den lässigen alten J. Palkovič auf dem Stuhle der čechischen Sprache und Litteratur vertrat, besuchen fleifsig seine beredten, verständnisvollen Erläuterungen der vornehmsten slawischen Dichter, Kollárs, Mickiewicz', Puškins u. a., der slawischen Volkspoesie, lernen slawische Sprachen, für die Genüsse der Naturschönheit geben sie ihre studentischen Liebschaften und Trinkgelage auf, weihen ihr selbstverleugnendes Leben der Arbeit für das Volk. Dadurch sollten sie zum Ideal des hohen Schriftstellerberufes herangezogen werden — kurz ein neuer romantisch, später auch politisch gefärbter »Göttinger Hainbund.» Aber die magyarische Regierung, welche seit dem Ende des 18. Jahrhunderts, namentlich aber seit dem Tode Franz II. (1835) immer deutlicher die gewaltsame Magyarisierung der zahlreichen ungarischen Völker anstrebte, verbot Štúr seine freiwillige Wirksamkeit an dem Prefsburger Lyceum und führte ihn so einer eifrigen publizistischen Tätigkeit zu.

Da überraschte Štúr seine Anhänger mit dem Plane einer selbständigen slowakischen Schriftsprache, in einer Zeit, als der Bernolákische Separatismus durch das besondere Verdienst dieser jüngsten Generation für abgetan betrachtet werden konnte. Obzwar sie die Ideen Hollýs, der seine Dichtungen in der Bernolákschen Schriftsprache verfafste, übernommen hatte, verfocht sie eifrig die Einheit der čechoslawischen Schriftsprache. Die nationale Existenz stand in der Slowakei noch schwächer als in Böhmen und Mähren. Die bisherige gemeinsame čechoslawische Schriftsprache genofs keine Staatsautorität; im Gegenteil sahen die Magyaren, welche für Ungarn das Magyarische als Staatssprache immer bewufster beanspruchten, in dieser Verbindung mit den Čechen eine Stärkung des slawischen Elementes und ein Hindernis für ihren Plan. Der zahlreiche slowakische Kleinadel bot den Slowaken noch weniger eine politische Stütze als der böhmische Adel den Čechen. Er ahmte die mächtigen und reichen magyarischen Magnaten mit Vorliebe nach, übernahm ihre Sitten und trachtete sich ihnen in der Sprache anzupassen. Immer mehr entfremdete er sich dem Volke und

bildete für die Magyarisierung das schmiegsamste Material. Die gemeinsame čechoslawische Schriftsprache hielt also in Ungarn die einzige Autorität der protestantischen Kirche, die ihren alten Traditionen treu blieb. Die katholische Hierarchie paſste sich wie immer der Macht an und verlieſs die Sache des Schwächeren.

Wohl hatte Štúr, der ein prophetisch reiner Charakter war, redlichst gemeinte Gründe für seine Trennungspläne: durch die neue Schriftsprache, welche nicht die alte Bernoláksche Sprache, sondern den typischen slowakischen Mitteldialekt zur Grundlage nahm, hoffte er mehr zur Seele des Volkes durchzudringen, sein Bildungsniveau und sein Nationalbewuſstsein zu heben, die Katholiken mit den Protestanten zu vereinigen, den sich entfremdenden Adel mit dem Volke näher zu verknüpfen. Ein gar zu groſses Zutrauen in die Macht der Ideen und des geschriebenen Wortes, eine fromm naive Geringschätzung der wirklichen Verhältnisse! Man war geneigt, alle Mängel der armseligen Volkserziehung, deren Schuld teilweise auch die geistigen Führer der Čechen trugen, welche sich wenig um das entlegene slowakische Volk kümmerten, auf die alte Schriftsprache zu schieben.

Die Jünger Štúrs, welche ihm innigst ergeben waren, entflammten wie immer für den Gedanken ihres Meisters. Der neu begründete litterarische Verein »Tatrín« betrachtete es als seine Hauptaufgabe, die neue Schriftsprache ins Leben zu führen. Der willigste Gehilfe Štúrs, Jos. Miloslav Hurban (1817 bis 1888), evangelischer Prediger, Dichter, Belletrist, Philosoph und Litterarhistoriker der jungen Slowakei, lieſs seinen Almanach »Nitra« (1842—1846) seit 1844, sowie seine Revue »Slowakische Umschau« (1846—1848, 1851 und 1881 erneut) in der Štúrschen Schriftsprache drucken. Štúr selbst gab seit 1845 in der neuen Sprache seine wichtige »Slowakische Nationalzeitung« mit einer belletristischen Beilage »Der Tatraadler« heraus. Man erläuterte die neue Schriftsprache in selbständigen Schriften, suchte die schwankende Orthographie und die Grundsätze der nicht festbegründeten Sprache wissenschaftlich zu begründen und sie gegen bevorstehende harte Angriffe zu schützen.

Als einige unbesonnene Eiferer diesen Schritt auch in Mähren nachahmen und ihre Dialekte zur Schriftsprache erheben

wollten, stellte sich die ganze čechische Schriftstellergemeinde einmütig dagegen. In dem Buche »Stimmen über die Notwendigkeit einer gemeinsamen Schriftsprache für die Böhmen, Mähren und Slowaken« (1846) vereinigten 33 čechische und slowakische hervorragendste Schriftsteller ihre Verwahrungen gegen diesen gefährlichen Schritt; der Kampf wurde leidenschaftlich in den Zeitungen fortgeführt. Gegen die Separatisten führte man Gründe an, welche noch heute ihre Geltung nicht verloren haben: man bedrohe mit der selbständigen slowakischen Schriftsprache das einheitliche ethnographische und sprachliche Ganze, die bisherige, seit Jahrhunderten aufrecht erhaltene Kulturentwicklung, man schwäche das ganze čechoslawische Volk und werde namentlich den unentwickelten östlichen Zweig des Stammes dem politischen Ansturme der Magyaren preisgeben. Jedoch das grofse Beispiel der nationalen Zucht und der Selbstverleugnung, die man früher bei den Träumen von der gemeinsamen slawischen Schriftsprache angeführt hatte, die deutsche Schriftsprache, welche sprachlich voneinander entferntere Stämme, als es die Čechen und Slowaken sind, verband, dies Beispiel verwehrte nicht die unselige Trennung. Schmerzlich traf diese Tat die schwächeren Slowaken selbst. Die Leidenschaften legten sich später, aber die Wunde im nationalen Körper verwuchs nicht so bald. Heute gewöhnt man sich, die slowakischen litterarischen Produkte als Bestandteil der čechischen Litteratur zu behandeln, ähnlich wie die mundartlichen Dichtungen J. P. Hebels, Reuters, Groths u. a. der deutschen Litteratur angehören.

Die Sache »der jungen Slowakei« führten sehr talentierte Männer von starkem Willen und Energie. Sie gaben ihren Bestrebungen eine breite Grundlage. Auf das Volk wirkten die einflufsreichen Organe Štúrs und Hurbans ein, ihre populären Schriften, das feurige lebendige Wort, welches diese Geister meisterhaft beherrschten. In der Poesie und Belletrie konnten sie sich einiger Talente rühmen, mit denen nur wenige von den čechischen Dichtern zu wetteifern vermochten.

Unter den jungen Dichtern gebührt der erste Platz Ondrej Sládkovič (eigentlich Braxatoris, 1820—1872). Seine Enttäuschung in der jugendlichen Liebe besang der träumerische, gefühlvolle evangelische Geistliche in dem lyrisch-epischen Gedicht »Marína« (1846), zu dem ihm neben Byrons Poesie hauptsächlich

Puškins »Onĕgin« zum Muster diente. Seinen Liebesschmerz überwand der viel meditierende Dichter mit einem dichterischen romantischen Traum: er läſst sich nach Kollárs Beispiel von seiner poetisch verklärten Geliebten zu den Diensten für sein Volk weihen und zeichnet dann wie Kollár die Pflichten und Ideale eines jungen Patrioten. Trotz dieser patriotischen Tendenz gewann Sládkovič bei den sittenstrengen Štúristen, welche die Geschlechtsliebe als einen Tand aus der Poesie verbannten und eine starke Dichtkunst im Volksgeiste anstrebten, wenig Dank. Volkstümlich sollte wenigstens dem Stoff nach das dichterische Hauptwerk Sládkovičs, die umfangreiche, in schwunghafter Sprache verfaſste lyrisch-epische Dichtung »Der Detvan« sein (beendet 1848, gedruckt erst 1853). Die Detvanen bilden den eigenartigsten Stamm der Slowaken; sie leben abgesondert von der Welt in den düsteren, erhabenen und anmutigen abgelegenen Schluchten der südlichen Tatra. Sie bilden den dankbarsten Gegenstand des Studiums für den heutigen Folkloristen. Unter diesem Stamme wirkte auch Šládkovič als evangelischer Prediger. An ihm konnte er das Ideal »der jungen Slowakei« des im Charakter, feineren Sitten und Bildung vervollkommneten slowakischen Volkes verkörpern. Es war ein Vermächtnis der Romantik; der politische Demokratismus brachte es mit sich, daſs man tiefer in das Leben und die Seele des wirklichen Volkes eindrang. Der ethnographische Gehalt des Gedichtes, die trotz ihrer Idealisierung markigen Volksgestalten, das eigenartige Leben der gröſstenteils als Hirten lebenden, kunstvoll Holz schnitzenden Detvanen, ihre altertümlichen Gebräuche und Sitten, ihre leidenschaftlich um das lodernde Hirtenfeuer getanzten Nationaltänze, ihre originellen, melancholisch gesungenen und von einem sonderartigen Instrument, der »Fujara«, begleiteten Lieder, lebhafte Szenen des wirklichen Lebens, die fein gezeichneten Naturbilder fesseln den heutigen Leser noch immer. Sládkovič hat diesen vergessenen charakteristischen urwüchsigen Zweig entdeckt. Die Schwächen des Epikers treten in der Dichtung hell zutage. Verfehlt war namentlich der Kunstgriff, dies Interesse an dem gegenwärtigen Volksleben in die ferne Vergangenheit — ins 15. Jahrhundert — zu versetzen. Trotzdem bleibt aber »Der Detvan« die gröſste dichterische Leistung »der jungen Slowakei«.

Die Poesie Sládkovičs war dem gemeinen Mann nicht zu-

gänglich und daher auch nicht imstande, das Volk aus seiner Lethargie zu erwecken. Dies Ideal schwebte den übrigen Dichtern »der jungen Slowakei« vor. Sie schmiegen sich ganz einseitig dem slowakischen Volkslied an. Aber ihre Lieder und Balladen füllen sie mit den Ideen und Tendenzen ihrer Zeit. Die meisten von ihnen sind als politische Agitatoren tätig. Über alle ragen Samo Chalupka, Janko Král und Jan Botto hervor.

Aus dieser dichterischen Dreizahl steht Samo Chalupka (1812—1883), der seine tatkräftige Liebe zur Freiheit als Freiwilliger auf den Schlachtfeldern Polens bezeugte, der Form und dem Geist des Volksliedes und dem Volksherzen am nächsten; seine Lieder sang das Volk. Wie K. J. Erben ist er wenig fruchtbar; seine Freunde sammelten später seine zerstreuten Gedichte und konnten sie in ein Buch — »Die Gesänge Samo Chalupkas« (1868) — zusammenfassen. Grofse Begebenheiten der slawischen Urgeschichte, romantisch gefärbte Szenen der slowakischen Vergangenheit bilden die beliebtesten Vorwürfe Chalupkas. Durch seine Balladen errang sich der evangelische Prediger S. Chalupka einen der ersten Plätze unter den čechischen Balladisten. Der genialste unter diesen Dichtern, Janko Král (1822—1876), ist ein Künstler-Sonderling, dessen wunderliches Wesen die Tradition noch übertrieben hat. In der bewegten Zeit der vierziger Jahre verliefs er 1846 seine Advokatenkanzlei in Budapest, um unter dem Volke, ähnlich wie der Breslauer Universitätsprofessor Hoffmann von Fallersleben unter den Deutschen, durch feurige Reden und politische Belehrungen, vor allem aber durch das sangbare Lied für die Freiheit zu agitieren. Am liebsten soll er unter den Gebirgshirten in der wilden Natur seiner Heimat geweilt, mit ihnen gesungen, ihren Märchen gelauscht haben. Er wurde von den fanatischen magyarischen Kossuthschen Radikalen gefangen und von dem Tode am Galgen nur durch das energische Einschreiten des Ban Jelačić, welcher mit 60000 Mann gegen Budapest zog, gerettet. Králs Gedichte sind lauter Improvisationen, Lieder und Balladen; was man davon kennt, das ist an uns durch das Verdienst der Freunde Králs gekommen, welche diese Augenblickserzeugnisse vor dem Feuer gerettet haben. Alle diese Dichtungen atmen die starke Subjektivität des Dichters: die Schwermut, welche den Dichter aus

menschlicher Gesellschaft treibt, Ahnungen grofser Stürme und eines opferwilligen Todes, dagegen wieder mafslose Hoffnungen auf den Sieg der Freiheit und utopische Träume von der Verbrüderung aller Völker sind die Haupttöne dieser schwungvollen, eruptiven Schöpfungen. Král und Chalupka besingen den slowakischen Nationalhelden Jánošik, der in der Wirklichkeit ein 1713 hingerichteter Räuber und ein Rächer im Sinne eines Rinaldini, Frà Diavolo, Karl Moor an den gewissenlosen Herren, ein Wohltäter des gemeinen Mannes war. Diesen Dichtern ist Jánošik ein Symbol des durch die politische Bewegung befreiten selbständigen Volkes geworden. Jan Botto (1829—1881), ein Ingenieur von Beruf, widmete ihm seine gröfste Schöpfung, eine lyrisch-epische Dichtung von neun Gesängen: »Der Tod Jánošiks.« Botto unterliegt dem Einflufs des Volksliedes wie dem »Mai« Máchas. Die epische Handlung durchwirkt er mit Naturbildern, mit melancholischen humanitären Meditationen. In seinen Balladen symbolisiert er am liebsten das Leben seines Volkes, für welches er zuletzt nur den einzigen Ausweg in der Kollárschen slawischen Wechselseitigkeit sieht.

In der schönen Prosa nimmt unter den slowakischen Belletristen Jan Kalinčák (1822—1871), Gymnasialprofessor, die erste Stelle ein. Er war ein ästhetisch fein gebildeter Kenner der Volkspoesie, über die er jedoch als ein Bewunderer der Poesie Máchas, Heines, Petöfis die Kunstpoesie stellte. Der reale Geist Kalinčáks wandte sich bald von den Versen der Prosa zu. Unter den starken Einflüssen der polnischen Novellistik, namentlich Mich. Czajkowskis, und der čechischen Vorbilder konnte sich Kalinčák von der historischen Belletrie nicht lossagen, aber sein nüchtern beobachtender Geist findet seinen eigentlichen Wirkungskreis in der Behandlung des gleichzeitigen heimischen Lebens, wo er geradezu ein Bahnbrecher wird. Seine Novelle »Der heilige Geist« (1848) schildert lebhaft und humorvoll den ungarischen Kleinadel. Diesen wählte er zum Gegenstande seiner meisterhaften Darstellung auch in seinem bedeutendsten Roman »Restauracia« (1860). Kalinčák opfert eine streng zusammenhängende Romanhandlung der Charakteristik der Landedelleute auf, deren Leben und Gesinnung, Interessen und Gebrechen jahrhundertelang dieselben blieben. Er versammelt sie zu den Gauwahlen der autonomistischen Beamten, der sogenannten

Restauracia. Sie sind weder an Gütern und Wohlstand gesegnet noch gebildet, hängen jedoch stolz sowohl an den lächerlichen Titeln im überlebten veralteten Latein als auch an ihren adeligen Vorurteilen; im Bewufstsein ihrer Standesprivilegien prahlen sie mit ihrer Tapferkeit und Staatsklugheit, in der Wirklichkeit tagen sie monatelang unfruchtbar auf den autonomen Kongregationen und Gaulandtagen, wobei man nur redselig spricht und streitet, zecht und tanzt und Schulden macht. Das war gewifs für einen Demokraten und Liberalen, wie es Kalinčák war, ein dankbarer Vorwurf für die Satire. Seine polnischen Vorbilder Czajkowski, H. Rzewuski, Mickiewiczs »Herr Tadeusz« reichten ihm nur Zündstoff zur Beleuchtung der eigenen slowakischen Welt.

Der gewaltige Strom der politischen Ideen ruft in den vierziger Jahren die čechoslawischen Schriftsteller zur politischen Arbeit. Zum zweiten Male sprengten die freimütigen Gedanken des Westens das absolutistisch reaktionäre Bollwerk der österreichischen rücksichtslosen geheimen Polizei und der stumpfen Zensur. In dem politisch freieren Ungarn fängt der Kampf an. Die nationale Frage bildet bei den Čechoslawen den Hauptgegenstand ihres politischen Trachtens. Es galt ja das Volk vor der Germanisation und vor der Magyarisation zu schützen. Bei den Gegnern ging man in die Schule. In Ungarn wuchs infolge der alten Traditionen und der mächtigen europäischen konstitutionellen Bestrebungen ein lebhafter Widerstand gegen den Wiener Absolutismus. Der geniale magyarische Publizist Ludwig Kossuth, der durch die unwiderlegliche Macht der neuen demokratischen Schlagworte, durch sein hervorragendes organisatorisches Talent, durch die Anziehungskraft seiner Persönlichkeit die Massen des Volkes bezauberte, verbreitete durch sein viel gelesenes Organ »Pesti Hirlap« (seit 1841) die Grundsätze der Selbstbestimmung des Volkes und der Bürgergleichheit, aber auch der aristokratischen Vorherrschaft des magyarischen Volkes in Ungarn.

Gegen diese nationale Ungerechtigkeit wehrten sich die nichtmagyarischen Völker. In L. Štúr fand dieser Punkt des politischen Programms Kossuths, mit dem er sonst den Konstitutionalismus, den Demokratismus und andere Grundsätze des politischen Liberalismus teilte, den wirkungsvollsten Gegner. Štúr vertauschte bald die Politik der Petitionen, der demütigen

Deputationen zur Regierung und zu dem Herrscher mit der öffentlichen Tribüne auf dem ungarischen Landtage, wo seine seltene Beredsamkeit manche Triumphe feierte, und in der Publizistik. Er verteidigte vor dem Ausland die heilige Sache seines Volkes in deutschen Broschüren und Aufsätzen, namentlich in der »Augsburger Allgemeinen Zeitung«, dem beliebtesten Organ des damaligen Österreich, vor seinem eigenen Volke in der schon erwähnten »Slowakischen Nationalzeitung«. Aber über der Politik vergafs Štúr in seiner Zeitung der kulturellen Sendung nicht. Er setzt sich darin für die Reform des Schulwesens ein, für das er den Unterricht in der Muttersprache anstrebte, er forderte die Gemeinden zur Begründung von Bibliotheken, von wirtschaftlichen Gesellschaften auf, kämpfte gegen den schlimmsten Feind der armen Slowaken, den Alkoholismus, und verbreitete andere ähnliche fortschrittliche Gedanken. Während aber die beschleunigte politische Entwicklung in Ungarn diese erfolgreiche publizistische Tätigkeit gewaltsam unterbrach und Štúr mit Hurban an die Spitze der kriegerisch naiv geführten slowakischen Heerscharen gegen die Magyaren stellte, erreichte sie in Böhmen und Mähren ihre Blüte.

Die bewegte, politisch frühreife Zeit erzeugt vortreffliche publizistische und politische Talente. Karel Havlíček (1821—1856), den genialsten unter den gleichzeitigen österreichischen Journalisten, wofür ihn auch die ihm feindliche Regierung erklärt hatte, leitete der eigene feste Wille und eine eiserne Selbstzucht zum vorgesetzten Ziele. Aus reiner Religionsbegeisterung wollte er sich dem Berufe eines katholischen Geistlichen widmen; er hoffte zugleich in diesem Berufe die nötige Mufse für seine schriftstellerische Tätigkeit zu gewinnen. Im katholischen Priesterseminar stellte sich aber dem national gesinnten, für Bolzanosche liberale Religionsanschauungen glühenden Jüngling der reaktionäre, jesuitisch spürerische und gewaltsame, beschränkte Geist der Seminarleitung entgegen. Nach schmerzhaften inneren Kämpfen gibt er den hergebrachten Glauben auf und verläfst nach einem Jahre das Seminar als Ungläubiger und erbitterter Feind der Hierarchie. Solchen Enttäuschungen ist er fast sein ganzes Leben ausgesetzt. Sein selbständiger, überlegender, kritischer Geist fühlte sich erst dann befriedigt, als er auf den Trümmern der herkömmlichen An-

schauungen neue, seine eigenen, aufgebaut hatte. Freiwillig geht er durch ein Feuer, welches schmerzhaft brennt, aber zugleich stählt und läutert. In seinen ersten dichterischen Versuchen, die innerlich so wahr sind, empfindet man jenes Gefühl des inneren Schmerzes, welches sowohl die Poesie Kollárs als auch Máchas charakterisiert. Wie er seine Entsagung von den hergebrachten Religionsanschauungen mit Versen begleitete, so trauerte er über den landläufigen Patriotismus, worüber andere jubelten, und ist sich unserer nationalen Ohnmächtigkeit schmerzlich bewufst. Dieselben Gedanken entlockten ihm die in der čechischen Poesie radikalsten versifizierten Äufserungen über die brennendsten politischen Fragen.

Als eifriger Bekenner der Kollárschen slawischen Wechselseitigkeit begibt sich Havlíček als Erzieher nach Rufsland, um in Wirklichkeit kennen zu lernen, wovon andere nur träumten. Er erkauft diese Sehnsucht nach selbständiger Anschauung mit unaussprechlichen Seelenqualen, wie wir sie aus seiner kostbaren Korrespondenz kennen. Der anderthalbjährige Aufenthalt unter den Russen (1843—1844) brachte ihn um den reizenden Traum der slawischen Wechselseitigkeit, deren Leblosigkeit er erkannte. Sein Russophilentum schlug in den bittersten Hafs gegen das offizielle Rufsland, wo er so viel Finsternis, Ungerechtigkeit und Unterdrückung sah, um. Durch die Vereinsamung seiner Gesinnung und Gefühlsweise reift sein Geist schnell zu jener festen, fast harten Männlichkeit. Seine Gefühle beherrscht er jetzt durch kühle verstandesmäfsige Überlegung; in den gröfsten inneren Qualen gewöhnte er sich, wie er selbst gesteht, »im Scherze zu sprechen, weil es am besten ist, mit ihnen lachend zu kämpfen«. Und so erwacht seine Satire.

In Rufsland erlebte er die fruchtbarste Periode seines litterarischen Schaffens. Unter Lessings, seines Lieblings, Führung und dann selbständig lernte er die vornehmsten Epigrammatiker der Weltlitteraturen kennen. Havlíček verfafste über 200 Epigramme. Selten kann eine andere Litteratur einen Epigrammatiker aufweisen, welcher in diese Martialsche, scharf zugespitzte Form einen so gewichtigen Inhalt seines inneren Lebens, einen so scharfen Ausdruck und beifsenden Witz hineingelegt hätte wie Havlíček. Jedes Sinngedicht sollte nach des Dichters Anschauung eine höhere Idee ausdrücken. Was der

Gegenstand dieser winzigen Gedichte ist, erhellt annähernd aus der Einteilung seiner Sammlung: I. der Kirche; II. dem König; III. dem Vaterlande; IV. den Musen; V. der Welt. Sie erwuchsen aus seiner čechischen Natur und unseren besonderen Verhältnissen, wie die meisterhaften Epigramme Čelakovskýs. Havlíček ist gewifs der witzigste unter den čechischen Schriftstellern; sein Witz wird durch die berechnende Kombination des Verstandes gebildet; er steht näher dem römischen Geist als dem hellenischen, näher Voltaire als Heine. Die Form des Sinngedichtes erscheint bei Havlíček in der höchsten Vollkommenheit, jener sorgfältig gefeilte, unerreichbar einfache Ausdruck. Seine Invention ist sehr verschiedenartig, in der Charakteristik meisterhaft erschöpfend.

Von dem Aufenthalte Havlíčeks in Rufsland gewann die čechische Litteratur köstliche ethnographische und reisebeschreibende Aufsätze in »Den Bildern aus Rufsland.« Sie zeichnen sich durch eine geistreiche, originelle Beobachtungsgabe und Auffassung aus, mit einem aufrichtig demokratischen Sinn, mit einer seltenen Charakteristik ausdrucksvoller Gestalten, mit einer plastischen, witzigen, satirischen und humoristischen Darstellungsweise. Die »Bilder aus Rufsland« sind nur einzelne Szenen von einem beabsichtigten grofsen Bilde des russischen Lebens. Havlíčeks Studien der russischen Litteratur haben wir einige Übersetzungen aus den Schriften Gogols (darunter auch den Roman »Die toten Seelen«), den Havlíček wegen seines national russischen Charakters über alle russischen Schriftsteller schätzt, zu verdanken.

Havlíček hatte keinen Sinn für Máchas Poesie wie für die Poesie Puškins, Lermontovs in Rufsland. Seine Erudition ging getreu auf Čelakovskýs Spuren: er studierte das slawische Volkslied, ahmte die Form des Volksliedes nach; unter den Slawjanophilen in Moskau, deren Anschauungen über die Kunstpoesie ihm näher standen als ihre soziale und menschliche Lebensweise, erstarkte diese Auffassung. Aber trotzdem steht er mit Mácha in einer Reihe in der Bekämpfung der verflachten patriotischen Richtung in der čechischen Poesie. Energisch trat er gegen den čechischen Nationalpatriotismus auf, unter dessen Heiligkeit künstlerische Mittelmäfsigkeit und Eitelkeit Schutz suchten und welcher das Nationalleben schlaff zu machen drohte.

Er wählte sich nach Lessings Rat einen bezeichnenden Vertreter dieser Richtung, den beliebtesten Novellisten J. K. Tyl. In seiner berühmten Kritik eines Romans von Tyl (»Der letzte Čeche«) sprach der junge Schriftsteller so kühn und originell, wie es vor ihm nie gehört worden war. Gegenüber dem unmännlichen sentimentalen patriotischen Wehklagen, durch welches sich namentlich Tyl auszeichnete, gegenüber dem blofsen patriotischen Singen und Deklamieren verlangt er die patriotische Tat und Arbeit, die Veredelung und Vervollkommnung jedes einzelnen. »Zunächst sei jeder Unsrige selbst ein eifriger, arbeitsamer, ehrenhafter, gebildeter Mensch und dann erst ein Nationalpatriot.« Ganz ketzerisch klangen seine Anschauungen über die litterarische Erziehung: »Wenn wir die Zeit und Anstrengung, die wir zum Überreden unseres Volkes aufwenden, dafs es statt besserer fremder Schriften aus Patriotismus unsere schlechteren lese, wenn wir die Zeit und Arbeit lieber darauf aufwendeten, dafs unsere Schriften besser als die fremden seien, so würden wir klüger und nützlicher handeln. Ich aber bin nach meiner persönlichen Meinung überzeugt, dafs es leichter und fröhlicher ist für das Vaterland zu sterben als die Unzahl von Schriften über den Patriotismus zu Ende zu lesen.« Noch tatkräftiger als seine Vorgänger verlangt Havlíček die eigene Nationalkultur, welche von fremder Kultur, namentlich der deutschen, unabhängig wäre. Was Havlíček selbst zu diesem Ideal beizutragen vermochte, war grofs. Die Kritik erficht durch diese Tat ihr Recht in der čechischen Litteratur; Havlíček lehrt dadurch die čechische Litteratur ihren litterarischen Charakter zu suchen, den strengen Mafsstab der Weltlitteraturen anzunehmen. In gleichem Sinne sprach der fünfundzwanzigjährige Schriftsteller über die slawische Frage sein Wort. Er schlug gänzlich die romantische Utopie des einheitlichen slawischen Volkes und der gemeinsamen slawischen Schriftsprache tot. Statt des abstrakten Panslawismus stellt er den nationalen Individualismus auf: »Mit Nationalstolz werde ich sagen: ‚Ich bin ein Čeche', aber niemals: ‚Ich bin ein Slawe'.« Gegenüber der Machtlosigkeit der älteren Schriftsteller arbeitet sich darin das Bewufstsein über die Notwendigkeit der eigenen Kraft durch. Trotzdem ist auch Havlíček ein Herold des slawischen Gedankens,

aber nur im praktisch-politischen Sinne; namentlich strebt er den sogenannten Austroslawismus an.

Zu ähnlichen Resultaten wie Havlíček gelangten auch andere; aber niemand besafs die Energie wie er, sie so deutlich künstlerisch oder kritisch auszusprechen. Wie Havlíček durch den Gedanken der slawischen Wechselseitigkeit nach Rufsland, so wurde Jan Pravoslav Koubek (1805—1854) durch dieselbe Idee nach Galizien gelockt, nach sechsjährigem Aufenthalte daselbst enttäuscht, aber nicht zur neuen Auffassung des Gedankens wie Havlíček bewogen. Zu Havlíček bildet Koubek einen Gegensatz. Er trägt alle Eigenschaften des Epigonentums an sich. Ein Widerstreit zwischen seinem Wollen und Können ist das Los seines ganzen Lebens. Er befafst sich mit grofsen litterarischen Plänen, aber seine wirklichen Versuche sind gröfstenteils nur matte Schatten der stärkeren Schöpfungen seiner Vorgänger. Theoretisch legte er als Litterarhistoriker — er war seit 1839 Professor der čechischen Sprache und Litteratur an der Prager Universität — ein inniges Verständnis für Mácha, Byron, Lenau, Mickiewicz, Puškin u. a. moderne Geister an den Tag, aber seine eigene Poesie popularisiert nur die slawische Humanitätsidee Kollárs. Koubek ist ein abstrakter Denker, aber er besitzt die Gabe nicht, die quälenden Probleme philosophisch zu durchdringen. Aus diesem Zwiespalt rührt seine Verstimmung und Unzufriedenheit und das fragmentarische Wesen seiner Poesie her.

Nach Čelakovskýs und Langers Beispiel versucht sich Koubek in der gesellschaftlichen und litterarischen Satire, welcher er seine persönliche Bitterkeit beimischt. So revidiert er satirisch in »Der Sylvesternacht« (1846), was Gutes und Schlimmes das vergangene Jahr gebracht, so verspottet er in dem »Frauenkongrefs« (1847) nach veralteter Art die aufwachenden Emanzipationsbestrebungen der Frauen. Aus seiner trostlosen Zeit flüchtet sich der Dichter in den »Gräbern der slawischen Dichter« zu gröfseren Geistern in die Vergangenheit und verdolmetscht an ihnen Kollárs Kulturanschauung, Philosophie der Geschichte, die zukünftige glorreiche Aufgabe der slawischen Völker in der Entwicklung der Menschheit. Eng an Kollár lehnen sich auch die »Zahmen Sonette« (1853), wiewohl sie eine litterarische Satire sein wollen. Das Lebenswerk Koubeks sollte die Satire »Des Dichters Reise in die Hölle« bilden, welche jedoch trotz der

mehrmaligen Wiederaufnahme der Arbeit nur ein umfangreiches Fragment ohne Handlung mit überwuchernder Reflexion, Didaktik und Moral blieb. Die frischeste dichterische Schöpfung Koubeks ist sein Pfeffelisch redseliges Gedicht »Das Rokoko«, welches die Fülle des wirklichen Lebens, lebhafte Gestalten, die Stimmung der Zeit mit einer höheren Auffassung des Lebens zu verbinden weiſs. Eine slawisch-patriotische Tendenz verraten auch Koubeks wissenschaftliche Aufsätze. Für die jüngere Richtung der čechischen Litteratur blieben seine litterarischen Vorträge, in denen er seine Hörer mit den neuesten Vertretern der Weltlitteraturen bekannt zu machen suchte, von gröſstem Belang. Mit Koubek verbanden Havlíček manche verwandte Anschauungen, er wollte gemeinsam mit ihm einige litterarische Pläne durchführen; Koubek gehörte zu den fleiſsigsten Mitarbeitern in Havlíčeks publizistischer Tätigkeit.

Der erste Schritt Havlíčeks zur journalistischen und politischen Tätigkeit — seit 1846 wurde er Redakteur des einzigen damaligen čechischen politischen Organs, der »Prager Zeitung«, und ihrer belletristischen Beilage, der »Čechischen Biene« — führte ihn von der beabsichtigten belletristischen Laufbahn ab. Seit dieser Zeit stellt der Publizist den Dichter in den Schatten. Er fand darin sein Element; auſserdem begriff er die groſse Bedeutung der Tagespresse für die Kulturentwicklung und Erziehung des Volkes. Im Gegensatz zu den anderen Čechenführern, die zu viel an der Vergangenheit hingen, begriff er die Wichtigkeit der lebendigen Gegenwart. Den zukünftigen Generationen ist Havlíček das Muster eines genialen und idealen Journalisten geworden. An ihm muſs man alles bewundern, wie er seinem Volke die politischen Gedanken unter allen Umständen beizubringen weiſs: während des Absolutismus überträgt er vor der ängstlichen Zensur seine politischen Ideale nach England und Amerika und läſst seine Leser erraten, daſs es sich um heimische Verhältnisse handelt. Als der neue Geist 1848 auch nach Österreich eindrang, konnte sich Havlíček des gröſsten Verdienstes rühmen, daſs er sein Volk zur Teilnahme an seinem politischen Leben erweckt hatte. Da begründete er, indem er sich die Druckfreiheit zu Nutzen machte, sein unabhängiges Blatt, die »Nationalzeitung« (»Národní Noviny«, 1848—1850), eines von den ungefähr fünfzig neu entstandenen čechischen politischen Organen. In dieser Zeit

der allgemeinen Berauschung durch die unverhoffte Freiheit wendet er seinen ganzen Einfluſs darauf, die Massen von dem unbesonnenen Radikalismus und von den Gassenstürmen zurückzuhalten und die Freiheit durch Selbstbeherrschung zu erwerben. »Ich bin ein groſser Feind der Revolution,« sagte er, »ich halte besonders auf die Revolution in den Köpfen und den Herzen.« Und während der militaristisch-hierarchischen Reaktion bewährt er sich als der unerschrockenste Verfechter der Freiheit und der Rechte seines Volkes.

Seine politische Tätigkeit breitete Havlíček auf die mannigfaltigsten Kulturgebiete aus. Die Grundsätze des aufklärerischen Rationalismus und der Humanität, die politischen Ideen des Rotteck-Welckerschen Liberalismus weiſs er dem čechischen Geiste und den čechischen Bedürfnissen anzupassen, zum Nutzen seines Volkes benützt er die tiefsten Weltideen, wie die selbstverleugnende Kleinarbeit in kleinstädtischer Zurückgezogenheit. Er drang in den Geist seines Volkes, bei dem er so viel gelernt, ein. Zum Volke spricht er verständlich, kernig, plastisch, bald ernsthaft, bald mit geiſselndem Witz und Satire, er weiſs die kompliziertesten Gegenstände und die abstraktesten Begriffe jedem Analphabeten klarzulegen. Dadurch entgeht seine publizistische Arbeit der Ephemerität. Sie wird noch heutzutage aufgelegt und bietet tiefe Belehrung. Die politische Freiheit wollte er durch die innere Kraft sicherstellen, durch die nationalökonomische, moralische und kulturelle Erstarkung.

Über Österreich zogen 1848 schwere Wolken auf: die meisten deutschen Staaten trugen unwillig das Primat Österreichs, welches in der Weltpolitik die finsterste Reaktion vertrat, die italienischen Provinzen Venedig und die Lombardei wie auch Ungarn empörten sich und erreichten bedeutende Erfolge; anfangs März geriet die Residenzstadt Wien in Aufruhr und die überraschte Regierung überlieſs alle Macht den Arrangeuren der Empörung. Von Wien aus werden fast alle Länder und gröſseren Städte von den Flammen des Aufruhrs mitergriffen. Österreich hatte gleiche Probleme und Aufgaben zu lösen wie viele andere Staaten, namentlich den von dem Absolutismus und dem trägen Feudalismus geschwächten Staatskörper den Forderungen der Freiheit, des gleichen Rechtes und der freien Selbstbestimmung der Völker anzugewöhnen, aber es hatte auſserdem noch groſse

innere Schwierigkeiten zu überwinden, die durch die bunten Gegensätze der verschiedenen Völker und ihrer historischen Traditionen gegeben waren. Die Interessen der verschiedenen österreichischen Völker standen sich schroff entgegen, ja, sie bekämpften einander. Unter den Magyaren wurde der Gedanke des Zerfalles des Kaiserreiches gefördert; es entstand schon damals die alldeutsche Idee, welche wünschte, dafs die slawischen Völker in der grofsen deutschen einheitlichen Nation aufgehen sollten. Darum handelte es sich den österreichischen Slawen um die Erhaltung Österreichs, aber eines freien, von historischen und nationalen Staatsindividualitäten gebildeten Österreichs. Alle Parteien streben die Hilfe des Thrones und der Regierung an: sie wird regelmäfsig demjenigen zugesprochen, der eben als der gefährlichste erscheint.

So grofsen Aufgaben waren die damaligen politischen Koryphäen nicht gewachsen. Mit einem Schlag wurden sie statt der Aristokratie von der Zeitbewegung aus den Advokatenkanzleien, von ihren Schreibtischen und von ihren Lehrstühlen in die politische Arena gerufen, auf einmal sollten sie die politisch-liberalen Doktrinen und Losungen der Zeit mit der so schweren komplizierten Wirklichkeit in Einklang bringen. In dem »Nationalausschufs«, der bedeutendsten politischen Institution, fast einer selbständigen böhmischen Regierung, erhielten sie ihre politische Taufe. Bei den Čechen wurde Palacký zum Führer der čechischen politischen Ideen; neben ihm erstanden bedeutende politische Talente wie Havlíček, die Praktiker, Advokaten Fr. Brauner und Ad. M. Pinkas, A. Strobach, der hinreifsende Redner Fr. Rieger u. a. Programme wurden vorgetragen und häufig abgeändert, neue Gegensätze, namentlich zwischen den Nationalliberalen und den Radikalen traten an den Tag; es wurde in Versammlungen und in den Zeitungen gestritten, wie es überall so ergeht, fast nirgends fest gezeichnete Ziele befolgt. Die čechische Sprache steht im Vordergrund des ganzen politischen Trachtens wie früher des litterarischen. Die Freiheit erklärt man zunächst im Sinne der freien Sprache und des freien Volkstums. Die Gleichberechtigung der čechischen Sprache mit der deutschen wurde anfangs auch von den deutschen Anführern in Böhmen anerkannt. Aber die Wahlen in das Frankfurter Parlament, das von den Čechen aus staatlichen Rücksichten nicht

beschickt wurde, trübten bald diese Eintracht. Soziale Gegensätze spitzten die Fehden zu wirklichen Feindseligkeiten zu. Die Partei der Deutschen in Prag bestand gröſstenteils aus reichen Industriellen und Kapitalisten, höheren Beamten, die in der Revolutionsbewegung konservativ, ja reaktionär auftraten, die Čechen waren ihrem Wesen nach mehr demokratisch und radikal. Diese Gegensätze führten aber das volle nationale Erwachen herbei. Prag, welches man vor 1848 zu zwei Dritteln für deutsch gehalten hatte, wird über Nacht in demselben Verhältnis čechisch. Dadurch gewinnen die Schritte der Čechenführer an Wichtigkeit.

In diesen Kämpfen nehmen die čechischen Politiker zur slawischen Verwandtschaft ihre Zuflucht. Wie früher der litterarische Panslawismus im Pangermanismus sein Vorbild erblickte, so erwuchs jetzt aus dem politischen Groſsdeutschtum der politische Panslawismus. Das Beispiel des groſsdeutschen Parlaments in Frankfurt erweckte den Gedanken eines Slawenkongresses in Prag. Zu Pfingsten 1848 trat der Kongreſs nach groſsen Vorbereitungen unter einer imponierenden Anzahl von Teilnehmern zusammen. Salbungsvoll begann die Handlung, mit phantastischen Paradeaufzügen und mit dem üblichen Zeremoniell und ostentativen Äuſserlichkeiten, dann hörte man schwungvolle, begeisterte Reden, von denen namentlich die schönen tiefen Worte Šafaříks jedermann ergriffen. Aber in der Behandlung der einzelnen Fragen ergaben sich alte Vorurteile und verschiedene Interessen. Die gröſste Differenz bildete das Programm. Über die besonnene politische Mäſsigung Palackýs und der Čechen, welche den Austroslawismus, d. h. die politische Verbindung aller in Österreich wohnenden Slawen, ins Leben rufen wollten und das Bestehen Österreichs und der Habsburgischen Dynastie anstrebten, siegte der feurige, unbesonnene, umsturzsüchtige Russe Mich. Bakunin mit seinen revolutionären Plänen. Der Kongreſs einigte sich neben einer Adresse an den Kaiser von Österreich zu einem Manifest an die europäischen Völker, welches die Humanitätsideen der panslawistischen Wiedergeburt mit den Gedanken der politischen Dichter verband und für die Freiheit der Völker und gegen die Despoten und Diplomaten eiferte. Der Slawenkongreſs beendete seine Verhandlungen nicht. Er wurde gewaltsam aufgelöst, als aus reinem Zufall in den

Prager Gassen eine Revolution losbrach. Die slawischen Gäste mufsten Prag verlassen. Der innige Slawe Šafařík soll über dies Ende des ersten Schrittes ins slawische politische Leben geweint haben.

Die gewaltsame Unterdrückung des Prager Pfingstenaufstandes bedeutete den ersten Schlag gegen das selbständige politische Leben und gegen die Freiheit der österreichischen Völker. Die bestürzte Militärpartei fafst sich nach diesem Erfolg und schreitet kühn zur Unterdrückung der bewilligten Freiheiten. Es folgt ein unfruchtbares Parlamentieren, wo viel gesprochen und gestritten, theoretisiert und interpelliert wurde, die Wiener Stürme, dann die gewaltsame Auflösung des Reichstages in Kremsier, die Oktroyierung der Reichsverfassung, die Beschränkung der Prefs- und Versammlungsfreiheit. Ein närrischer Aufruhr einiger jungen Leute, an deren Spitze der neunzehnjährige Student J. V. Frič stand, im Mai 1849 führte eine lange peinliche Untersuchung und vieljährige Haft der čechischen Radikalen in fremden Festungen herbei und verhängte über Prag einen mehr als vierjährigen Belagerungszustand, während dessen despotische Willkür ungehindert waltete. Der reaktionäre Despotismus, welcher in ganz Europa wieder freier aufatmete, lebt in Österreich ein ganzes Jahrzehnt kräftig fort. Durch die Erfolge gegen die Magyaren, bei denen der willige Förderer aller Reaktion, Zar Nikolaus, mächtig mitwirkte, nach der Unterdrückung der italienischen Revolution bewältigte die alte Staatsmacht die berechtigten Rechte und Freiheitsbestrebungen völlig.

In seinem Kampfe gegen die Reaktion verliefs K. Havlíček niemals den Weg des bestehenden Rechtes und des gültigen Gesetzes. Trotzdem wurde die »Nationalzeitung« 1850 sistiert. Da er in Prag seine Zeitung nicht herausgeben konnte, übersiedelte er aufserhalb des Belagerungszustandes nach Kuttenberg, wo er seine berühmte Wochenschrift »Slovan« (»Der Slawe«) redigierte. Für die weitesten Leserkreise bereitete er da eine Auswahl seiner wichtigsten publizistischen Aufsätze »Der Geist der Nationalzeitung« und ein vortreffliches Buch »Kuttenberger Episteln«; letztere waren hauptsächlich den kirchlichen Fragen gewidmet. Die Regierung verfolgte seine unerhörten Erfolge mit den rücksichtslosesten Mafsregeln. Die beiden Bücher so-

wie viele Nummern des »Slovan« wurden konfisziert und alle möglichen Gewalttätigkeiten und Schikanen erdacht, nur um die Macht des unbequemen, zähen, liberalen Journalisten zu brechen. Havlíček zog sich ins Privatleben zurück, um sich der Litteratur zu widmen. Unerwartet aber wurde er um zwei Uhr in einer Nacht vor den Weihnachten 1851 in seiner Wohnung überfallen und nach Brixen in Südtirol zu einer vierjährigen Internierung deportiert. Die Katastrophe des freien politischen Lebens in Österreich führte Havlíček der dichterischen Tätigkeit wieder zu. In seiner Verbannung verfasste er seine gröſsten poetischen Arbeiten: »Die Tiroler Elegien«, »König Lauron«, »Die Taufe des hl. Vladimír.«

Der reaktionäre Despotismus in Österreich führte wohl viele freisinnige Männer, die an der Spitze der kurzen berauschenden Bewegung von 1848 standen, in Verbannung, Kerker, in Irrenhäuser. Aber niemandes Geschick rührt so tief und erfüllt mit bitterem Grimm und Haſs gegen die rachesüchtigen Usurpatoren der Macht wie das Los Havlíčeks. Es war dies die Wirkung seiner »Tiroler Elegien« (deutsch von R. Illový in der »Čechischen Revue« I, 1907). Er schildert darin seine Gefangennahme und Deportation nach Brixen. Fast jede Einzelheit ist nach der Wirklichkeit dargestellt — alles war gewiſs der lockendste Stoff für ein »Le mie prigione«. Der Dichter wuſste ihn durch seinen stimmungsvollen Humor, seine ätzende Ironie und seinen unübertroffenen Witz zur wirkungsvollsten Waffe gegen die reaktionäre Regierung zu schmieden. Seine harte, oft erprobte Männlichkeit läſst ihn nirgends — nicht einmal in der rührendsten Szene des Abschieds von seiner Familie — sentimental klagen oder in Ausbrüche des Grolls wegen des erlittenen Unrechts und Leides verfallen. Die »Tiroler Elegien« sind politisch wie das ganze Denken Havlíčeks; schneidend ironisiert er das schwerste Unrecht des Staates, mit schmerzhaft scharfer Satire begräbt er seine Träume über die politische Freiheit. Doch der Dichter wollte auf einige Augenblicke diese schweren Enttäuschungen vergessen und befaſste sich mit seiner köstlichen, schlichten Dichtung »König Lauron« (»Král Lávra«, deutsch von E. Albert in »Poesie aus Böhmen«). In »König Lauron« hat Havlíček ein launiges irisches Märchen mit dem humorvollen Motiv des antiken Midas, eines Königs mit langen Ohren, bearbeitet.

Dieses Märchen hat er in den »Briefen aus Irland« des deutschen Dichters M. Hartmann gelesen. Er machte daraus in der ganzen Auffassung und Gesinnung, durch die Gestalten, in Ausdruck und Form ein so kernig čechisches Gedicht, wie sie die čechische Litteratur nur selten aufweisen kann.

Das umfangreichste und bedeutendste dichterische Werk Havlíčeks, »Die Taufe des hl. Vladimír« (»Křest sv. Vladimíra«, deutsch von Dr. V. Vohryzek, 1906), erzählt, wie der Zar Vladimír den widerspenstigen Gott Perun ertränken läſst und einen Konkurs auf eine neue Religion ausschreibt. Es ist des Dichters Lebenswerk. Es entsprang aus den innersten Anregungen. Mit seiner Grundidee trug er sich seit seinen Lehrjahren im Priesterseminar sein ganzes Leben hindurch, sie bildete den Beweggrund seiner publizistischen und politischen Tätigkeit, namentlich verwächst es mit den »Kuttenberger Episteln« zu einem Ganzen. Diese Satire ist der schärfste und wirkungsvollste Angriff auf den weltlichen Absolutismus und den hierarchischen Despotismus, die einander immer in die Hände spielen; also dasselbe Objekt, gegen das die Ausbrüche des Zornes auch der deutschen Dichter, Lenaus, Freiligraths, Herweghs, G. Kellers, »des jungen Deutschlands« u. a. gerichtet waren. Zugleich war es eine gesunde Verspottung des demütigen Zarophilentums Hankas, welches vor dem russischen Herrscher und seinen Orden im Staube lag. »Die Taufe des hl. Vladimír« strotzt von der unerreichbaren karikierenden und parodierenden Kunst Havlíčeks, aber es wird darin auch das alte čechische Motiv laut: der Widerstand gegen jeden Gewissenszwang, gegen jede Vergewaltigung der Überzeugung, der Kampf für die Selbstbestimmung des Volkes. Bei Havlíček erscheint dies Bestreben unter dem Einfluſs der rationalistischen und liberalistischen Ideen. So ergänzt Havlíčeks dichterische Tätigkeit in mancher Hinsicht seine publizistische Arbeit. Trotzdem sein dichterisches Talent einseitig ist und die Vernunft darin überwiegt, hinterlieſs Havlíček der čechischen Litteratur ein kostbares Vermächtnis.

Die Dichtungen Havlíčeks konnten bei seinen Lebzeiten nicht gedruckt werden, aber sie wurden fleiſsig abgeschrieben und heimlich gelesen. Um desto häufiger werden sie in der jetzigen Zeit aufgelegt. So bleibt Havlíček in jeder Hinsicht ein Zukunftsmensch und ein Ideal für sein Volk: als Dichter, als Publizist

und Mensch. Als Dichter bot er seinem Volke ein Muster der inneren Wahrheit, der vollkommensten Übereinstimmung der Seele und des Kunstwerkes; als Mensch erhebt er seine Nachfolger durch seine persönliche Gröſse, durch seine Charaktertiefe, seinen hohen moralischen Standpunkt, durch sein echtes Čechentum; als politischer Vorkämpfer bleibt er ein Ideal der wahren Unerschrockenheit, Energie und weisen Überlegung, einer tätigen Liebe zur Freiheit und eines wahren Gerechtigkeitsgefühls. Und noch teurer macht ihn dem Volke sein Märtyrertum und sein frühzeitiger Tod. Und doch stellte er gegenüber dem alten Ideal eines Todes für das Vaterland einen männlicheren und würdigeren Grundsatz: »Früher starben die Männer für die Ehre, für das Wohl ihres Volkes, wir aber werden aus demselben Grunde leben und arbeiten.« In seiner Verbannung in dem stumpfen Milieu des klerikalisierten Südtirols fühlte sich Havlíček seines Elementes, des Zusammenlebens mit seinem Volke, beraubt und litt darunter sehr schwer. »Hier sitze ich halb lebendig, halb tot,« schildert er seinen Seelenzustand nach zwei Jahren seiner Internierung. Er befaſste sich mit gröſseren litterarischen Plänen, trug dazu mit seinem beispiellosen Fleiſs das nötige Material zusammen, aber er konnte auſser den erwähnten Dichtungen und anderen kleineren Arbeiten keinen ausführen. Nach fast vier Jahren, nachdem die Reaktion in Europa so groſse Fortschritte gemacht hatte, schien der österreichischen Regierung der gebrochene čechische Journalist nicht mehr gefährlich. Gelähmt am Geiste, eine unheilbare Krankheit im Leibe, kehrte er in seine Heimat zurück. Seine Gattin fand er begraben, sein Vermögen in Trümmern, seine Freunde unter dem Drucke der demoralisierenden Reaktion ganz verändert. Mit Schmerz ertrug er es, daſs man ihn mied, den von der Gewaltherrschaft gebrandmarkten Proskribierten, dessen im Privateigentum gefundene Schriften einen genügenden Grund zum Einkerkern boten. Geistreich symbolisierte seine groſse Mitdulderin, Božena Němcová, seine Bedeutung und sein Leiden durch einen mit Dornen durchflochtenen Lorbeerkranz, den sie am 1. August 1856 auf den Sarg Havlíčeks legte.

Havlíček war nicht das einzige Opfer der reaktionären Verfolgung. Nicht nur die Mitglieder der radikalen Partei — gröſstenteils Studenten —, welche einen jugendlich naiven Putsch veranstaltet hatte, erfuhren eine beispiellos strenge Strafe, sondern

alle liberal gesinnten Politiker wurden verfolgt. Viele von den Schriftstellern und Publizisten büfsten ihre Begeisterung für die politische Freiheit im Kerker, in Verbannung oder in gezwungenem Militärdienste. Freisinnige Geistliche, die in dem Freiheitsrausch 1848 die Idee gefafst hatten, über die nötigen Reformen in der katholischen Kirche im Geiste Bolzanos Beratungen zu halten, wurden jetzt rücksichtslos verfolgt. Freier denkende Professoren wurden ihres Amtes enthoben. Vor allem erschien der Hegelianismus dem Staate und der Kirche gefährlich. Eine charakteristische Erscheinung der werdenden čechischen Philosophie, der Augustinianer Fr. Mat. Klácel (1808—1882), Dichter und fruchtbarer fachwissenschaftlicher Schriftsteller und einflufsreicher Lehrer, eifriger Verbreiter der čechischen Renaissancebestrebungen in Mähren, war schon früher (1844) der Professur der Philosophie entsetzt worden, in den Jahren 1848—1852 widmete er sich einer freisinnigen publizistischen Tätigkeit, während der Reaktion mufste er sich in sein Kloster zurückziehen und verliefs 1869 sein Vaterland, um in Amerika für die Freiheit der Überzeugung eine neue Wirkungsstätte zu suchen und neuen Enttäuschungen entgegenzugehen. Klácels Hegelianismus entwickelte sich zum Pantheismus. Seine Lehrtätigkeit mufste der Kreuzherrnordenspriester, Augustin Smetana (1814—1851), der tiefste und überzeugungstreueste unter den bisherigen čechischen Philosophen, ein unerschrockener Verfechter der Gesinnungsfreiheit, aufgeben. Obzwar er nur deutsch schrieb, nimmt seine philosophische Arbeit in der Ideenentwicklung des čechischen Volkes eine wichtige Stelle ein. In Konsequenz der Hegelschen Philosophie verkündete Smetana in der Natur, in der Geschichte, in der Religion eine Entwicklung im Sinne des Fortschrittes und der endlichen gänzlichen Idealisierung der Menschheit. Er trachtete danach, seinem Volke eine Rolle unter anderen Völkern zu verschaffen, baute namentlich eine tiefe Philosophie der čechischen Vergangenheit (»Die Bestimmung unseres Vaterlandes Böhmen vom allgemeinen Standpunkte aufgefafst«, 1848) auf. In Konsequenz seiner religiösen Überzeugung trat er aus der katholischen Kirche aus, wurde dann exkommuniziert und von der katholischen Hierarchie bis über das Grab hinaus gehafst und verfolgt. Ein hartes Los traf einen dritten Hegelianer, J. Ig. Hanuš (1812 bis 1869), der besonders durch seine naturphilosophischen phan-

tastischen Spekulationen auf dem Gebiete der slawischen Mythologie bekannt ist, durch welche er sonst grofse wissenschaftliche Verwirrungen angerichtet hat.

Trostlos war der Zustand der damaligen čechischen Litteratur. Die Vertreter der älteren Litteratur, wie Kollár, Čelakovský, Turinský, J. J. Marek, Rubeš, Koubek, Havlíček, Tyl, Štúr u. a. waren früh in den ersten Jahren der Reaktion gestorben; manche, wie Erben, Vocel, Nebeský u. a., wandten sich von der Poesie immer mehr der wissenschaftlichen Arbeit zu. Palacký, dem man früher eine Ministerstelle angeboten hatte, wurde wie Havlíček proskribiert und von vielen Patrioten gemieden. Die Leitung der čechischen Kultur befand sich in den Händen des militärischen Kommandanten und des Polizeidirektors, welche den Schriftstellern ihren Willen aufdrängten. Eine langjährige Haft in der Festung wurde dem jungen J. V. Frič als Lohn für seine Absicht, litterarisch zu wirken, in Aussicht gestellt. Rücksichtslos betätigte die Regierung die Germanisationsbestrebungen, verbreitete so unter den Völkern des Staates Vorurteile und Hafs, bei den schwächeren, namentlich den slawischen, kräftigte sie dadurch nur das nationale Bewufstsein.

In dieser trostlosen Lage ist die litterarische Tätigkeit der B. Němcová, deren ganze Erscheinung zum ersten Male in der čechischen Litteratur an die grofsen weiblichen Individualitäten der deutschen Romantik, einer Karoline und Dorothea Schlegel, einer Bettina Brentano erinnert, einer von den wenigen Lichtstrahlen in die fernere Zukunft.

Zehntes Kapitel.

Das čechische Volksleben in der Belletristik. Božena Němcová.

Ihren litterarischen Namen trägt Božena Němcová (1820 bis 1862) nach ihrem Manne, einem Finanzwachbeamten. Sie war das älteste von den vierzehn Kindern Joh. Pankels, eines Deutschen. Ihr Vater wie ihre Mutter, die čechischen Ursprungs war, standen in den Diensten der abenteuerlustigen, liebesmüden Herzogin Katharina von Sagan, welche nach ihren beständigen Irrfahrten in ihrem Schlosse Ratibořice unweit von Böhm. Skalice im nordöstlichen Böhmen gerne verweilte. Da wurde das kleine Bärbchen in einem anmutigen Tale unter einem eigenartigen čechischen Menschenschlag gröſstenteils der Fürsorge ihrer klugen, vortrefflichen Groſsmutter anvertraut. Da keimen die Anfänge ihres originellen litterarischen Wesens. Die litterarische Tätigkeit der Bož. Němcová faſste Wurzeln, als ihr Mann 1841 zum vierjährigen Aufenthalt nach Prag versetzt wurde. Die bildschöne, einnehmende, geistreiche Frau vertiefte im Verkehr mit den gebildeten Vertretern der čechischen Litteratur ihre Bildung und ihre Lebensanschauungen. Der vielseitig gebildete und künstlerisch feinfühlende Professor der medizinischen Fakultät, Dr. Jos. Čejka (1812—1852), ein Kenner fremder Sprachen und gewandter Übersetzer spanischer Romanzen, Shakespeares, südslawischer Litteraturen, ein bedeutender Faktor in der nationalen Kulturarbeit, sowie V. B. Nebeský, machten sie mit den Ideen und Strömungen des »Jungen Deutschlands« bekannt. Die in ihrer Ehe keineswegs glückliche jugendliche Frau hörte in dieser Gesellschaft über die hohe Sendung des Weibes in der menschlichen Gesellschaft, über das Recht, ungebunden von den Fesseln der Konvention, den individuellen Gefühlen und Neigungen zu leben, über die sittliche und gesellschaftliche Hebung des Weibes, über demo-

kratisch humanitäre Ideen und Neigungen, über die Aufgaben der Litteratur, welche das lebendige, wirkliche Leben widerspiegeln soll. Diese Anschauung verlangte eine kühne Teilnahme der Dichter an den mächtigen Bestrebungen und Reformen, an sozialen Problemen der Zeit. Diese Gedanken fallen auf den fruchtbaren Boden des slawisch-nationalen Bewuſstseins, welches in ihrer Seele schon früher von einem Landgeistlichen und durch die Schriften J. K. Tyls angefacht worden war und jetzt von der patriotischen čechischen Gesellschaft gekräftigt wurde. In ihren Erstlingsschöpfungen opferte B. Němcová diesem herkömmlichen Ideal. Doch wuſste sie in ihren erotischen und nationalpatriotischen Gedichten einen in der čechischen Litteratur neuen Ton von der Sendung des bewuſsten Weibes im nationalen Leben anzuschlagen.

Nachdem in dem Prager anregungsreichen Milieu die seltenen Kunstanlagen der B. Němcová erwacht waren, wuſste sie überall, wo sie hinkam, dem Leben reichen Stoff für ihr dichterisches Schaffen abzugewinnen. Darin beruht hauptsächlich ihre Sendung. Die objektive Welt, ihre Jugenderinnerungen bekamen in der Glut ihrer reichen Gefühle und Stimmungen, ihrer Anschauungen und Tendenzen eine ausgeprägte künstlerische Gestalt. Ihre Lebensumstände verbanden sie mit den Volksschichten. Mit ihrem Manne wanderte sie aus einer Gegend in die andere, namentlich im östlichen und westlichen Böhmen. Später (1851, 1853, 1855) bereiste sie auch das nordwestliche Ungarn, die schöne Heimat der Slowaken, wohin ihr Mann versetzt worden war. Überall gab es für die seltene Beobachtungsgabe der Dichterin, für ihre bewuſst gepflegten ethnographischen Studien eine Fülle von reichhaltigem unbekannten Material. Auf diese Weise erwarb sie sich eine Kenntnis der Seele und Lebensweise des čechoslawischen Volkes, in der mit ihr niemand wetteifern konnte.

Vor B. Němcová und nach ihr pflegte die Landnovelle der katholische Geistliche Fr. Pravda (eigentlich Vojtěch Hlinka, 1817—1902). In der Standestendenz an Jeremias Gotthelf, in der Komposition an Berthold Auerbach, zu dem er auch in die Schule ging, erinnernd, schuf Pravda eine stattliche Reihe von Genrebildern des čechischen Dorflebens. Mit den schlichten, realistischen »Erzählungen vom Lande« (»Povídky z kraje«, 1851—1853, fünf Bände, »Gesammelte Schriften« 1871—1877,

»Gesammelte Erzählungen für das Volk«, 1877—1898) führt Pravda das čechische Landleben mit wirklichem, liebevollem Verständnis in die čechische Litteratur ein. Ein bewunderungswürdiger Reichtum von individuellen Gestalten, eine Fülle der verschiedensten Beziehungen und Umstände des Dorflebens sind die Vorzüge, eine stark hervortretende katholisch agitierende und moralisierende Tendenz und reaktionäre Auffassung der sozialen Entwicklung die Schattenseiten der Bellestristik Pravdas. Mit Pravda hat Němcová bloſs das Material gemeinsam.

Die vortrefflichen »Nationalen Märchen und Sagen« (1846 bis 1847), in denen B. Němcová die reichen Erinnerungen aus ihrer Kindheit mit den frisch gesammelten Beiträgen aus der Umgebung von Taus (Domažlice) an der bayrischen Grenze verbunden hatte, bedeuteten ihren ersten durchschlagenden litterarischen Erfolg. Die reich bildende Phantasie der Dichterin, ihr frei fabulierender, subjektiv nachfühlender Geist, ihr feiner, ästhetisch veredelter Kunstsinn kämpft in dieser Sammlung mit dem Bewuſstsein einer objektiven, treu ethnographischen Wiedergabe der Märchen, zu der sie von K. J. Erben angehalten wurde. Dieser »Nachhall« der čechischen Märchen kommt dem »Nachhall der čechischen Volkslieder« Čelakovskýs am nächsten. Die »Nationalen Märchen und Sagen« spiegeln alle Vorzüge der čechischen Volksepik, alle Merkmale der überlieferten Litteratur in sich ab: die Volksanschauungen, den Volkswitz und Humor, die Kunst der bezeichnenden Charakteristik, die plastische Ausdrucksweise, die Jahrhunderte lang sich fortpflanzende Lebensweisheit der Sprichwörter. Von den Volksmärchen griff B. Němcová weiter in das Alltagsleben des Volkes. In den »Bildern aus der Umgebung von Taus« (1846) verband sie das ethnographische Interesse, ihre seltene Detailmalerei mit dem Bestreben, das Volk kulturell und national zu heben. Andere Versuche stellen die Volksgebräuche und Gewohnheiten in einem novellistischen Rahmen dar.

Ihr bewegtes Seelenleben drückt die Dichterin in dem Leitmotiv dieser Schöpfungen der ersten Periode, der Liebe, aus. Als heiſsbegehrtes schönes Mädchen wuchs sie unter den Eindrücken romantisch übertriebener Liebesromane auf, dann lebte sie an der Seite eines Mannes, den ihr die kühl berechnenden, mit Kindern gesegneten Eltern empfohlen hatten, an dem ihr Ideal eines liebenden Mannes enttäuscht war, in Prag gab sie sich ohne

Rücksicht auf die konventionellen Anstandsschranken vertraulichen schwärmerischen Freundschaftsverbindungen mit gebildeten und geistreichen Männern hin und nährte in sich und in ihnen tiefe Liebesneigungen. So erfährt das erotische Element, das liebende weibliche Herz, in den verschiedensten Beziehungen bei B. Němcová das innigste Verständnis und die feinste psychologische Darstellung.

Seit dem Jahre 1850 hielt sich B. Němcová dauernd in Prag auf. Ganz anders verlief jetzt ihr Leben als vor zehn Jahren. Zwar wurden Gesellschaften gepflegt, alte Freundschaften aufgefrischt, neue geschlossen; die schöne geistreiche Frau von den liberalsten Anschauungen von vielen Männern angebetet, von den Durchschnittsfrauen der tonangebenden spiefsbürgerlichen Gesellschaft beneidet und verleumdet. Wie in früheren Jahren hatte sie auch jetzt unter anhaltender Krankheit viel zu leiden, krank waren öfters ihre vier Kinder, deren Erziehung sie während der jahrelangen Abwesenheit des Mannes sorgfältig leitete. Seit 1853 mit der Erstarkung der Reaktion, die sie tief schmerzte, verfinsterte sich ihr Stern immer mehr; ihr ältester begabtester Sohn starb; ihr Gemahl wurde seines Amtes enthoben, wozu die litterarische Tätigkeit seiner Frau als auch ihre und seine eigene nationalpatriotische Gesinnung als Anlafs angegeben wurde, die grofsmütige, über ihre Mittel mildtätige Frau sah sich gezwungen, von den besser situierten Freunden und Bekannten demütigendes Almosen (darunter auch Kartoffeln, abgetragene Kleider) sich zu erbitten. Ihr willensschwacher Mann entfremdete sich im Elend durch seine harte Selbstsucht immer mehr dem Herzen seiner Frau und seiner Familie. Öfters griff jetzt Němcová zur Feder, um ihrer Familie Brot zu erwerben und ihr Herz durch die erlösende Macht der Poesie von der schweren Bedrängnis zu befreien.

Immer mehr vertiefte sie sich in ihre Vergangenheit, holte aus ihren Erinnerungen und reichen Erfahrungen Gestalten und Begebenheiten, an denen sich ihr Sinn erfreute, die ihr in der trostlosen Umgebung als Ideal eines vollkommen glücklichen Menschen vorleuchteten. Es war fast ausschliefslich die Welt der Landbewohner, armer und einfältiger Seelen, welche sie sich in ihrer Erinnerung wach rief, mit deren begnügsamer Lebensauffassung sie sich in ihrer schweren Lage tröstete. Ihr humaner

Sinn, ihre Gerechtigkeitsliebe, das Übermaſs des Gefühls läſst sie ihre Helden nicht rein künstlerisch betrachten, sie verwächst mit ihnen, verleiht ihnen ihr Herz, verbreitet Verständnis für sie, verteidigt ihre Menschenrechte. So waltet häufig die Tendenz in ihren Werken vor, die Tendenz, eins der mächtigsten Kunstprinzipien des »Jungdeutschland«, dem B. Němcová wie viele jüngeren čechischen Schriftsteller nahe stand. Nicht umsonst wurde ihr George Sand, für welche sich Jos. Čejka während ihres Aufenthaltes in Prag begeisterte, in der künstlerischen Lösung der sozialen Fragen zum Vorbild aufgestellt.

Für die armen Angehörigen des čechischen Volkes spielte nach der Aufhebung der Leibeigenschaft die Auswanderungsfrage eine der bedeutendsten Rollen. Vor allem zog čechische Dienstmädchen und Lehrlinge Wien an — auch reichere Bauern schickten ihre Töchter als Mägde hin, um ihnen auf diese Weise »Bildung« zu verschaffen. Diese brennende soziale Frage ihrer armen Landsleute unterzog B. Němcová in den Novellen »Heimweh«, »Bärbchen«, »Ein guter Mensch« zum ersten Male in der čechischen Litteratur einer künstlerischen Behandlung. Die Verfasserin legt eine innige Teilnahme für die sozial Schwächeren, oft menschlich Edleren an den Tag, erhebt miſsachtete, elende Wesen (Novelle »Rosalchen« = »Rozárka«) zu Helden ihrer Schilderung und vertieft stofflich das Gebiet der čechischen Belletrie. Němcová wird zur Verkünderin der wahren demokratischen allmenschlichen Humanität.

Ein schönes, frisches, gestaltenreiches Bild ländlicher glücklicher lebensfroher Begnügsamkeit, einiger eigenartigen goldnen Herzen holte die Dichterin aus dem ersten Jahre ihrer Ehe in einem čechischen Gebirgsstädtchen zu der Novelle »Arme Leute« (»Chudí lidé«, 1857) hervor. Während diese Erinnerungen ihrem Seelenzustand Beruhigung brachten, schrieb sie eine andere Novelle »Im Schloſs und im Schloſsflecken« (»V zámku a podzámčí«) mit dem Blut ihres Herzens und machte sie dadurch zu dem wirkungsvollsten, tief in das Gemüt sich einprägenden Bilde von allen ihren Werken. Schroff und rücksichtslos zeichnet sie die Gegensätze — wie sie damals auch waren — zwischen der neugebackenen Herrschaft, welche oben in Prunksucht, in sklavischer Nachäffung des hochgeborenen Adels, unter steten Vergnügungen lebt, und zwischen den für sie schwer arbeitenden

elenden Taglöhnerfamilien, welche schlimmer als das herrschaftliche Vieh essen und wohnen, vor Not der Cholerapest zum Opfer fallen. Das starke, tief rührende Eingangsbild der aufopfernden Mutterliebe, wie eine arme, verschmachtende sieche Witwe ihr unmündiges Kind vor dem Hungertode retten will, aber nicht kann, weil die Milch in ihrer Brust versiegt ist, mag wohl den schmerzhaften Sorgen der Dichterin um die eigene Familie entsprungen sein. Nur die Armen teilen mit noch Elenderen ihr Brot. Die Dichterin zeichnet die gegen jede Not stumpfen, beschränkten, vermögenderen Kleinstädter, namentlich Frauen, neben denen sie jahrelang leben mufste, mit einer Treue und Kühnheit, wie es vor ihr niemand von den čechischen Schriftstellern vermochte. Sie will nicht mehr — wie die älteren Schriftsteller — diese Schichten blofs zum nationalen Bewufstsein wecken, sondern sie durch die Satire zur sozialen Humanität erheben.

Aus dem vollen Volksleben schöpfte B. Němcová ihre realistischen Novellen »Karla« (= Karoline), »Die wilde Bára« (= Barbara), »Die Hütte im Gebirge« und die Romane »Die Grofsmutter« und »Das Gebirgsdorf« (1856). Originelle urwüchsige Gestalten der Gebirgsbewohner, namentlich der Choden (Grenzbauern) aus der Umgebung von Taus, ihre Neigungen und Regungen, ihre Lebensanschauungen, ihre Alltagssorgen, sowie ihre Feste entwickelt die Dichterin vor dem Leser im regen frischen Flufs ihrer künstlerisch vervollkommneten Darstellung. Die »Karla« behandelt eine wirkliche Begebenheit, wie eine Soldatenwitwe ihren in der Fremde geborenen Sohn aus Furcht vor dem Lose, das ihren Mann im unsicheren Soldatenleben getroffen hatte, als Mädchen kleidet und erzieht. Die Dichterin zeichnet in objektiver, klarer Darstellung meisterhaft die Entwicklung der Handlung und des Helden in einem satten, wirkungsvollen Bilde. »Die wilde Bára« führt ein eigenartiges, in der Natur bei der Herde erzogenes, nach aufsen rauhes, männlich hartes Schäfermädchen, aber von tiefem, weiblich feinem Gefühl, beglückendem Gemüt, von seltenem Scharfsinn vor — ähnliche Eigenschaften entdeckte die Dichterin in ihrer Jugendzeit an sich selbst. Ihrem eigenen Seelenleben entsprach wohl auch die vortreffliche Schilderung des liebenden Mädchenherzens und das tiefe Freundschaftsgefühl, dessen sich Němcová

am liebsten als technischen Kompositionsmittels ihrer Novellen bedient. Das romantisch komponierte, an ethnographischem Stoff reiche Einzelhofidyll »Die Hütte im Gebirge« ist der Vorliebe der Dichterin für den slowakischen Bruderstamm und ihre wunderschöne Heimat entsprungen. Die verschiedenartigsten Eindrücke von der Natur und von den Menschen beschrieb sie mit inniger Teilnahme in einigen realistischen Reiseskizzen aus Ungarn, welche ein vielseitiges Gegenstück zu den »Bildern aus der Umgebung von Taus« bilden. Diesen drei Reisen der B. Němcová nach der Slowakei verdankt man auch die vortreffliche Sammlung »Slowakische Märchen und Sagen« (1857—1858), in denen die Schriftstellerin eine treuere ethnographische Wiedergabe dieser Volksschöpfungen anstrebte als in der älteren Sammlung der čechischen Märchen. Sie liefs von der Absicht ab, sie künstlerisch zu verschönern. »Der kritische Leser«, sagt sie, »wird in diesen Sagen die Gesinnung, die schönen Gebräuche und die echten Sitten des Volkes kennen lernen, in welchen sie leben und welches allein sie rein und schön darzustellen weifs.«

Die für die Dichterin schwerste und peinlichste Zeit, ihre unaussprechlichen Entbehrungen, Qualen und Schmerzen, Enttäuschungen schenkten der čechischen Litteratur eins der liebenswürdigsten und schönsten Werke »Die Grofsmutter« (»Babička«, 1855, deutsch von Ant. Smiral, auch in die französische und rumänische Sprache und fast in alle slawischen Sprachen übertragen). Wie unter diesen trostlosen Umständen ihr Roman entstanden war, berichtet die Verfasserin poetisch in einem Briefe: »Da flüchtete ich mich in das vereinsamte Gebäude in dem kleinen Tale, zu den Füfsen der lieben Grofsmutter, und als ich ihre klugen Worte, ihre Lieder und Märchen hörte, als vor mir ihr teures Bild stand, meinte ich, ein Mädchen zu sein, ich lief frohen Mutes über die Wiesen, die Wälder, besuchte alle aufrichtigen Seelen und vergafs bei ihnen der ganzen übrigen Welt, mit allen ihren Drangsalen.« Diese erlösenden Erinnerungen, welche schon in ihren sonnigeren Tagen so lebhaft waren, dafs sie ihr Tränen hervorlockten, brachten in das Bild des schlichten, glücklichen Lebens am Busen der Mutter Natur eine verklärte Perspektive. Das intime Familienleben auf der einsam stehenden »alten Bleiche«, wo Němcová ihre glückliche Jugend verlebt hatte, bildet den Mittelpunkt des episch sich entrollenden Idylls. Die Grofsmutter, welche ihrem

ganzen tiefen Wesen nach die alte urwüchsige Generation der Gebirgsbewohner mit ihren hergebrachten gleichartigen Sitten und Anschauungen, mit ihrer ganzen Bildung vertritt, wird den Kindern eine wunderbare Erzieherin, verbindet durch ihre Person drei Generationen, sie beseitigt jegliche Verstimmungen in ihrer weiteren Umgebung, sie weiſs durch ihre Lebensweisheit die schroffen Gegensätze zweier Welten, der hohen Herrschaft und der Untertanen, zu überbrücken und beiden eine verständnisinnige, verträgliche gemeinsame Lebensweise auf rein menschlicher Grundlage hervorzuzaubern. »Die Groſsmutter« ist, wie es die Verfasserin selbst gestand, »das schlichteste Kind der Phantasie«, aber es ist innerlich wahr, es ist von der Dichterin warm durchlebt und gefühlt worden. Von der vertrauensseligen Idee, daſs das Glück allen menschlich fühlenden Seelen ohne Unterschied ihres Standes und ihrer Bildung beschieden ist, daſs sich seiner eben die Einfalt, unverdorbene, wenn auch ärmste Naturkinder erfreuen, wurde das Werk bestimmt. Die romantische Auffassung der Natur, die besänftigend, die Lebensfreuden vermehrend dem Menschen entgegenkommt, steigert die Subjektivität des Romans. Das Vorbild der menschlichen Höhe, wie es in der »Groſsmutter« vorgeführt ist, ist der Dichterin selbst entnommen. Wie die Groſsmutter war auch sie so mitleidsvoll, so wohltätig, brachte tiefes Verständnis jedem menschlichen Schmerz, jedem Fehler, jeder Freude entgegen; auch ihre Seele vertiefte sich durch seltene Lebenserfahrungen zu jener wunderbaren Lebensweisheit und jener ausgeglichenen Vornehmheit und Groſsmütigkeit der Seele, mit welchen sie ihre schweren Lebensbedrängnisse überwand.

An dem Stoffe ihres Werkes, an den zahlreichen markigen Gestalten, an den anmutigen romantischen Naturszenerien, an den einzelnen kleinen Begebenheiten, an den Festen und Gewohnheiten, an der Detailmalerei hing die Verfasserin mit ihrer ganzen Seele, so daſs sie der epischen Entwicklung der Handlung keine Aufmerksamkeit schenkte, aber trotzdem schuf sie ein höchst poetisches, fesselndes Werk. Die Groſsmutter ist ein klassisches idyllisches Epos, in dem ausdrucksvolle, realistisch gezeichnete schöne Szenen, eine unvergleichlich frische Schilderung des kindlichen Lebens, novellistisch bearbeitete Erzählungen und Sagen zu einem trefflichen Bilde des idealisierten čechischen

Landlebens verbunden sind und der hohen Gesinnung und Kunst der Dichterin das schönste Zeugnis geben. Zu der Popularität der »Grofsmutter« trägt ihr rein čechischer Charakter, eine schlichte, klare Form, die kernige, anmutsvolle Sprache, welche Němcová dem Volke abgelauscht hatte, bei. Dichter, Maler, Bildhauer, Komponisten werden von der Macht dieses Werkes angezogen und schaffen in seinem Geiste weiter.

Die edelsten Bestrebungen verbindet B. Němcová mit der realistischen Wiedergabe des čechischen Landlebens in ihrem Herzenswerke, dem Roman »Das Gebirgsdorf« (»Pohorská vesnice«, 1856). Die Verfasserin verlegt den Schauplatz in den ihr teueren čechischen Böhmerwald, dessen deutschen Teil gleichzeitig mit ihr der deutsche Dichter A. Stifter so glücklich zu schildern begann. Aufser dem eigenartigen Leben der alten Wächter der Landesgrenze, der Choden, entrollt sie in diesem Werke die einnehmende Poesie der Volksgebräuche, die Charaktereigentümlichkeiten der ungarischen Slowaken. Ein Graf — eine der Wirklichkeit entnommene Gestalt —, der sich der slowakischen Drahtbinder gerne annahm und sie auf seinen Herrschaftsgütern ansiedelte, spielt die Vermittlerrolle. In dem Roman findet man alle Neigungen und Vorzüge des Beobachtungstalentes der Dichterin wieder: alles ethnographisch Auffallende, originelle Gestalten der Choden, Volksbräuche, Volksweisheit, frohe Feste. die treffende Ausdrucksweise der Volkssprache, daneben romantisch bewegte Begebenheiten, verwegenes Pascherleben, gemütliches, glückliches Familienleben, naturwüchsige Liebesverhältnisse, weniger das kummervolle Alltagsleben fand in B. Němcová eine meisterhafte realistische Malerin. Aber die Dichterin will das geistige und materielle Leben dieser gesunden Volksschichten bereichert und vervollkommnet sehen. Sie betraut den Adel mit der Rolle des Veredelns, des Erhebens des Volkes. Dieses Ideal eines harmonischen Zusammenlebens zwischen dem Volke und seiner aristokratischen Herrschaft schwebte der Dichterin auch in anderen Werken vor Augen. Die Herrschaft weifs die schönen Eigenschaften des Volkes zu schätzen, unterstützt es materiell, belehrt es, zieht es zu sich heran, geht mit dem Beispiel der wahren Menschlichkeit voran. Leider blieb diese ideale Wirkung des Adels keinem Volke so fern wie dem čechischen. Die Kunst der Dichterin scheiterte auch an diesen hochgeborenen Charakteren.

für die sie nicht in die Wirklichkeit greifen konnte. Dafür spricht die Gefühlswärme, die edlen Bestrebungen der Dichterin zu dem Herzen des Lesers, wenn er die tiefen Grundsätze der Dichterin über die Erziehung und Bildung des Weibes und über andere brennende Zeitfragen hört, wenn er sich an der Natur und der Kunst entzückt, wenn er in den handelnden Personen die läuternde und erhebende Macht der köstlich geschilderten Liebes- und Freundschaftsprozesse durchlebt. Es waren die teuersten Güter der Seele der Dichterin in ihren maſslosen Qualen.

Es war B. Němcová nicht beschieden, sich von ihren Plagen, ihrer Erniedrigung und ihren Martern zu befreien. Ihre litterarische Arbeit wurde in ihrer gröſsten Not von den Verlegern gewissenlos ausgenützt. Gänzlich erschöpft starb sie in ihren jungen Jahren den 20. Januar 1862. Ihr litterarischer Nachlaſs ist groſs, aber doch entspricht er durchaus nicht dem Reichtum ihres Geistes, den man am besten an den Überresten ihrer überaus reichen Korrespondenz messen kann. Das Briefschreiben nahm bei der Verfasserin die meiste Zeit in Anspruch. Leider ist uns davon nur wenig erhalten. Ihre Schaffungskraft wurde erst durch ihre schwere Krankheit gelähmt. Das letzte Bruchstück »Die Rückkehr von der Wallfahrt« läſst das Wachsen ihres künstlerischen Talentes vermuten.

Die Werke der B. Němcová sind wie eine Apotheose der Wiederbelebungsidee des čechischen Volkes. Die kernigen Schichten der Landbewohner waren die Stütze der Hoffnungen auf eine bessere Zukunft. B. Němcová vollendet dichterisch, was Čelakovský und Erben mit ihrer litterarischen Tätigkeit anstrebten: sie sucht den gemeinen Mann, den Träger des čechischen Wesens, nicht nur im Sinne seiner traditionellen Kunst, sondern in seinem ganzen vollen Leben auf und verleibt ihn dem dichterischen Ideal ein. Ihr gelang das schwerste Problem der erwachten čechischen Litteratur: durch die Darstellung des eigenartig čechischen Lebens zugleich ein Bild des rein Menschlichen zu liefern, was vor ihr Erben mit der Poetisierung der Volkstraditionen erreicht hatte, in der bildenden Kunst gleichzeitig mit ihr der geniale Maler Jos. Manes versuchte. Němcová drückte dies Kunstideal in ihren schönen Worten aus: dies Ideal gebiete »alle Kinder auf einen Namen zu taufen, den Namen »Mensch«,

mit diesem Namen einander zu nennen, ihn heilig zu halten.« So gipfelt in B. Němcová die Hauptidee der čechischen Renaissance, die Idee der Humanität. Sie durchlief alle Entwicklungsphasen der čechischen Litteratur: der romantischen Begeisterung für die Volkspoesie, des Bolzanischen christlichen demokratischen Philanthropismus, der sozialen und humanitären Tendenzen »Jungdeutschlands«, der gleichzeitigen philosophischen Probleme. Allen vornehmsten Vertretern der čechischen fortschrittlichen Menschen, Künstlern und Gelehrten, stand B. Němcová an der Seite. Sie half sogar Havlíček in seiner politischen Erweckungsarbeit, mit Havlíček verband sie das Streben nach der inneren Wahrheit, die Freiheit, sich offen und mit edlem Feuer auszusprechen, die Kühnheit, in die brennendsten Wunden der Zeit zu greifen, die Gegenwart und das volle gleichzeitige Leben der ruhmreicheren Vergangenheit vorzuziehen. In einer Zeit der allgemeinen mutlosen litterarischen Ohnmacht ging sie mit dem Beispiele der gewichtigen Tat und Arbeit voran. So steht B. Němcová auch mit der jüngsten Generation und der weiten Zukunft ihres Volkes in Verbindung.



257

Die čechische Litteratur der Gegenwart.

Von

Dr. Arne Novák,
Privatdozent in Prag.



Elftes Kapitel.

Die Verjüngung der čechischen Dichtung durch Hálek, Neruda und ihre Zeitgenossen.

Die fünfziger Jahre litten schwer unter dem Bachschen Absolutismus, welcher die sich so hoffnungsvoll regenden Nationen wiederum in das alte Geleise des vormärzlichen Österreich zu lenken wufste. Eine schwere, dumpfe Ohnmacht bemächtigte sich nach der unglücklichen Revolution aller Geister. Der čechischen Nation fehlte es nicht nur an Denkfreiheit, sondern sie vermifste auch einen neuen Lebensinhalt; sie dürstete nach frischen, führenden Ideen, die das kulturelle und litterarische Leben, welches in seiner freien Entwicklung gänzlich gelähmt war, befruchten könnten. Schon das stürmische Jahr 1848 hatte gezeigt, dafs man den philologischen und poetischen Sprachenthusiasmus nun auch auf das Gebiet der Politik übertragen müsse, dafs der utopische Panslawismus eines Kollár auch in der politischen Praxis Platz haben könnte; dafs die so begeistert studierte und bejubelte vaterländische Geschichte eigentlich der Ausgangspunkt eines öffentlichen Kampfes ums Recht gegen die Regierung sein sollte. Doch die Polizei hemmte jede Regung des politischen Bewufstseins im čechischen Volke.

So mufste man sich wieder in die engen Schranken des Schrifttums zurückziehen, wo man aber Schritt für Schritt gewahr wurde, dafs es mit den romantischen Ideen der Wiedergeburt zu Ende sei; man mufste sich nach neuen Gedanken, nach neuen Vorbildern, nach neuen litterarischen Werten umsehen.

Einige Versuche dieser Art wurden allerdings schon vor dem Jahre 1848 getan. Der geniale Mácha, dessen trauriges Leben und düsteres Dichten ein einheitliches Kunstwerk bilden, ist schon in den dreifsiger Jahren als poetischer Revolutionär aufgetreten; doch nur wenige Neuerer, die die damalige Öffentlichkeit für litterarische Gecken hielt, wagten es, auf den Pfaden des gelästerten Sängers zu wandeln. Havlíček, der heftig den inhaltsleeren Patriotismus angriff, fand aufser seiner tapferen Mitkämpferin, Božena Němcová, die ihr tief poetisches Gemüt oft in den Dienst der realistischen Kleinmalerei stellte, fast keinen Anklang. Einige gelehrte Forscher und Kritiker, denen die moderne Weltlitteratur nicht verschlossen blieb, beschäftigten sich liebevoll mit der zeitgenössischen Poesie der Deutschen, Franzosen und Engländer, ahmten sie in ihren steifen Versen ohne Glück nach, interpretierten sie kundig in ihren Abhandlungen; aber weil sie vereinsamt dastanden, blieben ihre Bemühungen erfolglos.

Erst als die junge Generation, deren Knabenjahre von dem grellen Lichte der politischen Revolution beleuchtet waren, mündig geworden war, versuchte man die Litteratur und durch die Mittel derselben das gesamte Leben im Geiste der modernen Anschauungen zu erneuern. Einige von den Anhängern der radikaldemokratischen Partei vom Jahre 1848 stellten sich in die ersten Reihen dieser litterarischen Jugend, die so oft und so gern die Poesie mit dem Journalismus verwechselte; blutjunge Dichter, die kaum ihre unreifen Erstlingswerke veröffentlicht hatten, wurden in der Polemik am lautesten; man befehdete leidenschaftlich und beredt die ältere konservative Litteratur, und während man entschieden den beschränkten Patriotismus verwarf, bürgerte man eifrig die jungdeutschen Vorbilder und Ideen ein. Das Programm der neuen Schule zeigt eine auffallende Ähnlichkeit mit der Credo des Jungen Deutschlands. Man verlangt eine lebenswahre und lebensfrohe Kunst, die mit der modernen Zeit im völligen Einklang stehe; dagegen verwirft man das anmutige Spiel der romantischen Phantasie, die auf das Leben keinen direkten Einflufs ausübt, ebenso wie die historische Dichtung, welche alle Aufmerksamkeit von der Gegenwart auf die Vergangenheit lenkt. Man begeistert sich für tendenziöse Literatur, die sich mit sozialen Problemen beschäftigt; man zeigt eine auf-

richtige Vorliebe für das groſsstädtische Leben, für die arbeitenden Klassen, für die politischen Wirren; man deckt mit einer gewissen Naivität geschlechtliche Konflikte auf.

Es ist eine antiromantische und liberale Generation, und antiromantisch und liberal sind auch ihre Vorbilder: Byron neben V. Hugo, Heine und Lenau neben den politischen Lyrikern aus den vierziger Jahren, Béranger neben Petöfi, werden gelesen, gepriesen und nachgeahmt. Die jungen Dichter wollten aber keineswegs, wie es ihnen ihre konservativen Widersacher konsequent vorgeworfen haben, bei diesen fremden Mustern sklavisch verharren; sie verlangten von ihnen vielmehr nur fruchtbare Anregungen, wie sie sich zu einer neuen Auffassung der nationalen Kunst emporarbeiten könnten. Die besten von ihnen waren eifrig bestrebt, aus dem čechischen Volksgeiste mit echt künstlerischen Mitteln moderne Litteraturwerke zu schaffen, wie es auf anderen Gebieten ihren beiden groſsen Zeitgenossen, dem genialen Musiker B. Smetana und dem ungemein originellen Zeichner und feinen Maler J. Mánes meisterhaft gelungen war. In ihren vollendetsten Schöpfungen sind Jan Neruda und Karolina Světlá diesem Ziele sehr nahe gekommen.

Was allerdings in den meisten poetischen Produkten der neuen Schule befremden muſste, das war ihr unbeholfener, steifer, nüchterner Stil; während man sich von der überschwänglichen, verschwommenen Pathetik und dem zierlichen, süſsen Idyllismus der älteren čechischen Poesie abgewendet hatte, muſste man in der trockenprosaischen Alltagsprache dafür Ersatz suchen, und so betonten diese Schriftsteller, die stets unter dem nachhaltigen Einfluſs der Journalistik und des Feuilletonstils zu leiden hatten, immer das Charakteristische in der Sprache auf Kosten des Schönen. Neben Mácha, dessen einzig dastehende Sprachkunst von keinem seiner Nachahmer und Schüler erreicht wurde, wirkte von den Vorgängern vielleicht nur K. J. Erben mit seinem bezeichnenden, knappen, zusammengedrängten, scharf geschliffenen Stile; die Führer der ganzen Bewegung, Neruda und Hálek, blieben auch in späteren Jahren der Erbenschen Balladistik getreu.

Zuerst traten die einzelnen Anhänger der neuen Richtung in einer ziemlich farblosen und neutralen Zeitschrift »Lumír« (1851—1864) auf, welcher, lange die einzige belletristische Zeit-

schrift, sich unter der gewissenhaften Leitung des feinen Kunstkenners und geschickten Dramatikers F. B. Mikovec einen guten Ruf erworben hatte. Dann versammelte sich die ganze Gruppe in zwei interessanten Musenalmanachen »Lada Nióla« (1855) und »Máj« (1858—1862), die als kühne Manifeste der neuen Richtung in der düsteren und müden Zeit befreiend und erleichternd wirkten; eine ganze Reihe von litterarischen Gründungen aller Art, die jedoch allzu früh scheiterten, folgte diesen merkwürdigen Publikationen.

Von den älteren Anhängern der neuen Schule ist besonders Josef Václav Frič (1829—1890) mehr durch seine Menschenschicksale als durch seine künstlerischen Schöpfungen interessant. Er bewegte sich sein Leben lang, wie sein älterer Kommilitone K. Sabina, eine rätselhafte, dämonische Existenz, die unter der Jugend gern die verlockende Rolle eines Mannes von Übermorgen spielte, abwechselnd zwischen Rednerbühne und Kerker, zwischen Journalredaktion und Untersuchungshaft; beide haben lange Jahre im Ausland als unfreiwillige Emigranten verbracht. Frič, der seinen Ruhm um fünfundzwanzig Jahre überleben mufste, war ein echter Don Quijotte des politischen und litterarischen Radikalismus: stets predigte dieser ewige Jüngling in kühnen Worten und salbungsvollen Versen die schöne Tat, zu der er selbst nie gekommen ist; so oft er von Freiheit sprach, sprühte er von Begeisterung, Leidenschaft und Stolz — aber als man nach seinem Tode seinen litterarischen Nachlafs musterte, fand man, dafs ein dünnes Versbüchlein und ein dickleibiges Memoirenwerk von einem fast lächerlichen Selbstbewufstsein das Endergebnis seines langen Lebens sind.

Fast zwanzig Jahre hindurch hielt man den fruchtbaren und vielseitigen Vítězslav Hálek (1835—1874) für den Führer der ganzen Generation. Sein selbstbewufstes Auftreten, sein feuriges Temperament, sein gebieterischer Geist, seine organisatorische Begabung sowie seine glänzenden Erfolge auf allen Gebieten der Dichtung sicherten ihm lange den ersten Platz in dem gesamten čechischen Schrifttum. Hálek, ein gesunder Sohn des fruchtbaren Mittelböhmens, widmete sich ausschliefslich der Journalistik und der Litteratur, und da er, reich verheiratet, auch gesellschaftlich gesichert war, übte er als Kritiker, als Mitarbeiter der populärsten Tageszeitung, der »Národní Listy« (»National-

zeitung«), als Redakteur von mehreren Zeitschriften (»Obrazy života« [«Lebensbilder«] und »Rodinná Kronika« [»Familienchronik«]), einer vorzüglichen Romanbibliothek und endlich als mächtiger Faktor in der »Umělecká Beseda« (»Künstler-Ressource«), dem einzigen bedeutenden litterarischen Verein in Prag, einen ungeheueren Einfluſs aus. Junge Dichter warben um die Gunst des litterarischen Diktators, čechische Studenten, an die sich Hálek in einer warmen und klugen Tendenzschrift wendete, beteten ihn an, den braven Bürgern, die patriotisch gesinnt, aber litterarisch ungebildet waren, imponierte sein stolzes Selbstbewuſstsein, die Damen waren von seinen verführerischen und süſslich sentimentalen Liebesliedern bezaubert. Die Kritik, die sowohl sein Erstlingswerk wie auch sein reifstes Liederbuch zum Prüfsteine ihrer analytischen Fähigkeit wählte, bemühte sich ernst und gründlich zu zeigen, daſs seine Kunst ihre oft recht engen Grenzen habe, und daſs man in jedem seiner allzu rasch improvisierten Bücher aufmerksam Spreu von Weizen sondern müsse. Aber diese ehrlichen Versuche fanden in der Öffentlichkeit keinen Anklang; Háleks künstlerische Gröſse wurde zu einer Legende, die erst in der allerletzten Zeit zerstört wurde.

Bei Hálek, der seine ersten, recht holperigen Verse in Erbens balladischer Manier als neunzehnjähriger Student veröffentlicht hat, war stets die glücklichste Inspiration mit dem völligsten Mangel an poetischer Kultur gepaart. Diesem kraftstrotzenden Temperament, das mit einer leidenschaftlichen Hast arbeitete, gebrach es stets an der stilvollen Disziplin. So sucht man in diesem fleiſsigen Schriftsteller, dessen Werke elf groſse Bände ausfüllen, vergeblich den zielbewuſsten, reifen Künstler, welcher der Zukunft etwas zu sagen hätte.

Wie fast alle Mitglieder der neuen Schule wurde auch Hálek von allerlei fremden Vorbildern beeinfluſst und recht lange beherrscht; als Lyriker lernte er bei Heine und Lenau, als Epiker ahmte er Byron, als Dramatiker Shakespeare nach; auch seine frischen Erzählungen aus dem böhmischen Landleben sind ohne Bret-Harte uud Turgeniew nicht denkbar. Doch es gelang ihm nicht, diese Einflüsse organisch zu verarbeiten; überall begegnet man bei ihm den krassesten Nachahmungen, ja wörtlichen und inhaltlichen Reminiszenzen, in seiner Jugenddichtung sogar ver-

gröbernden Zügen, die an unwillkürliche Karikatur und Parodie grenzen. Dabei ist seine Form oft unbeholfen und hart, sein Ausdruck dunkel und schwülstig; überhaupt ist er nie ein Vers- und Reimkünstler gewesen.

Doch der Leser wird dafür durch manche poetischen Vorzüge entschädigt. Hálek besafs eine wundervolle Kraft der unmittelbaren, originellen Beobachtung, einen feinen Sinn für das Individuelle in der Natur und dem Menschenleben; er skizziert die ganze Landschaft mit ein paar leicht hingeworfenen Zügen sicher und treu; er malt eine prächtige Figur aus dem Volke mit wenigen bezeichnenden Strichen seines spitzen, dabei doch satten Pinsels. Seine Helden liebt und hafst er aufrichtig; die Natur betet er in einem begeisterten Enthusiasmus an; für die Freiheit des Individuums sowie des einzelnen Volkes, für die ewigen Rechte des leidenden Menschengeschlechtes, der Tradition und der Konvention gegenüber, eifert er mit einem schwärmerischen Pathos. Ein echter Sohn des liberalen Zeitalters, streitet er gegen den staatlichen Absolutismus sowie gegen den starren Dogmatismus der römischen Kirche; hingegen findet in seinen schönen Naturliedern die moderne, wissenschaftliche Lebensauffassung einen schönen, wenn auch sehr naiven Widerhall. Das Einzelne wird bei ihm immer auf Kosten der gesamten Lebenseinheit betont; so sind seine poetischen Erzählungen eine freie Reihe von anmutigen Situationen und üppigen Landschaftsschilderungen; so bieten seine hochtrabenden Dramen kaum mehr als einzelne wirkungsvolle Szenen; so bildet immer eine interessante, bis ins Detail ausgearbeitete Figur den Mittelpunkt der ganzen Handlung in seinen Novellen. Auch in seiner Lyrik hebt sich immer ein eigenartiges Naturdetail, das manchmal geistreich oder witzig pointiert wird, scharf von dem stimmungsvollen Hintergrund ab. In dasselbe Verhältnis zu der gesellschaftlichen Gesamtheit stellt der Dichter seine eigenen Schicksale; ein Epigone des Byronschen Titanismus, verlangt der selbstbewufste Poet eine Ausnahmestellung in der ganzen Menschheit, wie sie dem gotterfüllten Seher und Propheten gebührt.

Als Gymnasiast versuchte sich Hálek in der volkstümlichen Ballade, die bei ihm viel düsterer und derber als bei Erben wurde; bald aber gewannen Heine und Byron sein ganzes Herz. In seinen »Abendliedern« (1858, deutsch von G. Dörfl) finden

wir einen süfslichen, sentimentalen, verwässerten, witzlosen Heine, der mit seinem falsch begriffenen Urbild fast keine Ähnlichkeit hat. Dann folgen zahlreiche Verserzählungen in Byrons Manier, die gewöhnlich eine dunkle und abgeschmackte Handlung in verschiedene, meistens exotische Zeiten und Gegenden verlegen. Der dünne epische Faden verliert sich ganz in einer endlosen, überschwänglichen Reflexion und einer buntscheckigen, üppigen Landschaftsmalerei; es wird sehr wenig gehandelt, aber desto eifriger, oft nur monologisch gesprochen, wobei die Freiheit und die treue Liebe das Hauptthema dieser schwülstigen Tiraden abgeben. Doch es wäre ungerecht, wollte man alle diese Verserzählungen, die volle fünfzehn Jahre umfassen, in einen Korb werfen. Wenn man die erste Verserzählung, »Alfred (1858), die übrigens allzu sklavisch Máchas »Mai« nachahmt, mit der letzten, »Ein Mädchen vom Tatragebirge« (1871), vergleicht, mufs man das ehrliche Streben nach natürlicher Handlung, scharfer Charakteristik, lebenswahre Poesie anerkennend bemerken.

Das letztgenannte Werk bildet eine lehrreiche Parallele zu Háleks dem Volksleben entnommenen Novellen, die den Gipfel seiner Epik bedeuten. Zuerst interessierte ihn auch in der Prosa das romantische Lebensgewirre auffallender Ausnahmsnaturen, deren Schicksale er oft wunderlich ausgestaltete; aber bald warf die erste kräftige Welle des modernen Realismus, den man damals gern als eine interessante Genremalerei auffafste, ihn auf neue Bahnen. Er vertieft sich in das alltägliche Leben seiner Landsleute aus der mittelböhmischen Ebene, und hier entdeckt er, auf den Spuren von B. Němcová und Fr. Pravda wandelnd, einen unerschöpflichen Reichtum von originellen Typen, von rührenden Schicksalen, von spannenden sozialen Verhältnissen und Beziehungen; da fühlt er sich zu dieser Fülle der heimischen Wirklichkeit hingezogen, da verliebt er sich in diese urwüchsigen Vollblutnaturen, da wird er zum beigeisterten Anwalt dieses Landvolkes. So entsteht neben seinem eigenartigen, kernigen Balladenbuch »Märchen aus unserem Dorfe« (1874) eine Reihe von frischen, lebensvollen Novellen und Erzählungen, unter denen besonders die längeren Arbeiten »Auf dem Meierhofe und in der Hütte« (1873) und »Unterhalb des kahlen Berges« (1874) zu nennen sind; doch sind diese Prosaschöpfungen Háleks nie ganz populär geworden.

Dagegen blieb die Gunst des Publikums immer dem Lyriker Hálek zugewandt. Dieser, nachdem seine Dramen, die in der Entwicklungsgeschichte des böhmischen Theaters ein Kapitel für sich bilden, den erwarteten Erfolg nicht hatten, widmete seine besten Kräfte einer neuen Liedersammlung »In der Natur« (1872—1874). Es sind wiederum kleine landschaftliche Bildchen und Naturskizzen, anmutige, oft kecke Liebeslieder, wie in seiner älteren Sammlung; hie und da spukt noch immer Heine und Lenau; oft wird der erhabene Naturpantheismus zu einer Naturschwärmerei verwässert. Doch der erotische Gefühlsdusel ist schon gänzlich überwunden; es meldet sich vielmehr ein köstlicher Humor, eine vorzügliche Detailmalerei. Aber wenn der Dichter philosophisch meditieren will, werden seine Gedanken über die ewig gültigen Naturgesetze oft zu bösen Gemeinplätzen, deren süfslicher Optimismus auf die Länge ganz unverdaulich ist. Der Dichter versöhnt jedoch bald seinen verstimmten Leser, indem er mit ein paar plastischen Bildern, in wenigen kräftigen Versen das geheimnisvolle Waldweben und Waldrauschen hervorzuzaubern weifs.

Dieses Versbuch wirkte auf die čechische Lyrik am stärksten; selbst Jaroslav Vrchlický, dessen poetische Kunst ihre Anregungen gröfstenteils von der ausländischen Dichtung empfangen hat, liefs es in seiner Jugendzeit auf sich wirken; wogegen sich Svatopluk Čech an Háleks byronistische Verserzählungen angeschlossen hat. Von Háleks hübschen Novellen aus dem Volksleben konnte die realistische Prosadichtung erst später manches lernen.

Háleks berückende Persönlichkeit und leicht zugängliche Poesie stellten seinen treuen Kommilitonen und Freund, den weit bedeutenderen und tieferen Künstler Jan Neruda (1834—1891), sehr lange in den Schatten. Man sah in ihm jahrelang nur einen begabten Journalisten, einen flotten Causeur, einen anmutigen Stilisten, der alle Spielarten der leichten Prosaskizze, vom ausgelassenen Feuilleton bis zur genrehaften Kleinmalerei des modernen Lebens, von der farbenreichen Reiseschilderung bis zum geistreichen Theaterberichte meisterhaft beherrschte; man nahm zugleich an, dafs seine dünne lyrische Quelle, die er in seiner Jugendzeit durch Röhren und Druckwerk aus sich heraufpressen mufste, vollständig versiegt sei, und

dafs er, ein strenger Walter der schonungslosesten Autokritik, ehrlich genug sei, dieses sich selbst zu gestehen. Sein ganzes Verhalten der Öffentlichkeit gegenüber schien diese Annahme zu bekräftigen: nachdem er den lohenden Schmerzen und dem scharf nagenden Zweifel seiner Sturm- und Drangperiode poetischen Ausdruck gegeben hatte, verstummte er als Lyriker und sah als ruhiger Betrachter und wohlwollender Kritiker, wie Hálek überall Erfolge erntete, und wie dann später Sv. Čech und J. Vrchlický zu Königen des čechischen Parnasses ausgerufen wurden; seine litterarische Tätigkeit blieb jahrelang auf Journalistik und auf eine allerdings nur ausnahmsweise grofszügige Novellistik beschränkt.

Da schiefst auf einmal nach dieser langen Pause, welche die siebziger Jahre ausfüllt, die lebendige Quelle seiner Poesie in reinen und frischen Strahlen empor; der Dichter veröffentlicht binnen fünf Jahren drei vortreffliche Gedichtbücher, von denen ein jedes eine neue Saite seiner poetischen Begabung erklingen läfst. Alles, was in seinen unfertigen Erstlingswerken kaum angedeutet war, wird jetzt mit einer sicheren und zielbewufsten Kunst durchgeführt. Aber, was noch schwerer wiegt — es steht hier vor den staunenden Blicken der litterarischen Öffentlichkeit, welche so lange mit dem willkürlichen Eklektizismus und mit der epigonenhaften Schönmalerei nach berühmten Mustern vorlieb nehmen mufste, ein ungemein origineller Künstler von echt nationaler Eigenart und wundervoller Stilreinheit. Der konsequente Vorkämpfer des litterarischen Weltbürgertums von früher, der spöttische Verächter des landläufigen Patriotismus von gestern, erschien auf einmal als vollendeter Meister des volkstümlichen Stiles, als intimer Kenner der čechischen Volksseele, ja als ein leidenschaftlicher Bekenner eines patriotisch-religiösen Mystizismus, der an die polnischen Romantiker der traurigsten Emigrantenzeit erinnerte. Und endlich: dieser Dichter, dessen poetische Anfänge noch stark von der Spätromantik beeinflufst waren, stellt sich an die Spitze einer neuen realistischen Poetik; tapfer emanzipiert sich Neruda von dem üppigen Verbalismus, der schreiend pleinairistischen Koloristik, von der hohlen Rhetorik seiner Zeitgenossen und schreibt gedrängt, knapp, ja wortkarg, wie er es bei Erben und Čelakovský lernen konnte; trifft immer mit einem bezeichnenden Epitheton, mit

einem überraschenden Bilde den Nagel auf den Kopf; erhebt sich in seinen äufserlich so einfachen und kunstlosen Liedern zu einer intimen psychologischen Introspektion, der auch die modernsten Seelenergründer ihre Bewunderung nicht versagen können. Bis an sein Ende wächst Neruda poetisch; noch in seinem Nachlasse findet man eine Reihe von patriotischen Gesängen, die, in einem kleinen Band vereinigt, sein Lebenswerk würdig und erhaben abschliefsen.

Nerudas an erschütternden Erlebnissen allzu arme Biographie ist als begleitender Text seiner litterarischen Entwicklung lehrreich und wichtig. Aus einer armen Proletarierfamilie stammend, verbrachte Neruda seine Jugend auf der Kleinseite unterhalb des Hradschins in Prag inmitten ihrer pittoresken Architektur und ihres altmodischen Kleinbürgertums und wurde zugleich mit den alten Prager Traditionen und mit den sozialen Verhältnissen der ärmlichen Volksschichten intim bekannt. Stets fühlte er mit dem unterdrückten fünften Stande, stets hob er seine Angehörigkeit zu demselben hervor, stets protestierte er gegen den harten, gewaltsamen Egoismus der herrschenden, damals meistens deutschen Klassen, die er als entschiedener Demokrat und zugleich als begeisterter Čeche ehrlich und leidenschaftlich hafste. So bekamen sein politischer Liberalismus und sein demokratisches Čechentum, wie sie sich in der schwülen Atmosphäre der reaktionären fünfziger Jahre entwickelt hatten, einen herben sozialen Beigeschmack; auch empfand Nerudas tiefer und grübelnder Geist schmerzvoller als andere die schwere Stickluft dieser trostlosen Zeit, für die er die passende Bezeichnung einer Periode, wo man lebendig begraben wird, geprägt hat.

Rein persönliche Erlebnisse kommen hinzu, um das Gemüt des jungen Dichters noch düsterer zu stimmen. Neruda, der sich für die Mittelschulprofessur vorbereitet hatte und schon als Supplent an einer deutschen Realschule in Prag angestellt war, entsagte endlich, um die unbeschränkte Freiheit seiner Persönlichkeit zu wahren, diesen Plänen und entschied sich für die damals ebenso unsichere wie sozial bedenkliche journalistische Bahn, die ihn zuerst in die Redaktion eines deutschen Prager Blattes führte, wo er Lokalberichte schreiben mufste. Seine intimsten Träume, ein trautes Heim mit einem tief, aber ganz eigentümlich geliebten Mädchen zu gründen, wurden dann, als ihm sein

journalistischer Beruf keine genügende pekuniäre Grundlage bot, überhaupt nicht verwirklicht.

Auch war Neruda ein seltsamer Liebhaber. Eine leidenschaftliche Sehnsucht nach der völligsten Hingabe kämpfte in seinem Herzen beständig mit kühlem, analytischem Verstande, der mit dem ätzenden Scheidewasser der bittersten Selbstironie das eigene Gefühlsleben zerstört; in seiner Seele erklangen neben den zärtlichsten Akkorden einer echt romantisch-sentimentalen Erotik auch spöttische, bittere Töne eines skeptischen Sarkasmus, — und wenn doch der Dichter endlich den bösen, mokanten Mephisto in seinem eigenen Innern überwand und sich sanft und ergeben seiner Geliebten, die ihn allerdings nie begriffen hat, näherte, so mufsten die beiden die traurigen Worte Grillparzers »wir glühten, aber, ach, wir schmolzen nicht« an sich erleben.

Manch zartes Frauenherz fesselte Neruda noch später; aber er blieb bis ans Ende ein kalter und zäher Verstandesmensch, der für das ruhige Eheleben gar nicht geeignet war und so erschien er endlich in seinen letzten Lebensjahren in den Prager Gassen als alter, oft mürrischer Junggeselle in der Begleitung eines Dienstmannes, welcher den siechen und vereinsamten Mann stützen mufste, dessen Löwenkopf, schön umrahmt vom grauen Haar und Bart, den Eindruck eines alten Geisteshelden hinterliefs.

Doch dazwischen liegt eine Reihe von bewegten Jahren, wo Neruda den tapferen Kampf eines modernen Schriftstellers und eines ehrlichen Journalisten kämpfte.

Nerudas Erstlingsbuch »Friedhofsblumen« (1858), das er in seinem 25. Jahre veröffentlichte, schwankt noch zwischen der romantischen und der modern-realistischen Kunst. Echt romantische Szenen und Motive, der sentimentalen Friedhofspoesie der germanischen Völker entnommen, bilden den äufserlichen Rahmen dieses bitteren Buches; aber was sich unter dieser Maske versteckt, das ist die trübe Verstimmung eines ironisch veranlagten modernen Herzens, das in dem sozialen Gewirre der gärenden Gesellschaft leidet und blutet. Neruda, der dadurch einen schroffen Gegensatz zu den gleichzeitigen »Abendliedern« Háleks bildet, wendet hier eine nüchterne, trockene Alltagsprache an, für die er die Leser erst erziehen mufste. Doch als er nach

zehn Jahren dieses Buch sichtete, um es teilweise in sein umfangreiches »Buch der Verse« (1867) aufzunehmen, konnte er damit nicht zufrieden sein; er ist inzwischen ein tüchtiges Stück weitergekommen.

Diese so schlicht benannte Gedichtsammlung ist ein seltsames Buch: der Dichter versucht sich da in allen Formen, öffnet sein buntes Skizzenbuch, das einen werdenden Künstler zeigt. Als Balladist wandelt er auf Erbens Pfaden; doch mit ausdrücklicher Vorliebe verlegt er die Handlung seiner Balladen in das moderne Proletarierviertel, wo das Elend und die Verzweiflung wohnen, und klagt in diesen plastisch erzählten Alltagsgeschichten, wie man sie eben in einer Kriminalchronik zu lesen pflegt, die ihre eigenen Kinder würgende Gesellschaft schonungslos an. Auch seine patriotischen Gesänge, welche Gelegenheitsgedichte im besseren und schlechteren Sinne des Wortes sind, wurzeln noch in der älteren patriotischen Pathetik; doch sie wirken dadurch modern, dafs sie sozial gefärbt sind. Was er dagegen in seinen kleinen, zart oder burschikos hingehauchten Liedern und Reimen darbringt, das zeigt schon einen echten, gereiften Künstler. Seine heifse, instinktive Liebe zu der schlichten, aber edelherzigen Mutter, sein schüchternes Verhältnis zu der Natur, seine Sehnsucht nach einem bedeutenden Lebensinhalte haben in diesen einfachen, zumeist volksmäfsigen Liedern einen originellen Ausdruck gefunden.

Doch eben in dieser Zeit wirft sich Neruda in den Strudel der auf einmal wieder so hoffnungsvoll aufgeblühten čechischen Journalistik. Nach einer kurzen Tätigkeit in verschiedenen Tageszeitungen der demokratisch-liberalen Richtung trat Neruda in die Redaktion des im Jahre 1861 gegründeten grofsen Organs der jungčechischen Partei, »Národní Listy« ein, dem er bis zum Grabe treu blieb. Für die beiden Dichter Neruda und Hálek sowie für den genialen Musiker Smetana bedeutete das radikale und demokratische Jungčechentum, das so hervorragende Politiker und Redner wie Karel Sladkovský, die Brüder Julius und Edvard Grégr an seiner Spitze hatte, mehr als eine politische Fraktion; es war für sie vielmehr eine öffentliche Vereinigung aller fortschrittlichen Elemente in der böhmischen Nation, die dem Volke einen neuen Lebensinhalt geben und kühnen Mutes mit allen die Entwicklung hemmenden Traditionen, welche

in dem klerikalen und feudalen Altčechentum ihren treuen Eidgenossen hatten, brechen wollte.

Neruda widmete dem »Národní Listy«, deren Geschichte zugleich die Geschichte der jungčechischen Partei ist, seine besten Kräfte; er war darin als Feuilletonist, als Litterar- und Theaterkritiker tätig; er ist da wiederholt für neue Kunst und neue Lebensformen in die Schranken getreten. Das böhmische Feuilleton ist Nerudas eigene Schöpfung: seine ungemein reiche Sensitivität, sein sprühender Witz, seine überraschende Belesenheit, sein unmittelbares Verhältnis zum modernen Leben, seine intimen Kenntnisse der einzigen böhmischen Grofsstadt Prag, sein stimmungsvoller, anregender Stil, der in der Schule Jean Pauls und Börnes gebildet war, — dies verlieh ihm eine aufserordentliche Fähigkeit für diese speziell moderne Prosagattung.

Der Inhalt dieser kleinen humoristischen Kunstwerke, die in mehrere Sammelbände, z. B. »Arabesken« (1864, deutsch von B. Smital), »Kurze und noch kürzere Studien« (1876) oder »Glimpfliche und schimpfliche Scherze« (1877), vereinigt sind, läfst sich schwer andeuten. Ein lachender Philosoph plaudert da anmutig, oft mit einem grofsen Aufwand von kulturhistorischen Kenntnissen über alles mögliche: über Liebe und Ehe, Menschen und Tiere, Kirche und Polizei, Natur und Kunst, Tanz und Gesang, Küche und Keller; kokettiert schelmisch mit seinem Publikum, schmeichelt dessen Neigungen und Unsitten, aber verspottet es wiederum ganz schonungslos, beschäftigt sich mit den alltäglichsten Banalitäten, um endlich eine grofse weltgeschichtliche Perspektive zu eröffnen. Witz, Esprit, Humor, ja bisweilen auch ausgelassener und toller Übermut beherrschen diese anmutigen Kleinigkeiten, die von einer überzeugten und heifsen Liebe zu dem modernen Leben zeugen. Doch diese bleibt nicht auf des Dichters Heimat und Vaterstadt beschränkt. Als er auf seinen grofsen Reisen Frankreich und Italien, Rom und Paris, Ägypten und Palästina, Orient und den Norden kennen gelernt hat, berauscht er sich an der grofsen Vergangenheit und vielleicht noch mehr an der bedeutenden Gegenwart dieser Länder und Völker, die er mit dem klaren Blicke eines glücklichen Weltkindes und mit der scharfen Intelligenz eines guten Europäers betrachtet. Seine Reiseberichte, die in dem Sammelbuche »Bilder aus der Fremde« (1872) vereinigt sind, erzählen davon in einem leichten,

witzigen Plauderton, der statt einer ruhig objektiver und einheitlicher Schilderung vielmehr farbensatte, impressionistische Bilder gibt.

Von Nerudas kleinen humoristischen Skizzen, die einen grofsen Teil seiner Feuilletonistik bilden, führt nur ein Schritt zu seiner eigentlichen novellistischen Kunst. Auf den Spaziergängen in seinem geliebten Prag, auf seinen weiten Reisen begegnete er verschiedenen drollig originellen oder komisch bizarren Figürchen, die durch ihr Äufseres, durch ihr wunderliches Gebahren, durch ihre auffallenden Gesten seine Aufmerksamkeit auf sich lenkten und seine Neugierde reizten. Neruda liefs sich mit ihnen in Gespräche ein, erfuhr ihre Schicksale oder doch eine bezeichnende Anekdote aus ihrem Munde, wurde mit ihrer Umgebung ganz vertraut. Dann zeichnete er solche Figuren und Figürchen Zug für Zug nach dem Modelle, wobei entweder stilles Mitleid oder spöttisches Lächeln um seinen Mund spielte. So entstanden seine realistischen Genrebilder, in denen nicht nur eine einzelne Figur oder eine einzelne Anekdote, sondern auch das ganze soziale Milieu, die ganze lokale und Zeit-Atmosphäre meisterhaft getroffen sind. In seinen, mit Recht berühmten »Kleinseitner Geschichten« (1878, deutsch von J. Jurenka 1885), die gar manches vergilbte Blatt jugendlicher Erinnerungen ans Licht ziehen, zeigt sich seine realistische Beobachtungsgabe am schärfsten. Hier zeichnet er groteske und alberne Kleinbürger aus dem adeligen Prager Viertel, wo sich in dem verträumten Schatten von grofsartigen Kirchen und Barokpalästen winzige, zierliche bürgerliche Häuser drängen; durch eine unterhaltende, zumeist an die Anekdote grenzende Handlung, beleuchtet Neruda ihre Eigenart; tausende von kleinen, dekorativen Einzelheiten, die Neruda charakteristisch neu zu beleben weifs, umranken diese allerliebsten, altmodischen Puppen aus der Prager Biedermeierzeit; ein köstlicher Humor lagert über diesen frischen Novelletten, die ich am liebsten mit G. Kellers realistischer Kleinkunst vergleichen möchte.

Und diesem nipphaften Meisterwerke, wo sich Neruda als ein Miniaturmaler ersten Ranges gezeigt hat, folgt bald ein Versbuch, das durchaus monumental und erhaben wirkt, indem es philosophische Tiefe mit der entzückendsten Poesie vereinigt. Ich meine seine »Kosmischen Lieder« (1878, deutsch von Pawi-

kowski 1880 und in der Anthologie von E. Albert), für die selbst in der Weltlitteratur schwer ein Gegenstück gefunden werden dürfe. Wissenschaftliche Erkenntnis, die von einem eingehenden Studium der Astronomie und Kosmologie Zeugnis ablegt, bildet den absolut sicheren Grundstein dieses philosophisch reflektierenden Buches, wo sich der originelle Grübler und sachkundiger Naturphilosoph zum begeisterten Lyriker und liebenswürdigen Humoristen paart. Der Denker, für dessen Betrachtungen auch das Sonnensystem zu eng ist, verachtet da den naiven Geozentrismus, mit dem sich die Poesie sonst zufrieden stellt, der Humorist findet dagegen in den oft verblüffenden Analogien mit dem Menschenleben immer neue Anregungen zu Scherzen und komischen Wendungen. So wechselt in dieser reifen Sammlung oft das drollig Groteske mit dem erhabensten Hymnus, das ausgelassenste Capriccio mit tief empfundener melancholischer Meditation.

Durch strenge Stileinheit und durchwegs volkstümliches Gepräge zeichnet sich Nerudas nächstes Buch, seine »Balladen und Romanzen« (1883, deutsch von A. Holzer, dann auch in der Albertschen Anthologie), aus. Der Dichter, den sein modern raffiniertes Gemüt quälte und drückte, wollte in diesem liebenswürdigen Buche von sich selbst ausruhen und fand in der ganz primitiven Anschauungsweise der volkstümlichen Ballade oder Legende einen ruhigen, willkommenen Zufluchtsort. So verkleidete er sein ganzes Büchlein, das von einer zarten, schlichten Menschenliebe durchwärmt ist, in ein archaistisches Kostüm, so dafs man bei der Lektüre an die bunt bemalten Statuetten aus Eichen- und Lindenholz mit ihrem süfsen Ausdruck und ihrer koketten Anmut denken mufs, wie sie das 15. Jahrhundert liebte.

Doch auch dieser bunte Maskenzug befriedigte den Dichter nicht; er kehrte zu der äufserst, subjektiven Lyrik, die er jahrelang vernachlässigt hatte, wieder zurück und veröffentlichte sein lyrisches Meisterwerk: »Einfache Motive« (1883; eine vortreffliche Auswahl bei Albert). Dieses kleine Buch, das man kurz als ein »Jahr der Seele« bezeichnen möchte, wurde öfters mit der Sammlung Háleks »In der Natur« verglichen. Es sind gleichfalls kleine frische Naturbilder in Liedform, die von allerlei Reflexionen und Betrachtungen durchbrochen sind. Doch nirgends läfst sich der Unterschied zwischen den beiden Poeten

so gut beobachten, wie eben hier: Hálek ist im Grunde ein naives, gesundes Naturkind, ein offenes, unmittelbares Dichtergemüt, für welches Feld und Au, Wiese und Hain etwas durchaus Selbstverständliches sind, welches in der verträumten Waldeinsamkeit alle Leiden und alle Zweifel der Welt vergifst, Neruda dagegen ist ein raffinierter Grofsstädter, der mifstrauisch, ja spöttisch und verstimmt in der Frühlingsnatur einen gefährlichen Ruhestörer sieht, und der sich erst nach sehr langem Zaudern und zähem Widerstande von der Frühlingsluft berauschen und von der Frühlingslust hinreifsen läfst. Aber dieser Rausch dauert nicht lange, und allzubald kommt das nüchterne und traurige Erwachen: alte Schmerzen melden sich wieder, der herannahende Tod sendet die Krankheit als seinen verläfslichen Boten. Der letzte Abschnitt dieses lyrischen Tagebuches, wo später die litterarische Jugend den poetischen Impressionismus vorgezeichnet fand, ist düster und lebensmüde, die zarten, feinen Hände des Dichters zittern, seine Lippen, denen das Leben den süfsen Liebesbecher versprochen und dafür blofs eine Schale mit bitterem Gift gereicht hat, beben vor Angst und Leid.

Doch vor dem Ende beten sie noch. Nerudas allerletzte Schöpfung, seine »Freitagsgesänge« (1896), die als ein Torso nach seinem Tode erschienen sind, sind ein Gebetbuch. Des Dichters Altar ist seinem unglücklichen Volke geweiht, dem er sein Lebenlang treu und edel gedient hat; doch sein eigenes Leid, sein eigener Schmerz, die der Dichter als Sühneopfer dem zürnenden Gotte bringt, erinnert ihn stets an Den, der sich am Kreuze für die ganze Menschheit geopfert hat. Wie in der allerletzten Periode Heines, so vollzieht sich auch bei Neruda ein seltsamer Prozefs: die ererbten und urwüchsigen Persönlichkeitselemente, welche durch einen wirkungsvollen philosophischen und litterarischen Kultureinflufs getilgt wurden, treten auf dem Sterbebette recht stark hervor. Nur so läfst es sich erklären, dafs in diesem Buche, welches man als die Passionsblume der čechischen Poesie bezeichnen könnte, der frühere Kosmopolit und Liberale zum beredten Sprecher eigentümlicher Rassenmystik wurde.

Nerudas Bedeutung wurde erst einige Jahre nach seinem Tode allgemein anerkannt und hinreichend gewürdigt, und in demselben Grade, wie die Begeisterung für Hálek erlischt, wächst

die Bewunderung für Nerudas Wesen und Dichtung. Besonders die jüngere Generation, die sich kühl und unbefriedigt von Svatopluk Čech und Jaroslav Vrchlický abgewandt hat, verehrt in Neruda ihren grofsen Ahnherrn und Vorgänger und sucht in zahlreichen Essays ihrer bedeutendsten Kritiker den Kern seiner komplizierten Persönlichkeit zu erfassen. Das Ausland dagegen, dem der gute Europäer Neruda freundlich gegenüberstand, hat zu ihm bisher kein intimes Verhältnis gefunden.

Mit Hálek und Neruda ist ihr treuer Freund und poetischer Mitwerber, Adolf Heyduk (geb. 1835), der sie um lange Jahrzehnte überlebt hat und seinen hellen Blick und jugendlich frischen Sinn bis ins hohe Alter sich zu wahren wufste, mehr als in einer Beziehung verwandt. Auch für ihn, als er in den fünfziger Jahren lyrisch debütierte, bildete jene düstere, herbe Sentimentalität, die für Háleks und Nerudas Anfänge so bezeichnend ist, den poetischen Ausgangspunkt; auch ihm behagten am meisten jene schlichte knappe Liederform und jene anmutigen kleinen Stimmungsbilder aus der Natur, wie sie Neruda und Hálek mit Vorliebe und Meisterschaft behandelten; wie diese mischte auch Heyduk gern reine, leicht improvisierte Lyrik in grübelnde Reflexion. Doch er ist im Grunde ein zärtlicher und empfindsamer Gefühlsmensch, ein einfaches und naives Gemüt; ein begeisterter Optimist und ein süfslicher Idylliker; ein glücklicher Improvisator und ein lieblicher Spätromantiker, epigonenhaft und konventiell auch in seinen besten Schöpfungen. Die stärksten Anregungen hat er dem böhmischen und slowakischen Volksliede, das er oft auch bis in dessen stilistische Eigentümlichkeiten nachgeahmt, zu verdanken; doch was seiner Dichtung ihre Eigenart verleiht und ihre Popularität begründet hat, das ist Heyduks inniges sich in die jungfräuliche Natur der lieblichen Slowakei und des grofsartigen Böhmerwaldes Versenken, wo Heyduk seine besten Jahre verbrachte, und wo er Land und Volk liebevoll und begeistert beobachtete und studierte. Diese beiden Landschaften, wo den Dichter neben der unbefleckten Natur auch das nationale Element im Leben ihrer Bewohner angezogen hat, lieferten ihm nicht nur unerschöpfliche Themata zu seinen unzähligen frischen und melodischen Liedern, die in mehrere Sammlungen, wie z. B. »Waldblumen« (1873), »Cymbel und Geige« (1876) oder »Enzian und Studentenröschen« (1884), gesammelt sind,

sondern auch einen anmutigen und stilvollen Rahmen zu seinen poetischen Erzählungen.

Während Hálek in seinen poetischen Erzählungen geradezu an Byron angeknüpft hat, und während auch später Svatopluk Čech diesem grofsen Vorbilde treu geblieben ist, hat Heyduk in seinen versifizierten Geschichten eine ganz andere Richtung eingeschlagen als die čechischen und polnischen Byronisten. Die epische Handlung, die für diesen geborenen Lyriker immer nur eine Nebensache bleibt, ist gewöhnlich dürftig und unbedeutend: er erzählt eine rührende Lebensgeschichte eines Mannes aus dem Volke, er schildert ein keusches und unschuldiges Liebesidyll, er entrollt ein liebenswürdiges, oft konventionell glückliches Familienbild. Seine edelgesinnten Helden und seine zartfühlenden Heldinnen handeln und denken nie; sie vergehen fast in ihrer überquellenden Sentimentalität, in einem seltsamen Rausch von Sehnsucht, Zärtlichkeit und Empfindsamkeit; ja, man ist stets geneigt anzunehmen, dafs sie vor lauter erhabenen Gefühlen das einfache Denken gänzlich verlernt haben. Alle sind dabei leidenschaftliche Naturfreunde und Schönheitsbewunderer, alle begeistern sich bei jeder Gelegenheit für Berg und Tal, Blumen und Bäume, singende Vögel und rauschende Bäche; alle sind aufrichtige Patrioten, meistens auch warme Slawen. So wirken Heyduks poetische Erzählungen, ja selbst sein vorzüglicher »Holzfäller« (1882), nirgends durch ihre Lebenstreue und durch realistische Charakterzüge; vielleicht auch eben deshalb kann man dem süfsen, duftigen Zauber seiner allegorischen Märchen, von denen besonders »Des Grofsvaters Vermächtnis« (1879) berühmt geworden ist, kaum widerstehen.

Doch dieser schreibfreudige Poet, der — Rückert nicht unähnlich — zwischen dem Bedeutenden und dem Kleinlichen in seinen eigenen Leistungen nicht zu unterscheiden wufste, versuchte sich auch als Balladist und als monumentaler Historienmaler und wollte sogar auf seiner lyrischen Leier die tragischen Geschicke seiner Nation im dreifsigjährigen Kriege besingen. Natürlich scheiterten diese verfehlten Versuche gänzlich, ja, sie haben dem so unkritischen Dichter in den Augen der Kenner ungemein geschadet, so dafs es der Nachwelt vorbehalten bleibt, in Heyduks Lebenswerk das Bedeutende, das in seiner lyrischen Kleinkunst verborgen bleibt, von dem Wertlosen zu sondern und so zu retten.

Während es Adolf Heyduk gegönnt war, ein langes, fruchtbares Leben in beschaulicher Einsamkeit zu genieſsen und erst in späten Jahren seine reifsten Früchte zu pflücken, muſsten zwei von seinen gleichaltrigen poetischen Mitbewerbern allzufrüh ihr torsoartiges Lebenswerk verlassen. Es waren die beiden reichbegabten Lyriker Rudolf Mayer und Václav Šolc, deren dünne Bändchen das edelste Streben nach neuem poetischen Gehalte bezeugen.

Der ältere von ihnen, Rudolf Mayer (1837—1865), verschied in seinem 28. Jahre, bald nachdem er seine juristischen Studien abgeschlossen hatte; die Schwindsucht raffte ihn dahin. Es war ein zarter, sensitiver Melancholiker, dessen groſse, tiefe Augen in das Jenseits gerichtet waren, und der mit der Nacht, mit dem Halbdunkel, mit dem Traume und mit der Sehnsucht vertrauter war als mit der Sonne, dem Licht und mit der alltäglichen Wirklichkeit. Seine Lieder und Sonette, die ungemein melodisch und weich klingen, stehen noch unter dem einseitigen Einflusse der Byronschen Dichtung; doch Mayer kennt nur die schwermütige, düster melancholische Note seines heiſsgeliebten Meisters; Byrons titanenhafter Trotz, seine ätzende Kritik der menschlichen Gesellschaft, sein stolzer Sarkasmus sind ihm dagegen durchaus fremd. Aber Mayer versuchte sich auch auf anderen, selbständigeren Bahnen, wenn noch oft unsicher; er neigt sich mitleidig und liebevoll zu den bedrückten Proletariern; er interessiert sich für die sozialen Konflikte des Arbeiters und des Arbeitgebers und findet für ähnliche, damals noch hypermoderne Stoffe einen schwungvollen poetischen Ausdruck, der in seiner wortreichen Rhetorik und seinem humanen Liberalismus oft an Freiligrath erinnert.

Kräftiger und vielseitiger als Mayer war allerdings der jüngere Václav Šolc (1838—1871); aber die psychologischen Feinheiten, welche bei Mayer so bezaubernd wirken, darf man von diesem verbummelten Bauernsohn und verirrten Bohémien nicht erwarten. Goethes strenges und gerechtes Urteil über Günther, dessen Schicksale Šolc durchleben muſste, trifft auch bei Šolc wörtlich zu: er konnte sich nicht zähmen, und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten. Seine Begabung war urwüchsig und dabei doch ungemein reich: er beherrschte sowohl das einfache volkstümliche Lied als auch die beredte Ode: er war zu-

gleich zarter Liebesdichter und wuchtiger Rhetoriker; neben kleinen frischen Genrebildern aus der Großstadt und der Vorstadt findet man bei ihm breitangelegte Skizzen zu großen historischen Gemälden; ein üppig-sinnlicher Orientalismus wechselt bei ihm mit schlichtester Heimatskunst. Was jedoch seinen Gedichten, die unter dem Titel »Primeln« (1868) erschienen sind, innere Einheit verleiht, das ist die konsequent durchgeführte Idee des liberalen Demokratismus: hier spricht ein selbstbewußter Bauernsohn, dessen Väter noch unter der Leibeigenschaft leiden mußten, und dessen Ahnen gegen die weltliche und geistliche Obrigkeit so mutig sich auflehnten, hier spricht ein stolzer Čeche, dessen Volk politisch geknechtet ist, hier spricht ein leidenschaftlicher Slawe, der alle Feinde und Bedrücker seines Stammes haßt und verachtet. Und so preist Šolc sowohl die polnische Revolution als auch den Aufstand der Südslawen gegen das türkische Joch; so besingt er sowohl den Kampf der čechischen Nation um das alte, gute Recht als auch die Emanzipation des fünften Standes. Der ungarische Achtundvierziger Petöfi und der Pariser Volksdichter Béranger haben ihn dabei stark beeinflußt; besonders diesem hatte Šolc seine volkstümliche, knappe, coupletartige Form entnommen, der er auch seine Popularität verdankt. Seine Gedichte, die bei all seinem improvisatorischen Verfahren oft reife technische Kunst verraten, waren sehr einflußreich. Besonders war es Svatopluk Čech, der die Balkanische Halbinsel und den slawischen Orient mit Šolc'schen Augen gesehen und in seiner Manier besungen hat; aber auch Vrchlickýs westöstliche Formkunst empfing von Šolc manche Anregung.

Nicht so glänzend und mannigfaltig wie die Lyrik hat sich in dem Zeitalter Nerudas und Háleks die čechische Novellistik und Romankunst entfaltet; aber auch hier darf man von einer Verjüngung der čechischen Litteratur sprechen. Dürftig und unbedeutend war alles, was die neue Generation auf dem Gebiete der prosaischen Erzählung vorfand; seichte historische Romane, die sich sklavisch an Walter Scott anschlossen, naive Detailmalerei aus den Kreisen des Kleinbürgertums, die bisweilen mit schüchterner Satire und einem ängstlichen Humor ausgestaltet war, süßliche, philiströse Liebesgeschichten mit patriotischer Tendenz — das bildete da-

mals den Grundstock der čechischen Prosa. Nur die frischen idyllisch realistischen Erzählungen aus dem Volksleben von B. Němcová bildeten in dieser tristen Öde eine lobenswerte Ausnahme: doch auch in ihnen fand die neue, feurige Generation nur einen allzu engen Ideenkreis, einen unbedeutenden Lebensausschnitt, eine idyllische, primitive Auffassung, wenn auch die Schriftstellerin den modernen Tendenzen nicht unzugänglich gewesen war. Die Forderungen, welche die neue Schule an die Prosa stellte, lauteten dagegen: Modernes Leben! Fortschrittliche Tendenzen! Streben nach Einheit der Kunst und der Wirklichkeit! Freie Lebensanschauung! Soziale Kunst! Energisches Eingreifen in die Tageskämpfe! Schöne Tat! Da jedoch keiner der Vorgänger diesem Programm, das durchweg von dem jungen Deutschland übernommen war, entsprach, mufste man sich zuerst mit fremden Vorbildern bequemen.

Neben den jungdeutschen Prosaikern, die man eifrig, aber kunstlos nachahmte, übte vorzüglich George Sand einen ungeheueren Einflufs aus. Als sie in Böhmen allerlei Dokumente zu ihrem Roman »Consuelo« und »Der Gräfin von Rudolstadt« sammelte, lernte sie einen geistreichen und feingebildeten Kunstkenner und Kritiker, den berühmten Arzt J. R. Čejka kennen; dieser wurde nicht nur zu ihrem Begleiter, sondern dann auch zu ihrem Apostel in Böhmen. Seine Freundin Božena Němcová wufste er zwar nicht zu bewegen, die Bahnen George Sands zu betreten; bald fand er aber in den zwei Schwestern Rott, die später als Karolina Světlá und Sofie Podlipská in der Litteratur bekannt wurden, treue Anhängerinnen und Schülerinnen seiner berühmten französischen Freundin.

Die Jugend von K a r o l i n a S v ě t l á (1830—1899) wurde von einem doppelten mächtigen Einflufs bestimmt, dem des Prager Milieus und dem der böhmischen nationalen Wiedergeburt. Sie stammte aus einer angesehenen, altertümlichen Familie, die in einer originellen Ufergasse der malerischen Prager Altstadt ansässig war und treu an den Traditionen der halbdeutschen bigotten Bürgerschaft hing; so lernte K. Světlá ein ganz anderes Prag als z. B. Neruda kennen: das stolze, düstere, historische Prag mit der ganzen Tragik der Gegenreformation, sowie mit den romanhaft verwickelten Familienverhältnissen der vermögenden und sittenlosen Bourgeoisie und

Kaufmannswelt. In dieser Umgebung, an der die moderne Zeit spurlos vorübergegangen war, schuf sich das interessante junge Mädchen mit den tiefernsten Augen ihr eigenes, ganz romantisch gefärbtes Bild von dem Ideengehalt der nationalen Wiedergeburt: es war für sie vielmehr eine religiös-soziale Bewegung, die mit all diesen ungesunden und fremdartigen Verhältnissen in Prag aufräumen und die schlummernden Kräfte des Volkes zu neuem Leben aufwecken werde. Der moderne Liberalismus, der freisinnige Kampf gegen jeden starren religiösen Dogmatismus und kirchlichen Zwang, die Hebung der arbeitenden Klassen, besonders aber die Emanzipation des Weibes gewannen bald das junge Herz der feurigen Idealistin, bei der stets das Gefühl in siegreicher Opposition gegen die kalte, nüchterne Vernunft stand.

Zuerst trat sie in einer Reihe von farblosen, matten Novellen aus der modernen, nur mangelhaft charakterisierten Gesellschaft auf, die mit einer überströmenden Beredsamkeit verschiedene Fragen aus dem Frauenleben lösen wollen, aber durch ihre unsichere Charakterbezeichnung und ihre schleppende Handlung recht langweilig wirken. Dann führt sie ein Zufall in das böhmische Jeschkengebirge, in die čechische Umgebung des deutschen Reichenberg, und da findet die dreifsigjährige Schriftstellerin — auch ihr Pseudonym Karolina Světlá (sie hiefs bürgerlich Johanna Mužáková) ist ein Ausdruck der Liebe zu dieser schönen Gebirgslandschaft — ihre persönliche Note, so dafs Hálek mit vollem Rechte schreiben konnte: »Wie glücklich ist das Jeschkengebirge, dafs es seine Světlá, wie glücklich ist die Světlá, dafs sie ihr Jeschkengebirge gefunden hat!«

Eine wundervolle, ja grofsartige Welt öffnete sich da ihren Blicken: hoch oben auf den Bergen, wo Wolken und Stürme hausen, inmitten von tiefen und wilden Wäldern bergen sich kleine, ganz eigenartige, sehr malerische Dörfer mit einer überaus interessanten Bevölkerung. Es leben da religiöse Schwärmer, die halb skeptisch, halb mystisch über die gewaltigsten Lebensfragen nachdenken, stattliche Bäuerinnen, die zwischen der leidenschaftlichsten Liebe und der grenzlosesten Aufopferung ihr ganzes Leben lang schwanken, anmutige, aber eigensinnige, dabei jedoch edelgesinnte Mädchengestalten, die ihre Liebhaber mit bedenklichen Launen und verwegenen Grillen quälen. Diese, durch

ihre kühne Gedankenwelt oder durch ihre merkwürdige Willensfestigkeit auffallenden Gestalten führt nun K. Světlá in ihren Romanen und Novellen vor: sie müssen mit ihr über die tiefsten Zeitprobleme grübeln, sich mit ihr in eine schwärmerische Philosophie vertiefen, kaum anders als bei George Sand oder B. Auerbach.

Zwei Welten prallen in ihren Werken immer aufeinander; einerseits sind es rücksichtslose, rachsüchtige, lasterhafte Charaktere, die einem zerstörenden Individualismus fröhnen, andrerseits aber demütige, selbstlose, edle Wesen, auf denen nach Světlás Auffassung die gesamte moralische Weltordnung beruht. Diese müssen sich immer für ihre Familie, ihr Geschlecht, ja, für die Menschheit aufopfern, wenn sie dabei auch meist zugrunde gehen; stets war K. Světlá bestrebt, diese erhabene Aufgabe dem Weibe ans Herz zu legen, so dafs man »den Messianismus der weiblichen Aufopferung« als die Zentralidee ihres Schaffens bezeichnen möchte. So wirken ihre farbenreichen Romane aus dem Jeschkengebirge, die in einer leidenschaftlichen und pathetischen Prosa und einer kernigen Sprache geschrieben sind, manchmal aber durch ihre unübersehbare Personenfülle ermüden, auf den Leser oft tragisch und erhaben, der sich von ihrem kühnen Idealismus hinreifsen läfst. Drei von ihnen, »Ein Dorfroman« (1867, deutsch von G. Alexis u. d. T. »Sylva«, 1900), »Das Kreuz am Bache« (1868), »Der Gotteslästerer« (1873), gehören zu den Gipfeln der modernen Dorfromantik überhaupt.

Höher noch stehen ihre kurzen Dorfgeschichten; urwüchsige Vollblutnaturen aus dem Volke sind da scharf gezeichnet; die Handlung entwickelt sich da mit einer epischen Frische und verblüffenden Lebendigkeit; der Dialog ist saftig und dabei knapp; die sonst so lästige Tendenz drängt sich nicht auf. Einige von diesen Novellen, die später in zwei vorzüglichen Sammlungen, »Schlichte Seelen«, und »Zeichnungen aus dem Jeschkengebirge«, vereinigt wurden so z. B. »Der Kufs« (1871, deutsch von F. Bauer), »Die Schneideragnes« (1860), »Die selige Bärbel« (1873), sind in der čechischen Prosa bisher nicht wieder erreicht worden.

Später versuchte Světlá auch das altertümliche Prag des 18. und 19. Jahrhunderts in einigen phantastisch angelegten Romanen zu schildern; aber da wächst alles ins Ungeheuere und Immense, wilde Leidenschaften toben, geheimnisvolle Verbrechen

werden begangen, grelle und gellende Farben werden überall dick aufgetragen, pathetische Herzensergiefsungen und rhetorische Tiraden unterbrechen die bedenklich verwickelte Handlung; die freisinnige und antiklerikale Tendenz tritt stets in den Vordergrund.

Während Karolina Světlá in den 60. und 70. Jahren ungemein produktiv war, versiegte später ihre schöpferische Kraft. Verschiedene Zeitfragen reizten sie noch immer, ihren Standpunkt belletristisch klarzulegen; es entstanden jedoch nur geistvolle Bekenntnisbücher, keine Kunstwerke mehr. Ihre grofse Persönlichkeit aber, die das ganze weibliche Geschlecht ihres Volkes in ihren Kreis zu bannen wufste, ragte hoch in stolzer Einsamkeit wie die einer Hohepriesterin des Idealismus bis zu dem Tod, der die fast siebzigjährige Greisin an der Jahrhundertwende getroffen hat.

Die tragische Lebensauffassung, das edle psychologische Pathos, die grofszügige Stileinheit, die sich im Wesen von Karolina Světlá vereinigen, sind bei keinem ihrer zahlreichen Mitbewerber auf dem Gebiete des Romans zu finden. Fast allen haben es die jungdeutschen Romandichter mit ihrer sozial-bürgerlichen Tendenz, mit ihrem fortschrittlichen Liberalismus, mit ihrer bequemen Theorie des Nebeneinander angetan; doch es vollzieht sich bei ihnen eine höchst bezeichnende Entwicklung von ausgesprochener Subjektivität und spätromantischer Sentimentalität zu einer objektiv epischen und realistischen Anschauung. Diese Schriftsteller, die mit überzeugter Teilnahme das Wachstum des liberalen čechischen Bürgertums betrachten, die für die Emanzipation des fünften Standes offene Augen haben und den für die čechische Nation durchaus bedeutungslosen Adel eifrig bekämpfen, wollten Bürger unter Bürgern sein und auf freiem Grund mit freiem Volke stehen. Doch ihre Gesinnung war viel besser als ihre Kunst. Sie wollten umfassende und lebensprühende Welt- und Zeitbilder geben, aber gaben nur beschränkte, matte Familienbilder; sie wollten in einer bunten Reihe gesellschaftliche Typen der modernen Grofsstadt und des unberührten Landes vorführen, aber brachten in ihren phantastisch romanhaften Gebilden die sozialen Klassen durch uneheliche Kinder mit geheimnisvollen Schicksalen und wunderlichen Liebschaften in Verbindung; sie wollten ihrem Volke

moderne Ideale zeigen, fielen jedoch immer von neuem in das Fahrwasser des sentimentalen Patriotismus zurück.

Der begabteste in dieser Gruppe war Gustav Pfleger Moravský (1833—1875), ein zarter, feinsinniger Mensch, dessen morbide und schmachtende Natur allzu lange unter dem Banne des kraftlosen Epigonentums zu leiden hatte. In seiner trüben, freudelosen Jugend veröffentlichte Pfleger gefühlvolle, blasse Friedhofslyrik, die sich mit Hálek und Neruda berührt; dann hat er lange an einem formlosen Versroman, »Herr Vyšinský«, welcher eine freie Paraphrase des Puschkinschen »Eugenij Oněgin« mit Byronschen Reminiszenzen ist, gedichtet und darin seiner inneren Zerrissenheit und seinem passiven Weltschmerz Ausdruck gegeben; später hat er sich auch auf der Bühne versucht und hohle Geschichtsdramen sowie mittelmäſsige Lustspiele dargebracht. Doch seine Bedeutung ist nur in seinen drei Zeitromanen, »Verlorenes Leben« (1862), »Aus kleiner Welt« (1864) und »Die Frau Fabrikantin« (1873), zu suchen. Als einer der ersten hat er in dem groſsen Roman »Verlorenes Leben« in das volle soziale und nationale Leben der Gegenwart gegriffen, in dem er die abenteuerlichen Schicksale eines in die revolutionären Händel der 40. und 50. Jahre verwickelten und dabei gescheiterten Schwärmers vorführt. Durch sein breites und farbenreiches Gemälde »Aus kleiner Welt« hat er den sozialen Roman des böhmischen Arbeitervolkes begründet und hat mit einem realistischen Respekt vor der Tatsache eine bedeutende Episode aus der Zeitgeschichte, den Aufstand der Prager Fabrikarbeiter gegen die Maschinen im Jahre 1844, hineingewoben. Sein letztes, schon knapper und gedrängter komponiertes Prosawerk »Die Frau Fabrikantin« streift dagegen das soziale Gebiet nur ganz leicht; es ist vielmehr eine durchdringende Seelenanalyse, ein aus Krämpfen und Tränen geborenes Buch, ein unbarmherziges Inferno der leidenschaftlichen Erotik. Doch Pfleger war kaum mehr als ein Anreger; seine Romane sind nur kühne Versuche, keine vollendeten Kunstwerke; seine Helden sind keine Typen, sondern nur Schemen. Seine Romantechnik hat er von Spielhagen, dessen »Problematische Naturen« besonders in seinem »Verlorenen Leben« stark nachklingen, gelernt; in seiner Sentimentalität, in seiner gefühlvollen Humanität, in seinem fast rührenden Frauenkultus blieb er jedoch immer ein blasser Epigone

der Spätromantik, dessen gebrechliches Schifflein, das mit den schwarzen Segeln des Pessimismus auf dem wild aufbrausenden Meere der bewegten Zeit einhersegelte, doch nicht zu dem unsicher aber sehnsuchtsvoll ersehnten Gestade des modernen Realismus gelangen sollte.

Auch jenen von seinen Zeitgenossen, denen es gegönnt war, ein langes, ruhiges Leben auszukosten und unter günstigen Verhältnissen ihre Kräfte zu entwickeln, gelang dieses nicht. Die meisten von ihnen haben sich schon in ihren Anfängen mit dem Geschmacke des böhmischen Publikums versöhnt und sich mit der bescheidenen Rolle der Unterhaltungsschriftsteller begnügt. Ihre unlitterarischen Konsumenten verlangten von ihnen eine interessante Milieuschilderung, womöglich aus höheren Kreisen; die gefühlvollen Leserinnen wünschten eine spannende Liebesintrigue, die mit einem süfslichen Familienbilde abwechsele; doch man durfte um keinen Preis die patriotische Tendenz vergessen! Zuweilen konnte man zur Abwechslung seinen Familienroman in ein früheres Jahrhundert verlegen, wobei die gesellschaftlichen Verhältnisse nur ganz unbedeutend verschoben sein konnten und der stille Patriotismus sich in wilden Chauvinismus umwandelte. Auch kleine konventionelle Novellen aus der Kleinstadt und angenehme Jugenderinnerungen waren dem dankbaren Publikum sehr willkommen. Dabei waren diese betriebsamen Massenfabrikanten keineswegs bedeutungslose Skribenten. Václav Vlček (geb. 1839) war ein machtvoller Organisator und Redakteur, sein Freund Ferdinand Schulz (1835—1905) ein guter Journalist und ein kundiger Litterarhistoriker; Frau Sofie Podlipská (1833—1897), die Schwester von Karolina Světlá, eine edle Philanthropin und Erzieherin zur Humanität, die in den 70. und 80. Jahren teilweise schon die Bestrebungen von Ellen Key vorweggenommen hat.

In derselben Bürgerwelt, aus der und für die diese Schriftsteller schufen, wurzelte auch Alois Vojtěch Šmilovský (1837—1883), der jedoch schon den Übergang zum Realismus vermittelt. Liest man die in Böhmen ungemein beliebten Novellen und Romane von Šmilovský nacheinander, und konstruiert sich nach der Lektüre das Bild des Autors, so mufs man unwillkürlich an den wackeren Meister Anton aus Hebbels Maria Magdalene denken: man findet da seinen kleinbürgerlichen Tugendstolz,

seine strenge, unbarmherzige Moral, sein schonungsloses Pflichtgefühl, aber auch seine kleinstädtische Beschränktheit, sein kleinliches Haften an allen hergebrachten Gewohnheiten, seine philiströsen Vorurteile. Šmilovský war ja selbst eine Verkörperung der čechischen Kleinstadt; in einem nordböhmischen Städtchen war er geboren und erzogen, in einer Kleinstadt unterhalb des Böhmerwaldes hat er als Professor gewirkt, in einer ostböhmischen Stadt hat er sein Leben beschlossen. Und so war er gewifs berufen, diese Kleinwelt in ihrer liebenswürdigen Albernheit und in ihrer schlichten Anmut darzustellen. Die altmodischen Gestalten der Kleinstadt, denen er auch die verborgensten Schwingungen der Seele abgelauscht hat, grüfsen uns in seinen Novellen, von denen ich nur den vorzüglichen »Grützhändler Kleophas« (1875) nennen will, so lebendig als kaum bei einem anderen zeitgenössischen Novellisten; malerische Häuser mit bizarren Barockgiebeln, altertümlichem Geräte, abgenutzten kolossalen Möbeln winken uns einladend zu, und endlich eröffnet der Dichter vor unseren Augen eine zarte, duftige Erinnerungsperspektive aus seiner glücklichen Knabenzeit, von der er besonders in seinen »Losen Kapiteln« (1873 — 1881) mit liebenswürdigem und schalkhaftem Humor erzählt. Doch dieses stimmungsvolle Bild soll uns nicht lange ergötzen; Šmilovský erinnert sich plötzlich seines pädagogischen Amtes, dessen er nicht nur als Gymnasiallehrer und Schulinspektor, sondern auch als Schriftsteller pflichtgetreu waltete, und ermüdet uns durch den ödesten Schulmeisterton, durch eine didaktische Moral, die in einem wunderlich überladenen, sich an die volkstümliche Gnomik anlehnenden Stile vorgetragen wird, derart, dafs wir dann seine unsagbar weitschweifigen Bücher verstimmt und enttäuscht aus der Hand legen.

Konnte man in der čechischen Lyrik und Novellistik der 60. und 70. Jahre tatsächlich von einer organischen Entwicklungslinie sprechen und die gesamten Erscheinungen in einen einheitlichen Rahmen einfügen, so wäre Ähnliches in der Geschichte der čechischen dramatischen Litteratur doch allzu gewagt. Alle Voraussetzungen eines organischen Wachstums fehlten der čechischen szenischen Kunst: man besafs keine dramatische Tradition, keine grofse litterarische Bühne, kein dramatisch

gebildetes Publikum; einige wirklich hervorragende Schauspieler mufsten in minderwertigen Schwänken, gedankenlosen Operetten ihre besten Kräfte vergeuden; die Theaterkritik, in der auch Neruda und Pfleger tätig waren, stand noch in ihren allerersten Anfängen; die Regie wurde unglaublich vernächlässigt. Im Jahre 1859 wurde nahe der Prager Neustadt ein neues, geräumiges Theatergebäude errichtet; seit dem Jahre 1861 wechselten auf dem böhmischen Landestheater deutsche Stücke regelmäfsig mit den čechischen; nach zwei Jahren wurde dann die čechische Abteilung des Landestheaters als eine selbständige Bühne eröffnet; zur Eröffnungsvorstellung wählte man eine neue Tragödie von Hálek. Klassisches Repertoire wechselte mit salbungsvollen vaterländischen Stücken ab; übermütige französische Komödien wurden neben schüchternen einheimischen Lustspielen vorgeführt; so vermifste man einheitlichen Stil sowohl in der dramatischen Produktion als auch in der Darstellung. Der dämonisch groteske Interpret der Shakespeareschen und Goetheschen Gestalten, der »affenteuerliche, naupengeheuerliche« Mime Josef Jiří Kolár (1812—1896), bei dem das erhabenste Pathos mit der beifsendsten Ironie gepaart war, deklamierte mit unbeschreiblicher Originalität und fratzenhafter Genialität seine grofsartigen Rollen und verachtete dabei ebenso seine Kollegen wie sein Publikum. Sein begabter Neffe, ein humorvoller Karikaturist und dabei der gewissenhafteste Schauspieler František Kolár (1830—1895), wufste derbe und zarte, drollige und lebenswürdige Volksfiguren zu schaffen, deren Lebendigkeit ganz unvergefslich war. Die schöne Heroine Otilie Sklenářová Malá (geb. 1844) bewegt esich mit einer edlen Einfalt und stillen Gröfse auf dem tragischen Kothurn und stellte sich gern in den Dienst der klassischen Kunst Shakespeares oder Schillers.

Und ähnlich stand es auch mit den litterarischen Richtungen in dem čechischen Drama: neben Shakespeare wurde Scribe, neben Schiller Augier nachgeahmt. Die Herrschaft Shakespeares über die čechische Bühne dauerte jedoch am längsten und brachte zahlreiche, wenn auch meist unbedeutende Früchte. In den Jahren 1854—1872 ist eine vollständige Shakespeare-Übersetzung in dem Verlage der verdienten »Matice česká« erschienen, welche zwar steif und unpoetisch, aber treu und verlässlich ist, da eher Gelehrte als Dichter sie besorgt hatten. Dann veranstaltete im

Jahre 1864 der Zentralverein der čechischen Künstlerschaft, die »Umělecká Beseda«, eine imposante Shakespearefeier. Der Dichter Hálek und der Schauspieler J. J. Kolár haben in zahlreichen historischen Tragödien Shakespeare nachgeahmt, dabei zumal auch vergröbert und karikiert; patriotische Stücke, die von Mikovec, Frič, Pfleger, Vlček gepflegt wurden, waren teils von Shakespeare, teils von Schiller beeinflufst.

Dann bemächtigten sich die modernen Franzosen der čechischen Dramatik; Scribe und Augier, Meilhac und Labiche, der jüngere Dumas und Sardou wurden häufig gespielt und vom Publikum stets mit Beifall aufgenommen; einige prüde und naive Kritiker, wie Pfleger und Jeřábek, die übrigens in ihrer litterarischen Praxis von diesen Meistern der Bühnentechnik auch gelernt haben, verdammten ihre »sittenlosen« Stücke, wurden aber deswegen von ihrem litterarischen Widersacher, dem freisinnigen Jan Neruda, in den Augen der Öffentlichkeit lächerlich gemacht, und bald konnte man in der einheimischen dramatischen Produktion von einer französischen Schule sprechen. Dreierlei mufste die anspruchslosen und bescheidenen čechischen Dramatiker in diesen leichten, glänzenden und erfolgreichen Stücken bezaubern: die kunstvolle Bühnentechnik, der geistreiche Dialog, das feine, gesellschaftliche Milieu. Man besafs ja daheim nichts dergleichen: man war bisher herzlich wenig über die technischen Forderungen der Bühne unterrichtet; die elegante Salonkonversation blieb immer ein unerreichtes pium desiderium; das liberale Bürgertum, das sich eben in Böhmen bildete, war weder fein noch salonfähig. So imitierte man einfach das glückliche Ausland. Zwei Gruppen sind da auseinanderzuhalten. Die gutbürgerlichen Dramatiker, die ein vollständiges Analogon zu der bürgerlichen Novellistik bilden, sind bei dem ehrlichen und faden Grübler über verschiedene gesellschaftliche Fragen, Emil Augier, in die Schule gegangen, andere liefsen sich von der schillernden Eleganz des gedankenlosen Routiniers Scribe bestechen.

Der eifrigste Scribe-Schüler in Böhmen war der gewandte Journalist E m a n u e l B o z d ě c h (1841—1889), dessen Ende dunkel und rätselhaft ist; er hat seinem Meister sein technisches Geheimnis, seine oberflächliche Psychologie, seinen scharf geschliffenen, aber inhaltlosen Dialog treulich abgeguckt. Mit diesen entliehenen Mitteln sind ihm mehrere bühnenfähige

Komödien, die sich gern in dem Glanze der Empirezeit sonnen, und eine recht schemenhafte Tragödie aus dem nordischen Kriege, »Baron Goertz« (1871), gelungen. Die Darsteller waren für die glänzenden Rollen, das Publikum für die elegante gesellschaftliche Atmosphäre und für das unterhaltende Intrigenspiel sehr dankbar — das Lebenswerk Bozděchs bleibt doch nur eine gelungene Nachahmung eines unbedeutenden Vorbildes.

Der feine, dabei etwas schwerfällige František Věnceslav Jeřábek (1836—1893), ein Freund und Mitkämpfer von Pfleger, gab sich in seinen in Grau gehaltenen bürgerlichen Dramen mit zeitgemäſsen gesellschaftlichen Problemen ab, die er in der einheimischen Spiegelung eifrig und aufmerksam betrachtete. Seine bedeutendste Tragödie, »Ein treuer Diener seines Herrn« (1871, deutsch von Weyrauther und Lorenz 1892), ist ein dramatisches Gegenstück zu Pflegers erstem sozialen Roman »Aus kleiner Welt« und zu einigen Gedichten von R. Mayer: auch hier verträgt sich das liberale Bürgertum ganz gut mit dem gemäſsigten Sozialismus; auch hier entspringt beides aus einer versöhnlichen, humanen Tendenz; auch hier spielen patriotische Motive mit. In seinen Lustspielen ist Jeřábek dagegen kleinlich, philiströs, ja, manchmal plump.

Das Bild der čechischen Litteratur in den 60. und 70. Jahren wäre jedoch unvollständig, wenn man die scharfe und zielbewuſste Kritik, deren frischer Geist diese Periode erfüllte und in ihrer Entwicklung manchmal bestimmte, vergessen würde. Als Kritiker und Polemiker haben Hálek und Neruda die Lebens- und Kunstideale ihrer Gegner angegriffen; kritisch und polemisch wendete sich das Jungčechentum gegen seine konservativen Widersacher; mit einer lebensfrohen, doch sehr unvollkommenen Theaterkritik begleitete der oft allzu wohlwollende Neruda alle Erscheinungen der jungen böhmischen Bühne; die kritischen Abteilungen in den Journalen jener Zeit waren fleiſsig redigiert; die alleinige groſse Revue für Wissenschaft, Politik und Litteratur, die von V. Vlček begründete »Osvěta« (= Die Kultur) widmete der Kritik eine vorzügliche Aufmerksamkeit. Doch die meisten verfügten weder über eine wissenschaftliche Methode noch über genügende ästhetische Schulung.

Ein einziger Gelehrter und Litteraturkenner, der Prager Universitätsprofessor Josef Durdík (1837—1901), der mit

seinem strengen und sachkundigen kritischen Urteil lange auf die zeitgenössische Litteratur einen direkten Einfluſs ausübte, hielt die Kritik als selbständige Litteraturgattung aufrecht. Wie für diesen gelehrten Philosophen und eleganten Ästhetiker aus der Herbartschen Schule, der vom Hause aus ein Mathematiker war, die Philosophie keine innere Notwendigkeit, sondern vielmehr ein wissenschaftliches Fachstudium bedeutete, so war auch die Kritik, die er auf den Grundsätzen der formalen Ästhetik aufgebaut hatte, eine streng gelehrte Beschäftigung, die sich von keinen Zeitströmungen beherrschen läſst. Dabei verlor Durdík nie die intime Fühlung mit der lebendigen Dichtung und besonders mit dem modernen Theater. Er hat einige, allerdings akademisch steife Tragödien gedichtet, ein vorzüglich informatives Buch über Lord Byron veröffentlicht, dessen »Kain« vortrefflich übersetzt, sich eingehend mit Hálek, mit R. Mayer, mit Bozděch beschäftigt. Sein Blick war scharf und weit, seine Beweisführung überzeugend, seine Urteile offen und schonungslos. Die besten Geister haben sich an seinen sorgfältig gefeilten kritischen Aufsätzen und Büchern, die sich einer durchgebildeten, ja gezierten und präziösen Sprache bedienen, ergötzt; die von ihm neu geschaffene philosophische und kritische Terminologie ist allgemein anerkannt worden; die Mittelschule verbreitete seine Prinzipien. Doch Durdík verstummte als Kritiker allzubald, um sich seiner akademischen Tätigkeit als Ästhetiker und Geschichtschreiber der Philosophie ausschlieſslich zu widmen. Für das Beste jedoch, was die Litteratur seiner Zeit anstrebte, findet man in seinen Büchern die ästhetische und kritische Begründung; die höchsten Kunstideale seiner Generation liegen in seinen einst so gerühmten, heute aber ganz vergessenen Werken begraben.

Zwölftes Kapitel.

Die panslawistischen und historischen Tendenzen in der neuen čechischen Litteratur.

Der Zeitraum von 1860—1880 ist in Böhmen eine Periode des eifrigsten politischen Kampfes. Mit dem alten vormärzlichen Österreich, wie es die Regierung Bachs neu zu beleben suchte, ist es nun vollends vorbei; die Konstitution löst neue politische Kräfte aus; die partikularistischen Landtage und der zentralistische Reichsrat in Wien kommen allmählich zu Worte; die Presse, sei sie nun liberal oder nationalistisch, wird jetzt eine Grofsmacht; die Litteratur stellt sich willig unter das Joch der Politik.

Mit neuen Kräften kämpfen die Čechen jedoch für die alten Ideen, wie sie bereits in der Zeit der nationalen Wiedergeburt erfafst und formuliert wurden; die Männer von 1848, Palacký, Rieger, Sladkovský, stehen noch immer an der Spitze der čechischen Politik; die bekannten politischen Grundsätze, welche Palacký in seinem berühmten Sendschreiben an die Versammlung in der Frankfurter Paulskirche betont hatte und, welche auch auf dem wunderlichen slawischen Kongresse in Prag im Jahre 1848 aufgetaucht waren, bewegen weiter das öffentliche Leben der čechischen Nation. Auf zwei mächtige Grundideen kann man die damaligen politischen Bestrebungen, die wieder unter einer drückenden Persekution seitens der Regierung und der Polizei schwer zu leiden hatten, zurückführen: auf die Idee der konsequenten Durchführung des čechischen historischen Staatsrechtes im Rahmen eines föderativen Österreich und auf den echt romantischen Gedanken des Panslawismus.

Diese Ziele waren jedoch allzu hoch gesteckt; die Wirklichkeit war trübe, die politischen Erfolge waren unbedeutend; end-

lich mufste man wieder nur von täuschenden Hoffnungen und erhabenen politischen Symbolen zehren. Schon im Jahre 1861, inmitten des konsequentesten Zentralismus, klammerte sich das leichtgläubige čechische Volk an die feierliche Erklärung des Kaisers, er werde sich in Prag krönen lassen und werde dadurch die staatsrechtliche Selbständigkeit der böhmischen Kronländer anerkennen. Doch diese Erwartungen gingen fehl, schon ein Jahr später fühlten sich die čechischen Politiker gezwungen, der Wiener Regierung gegenüber zu erklären, dafs sie sich infolge des zentralistischen Regimes von jeder realen Parlamentarbeit zurückziehen würden; sie führten auch ihr Vorhaben durch und haben Jahrzehnte hindurch ihre passive Opposition getrieben. Doch die kleinste Gelegenheit genügte, um die hoffnungsvolle Begeisterung für den Kampf um das historische Staatsrecht in Flammen zu setzen: mit einem unglaublichen Enthusiasmus werden im Jahre 1867 die aus Wien zurückkehrenden Krönungsinsignien begrüfst, und zu dem sog. »Septemberreskript« vom 12. September 1871, wo sich der Kaiser Franz Joseph I. abermals bereit erklärte, sich in Prag krönen zu lassen, sieht man wie zu einem nationalen Heiligtum empor. Man pocht mit einer fast rührenden Beharrlichkeit auf seine historischen Rechte, welche die Wiener Regierungen allerdings weiter unberücksichtigt lassen, und so lebt die čechische Nation in einem fortwährenden Rausch von historischen Erinnerungen, die sie für die trübe und aussichtslose Gegenwart entschädigen müssen.

Nebenbei wird eine ebenso naive und erfolglose auswärtige panslawistische Politik getrieben, die, ähnlich wie der Kongrefs der slawischen Nationen vom Jahre 1848, kaum weifs, wo sie eigentlich hin will. Im Jahre 1863 bringt der letzte Aufstand der Polen die čechische Jugend, darunter auch namhafte Schriftsteller, Publizisten, ja Frauen, in Gärung; man lernt Polnisch, man übersetzt polnische Romantiker, man singt polnische revolutionäre Lieder, man bewaffnet sich und eilt, den kämpfenden Brüdern zu helfen. Die älteren Patrioten mifsbilligen es als eine gefährliche Donquichoterie, bald jedoch begehen sie eine viel schlimmere. Im Jahre 1867 bei Anlafs einer ethnographischen Ausstellung in Moskau wallfahren mehrere angesehene Vertreter des čechischen Volkes, unter ihnen die Politiker Palacký, Sladkovský, Rieger, der Dichter Erben, der Maler Manes, nach

Rufsland und huldigen hier förmlich der russischen Regierung. Als in den Jahren 1876 und 1877 die Südslawen gegen die Türken für ihre Freiheit kämpfen, werden sie von den Čechen begeistert angejubelt, und auch die Russen, welche sich dann der Südslawen angenommen haben, entfachen in Böhmen geradezu leidenschaftliche Sympathien. Es hat ja schon früher der Novellist Prokop Chocholoušek die serbischen und die montenegrinischen Helden mit einer warmen Teilnahme geschildert; auch die serbische Heldendichtung war bereits in Böhmen in Übersetzungen und Nachahmungen bekannt: jetzt fühlt sich ein feiner, in Frankreich ausgebildeter Historienmaler Jaroslav Čermák in Montenegro viel heimischer als in Böhmen; jetzt besingen Václav Šolc und Eliška Krásnohorská die Balkaner Freiheitskriege. Ja, diese schwärmerische Vorliebe für den slawischen Orient führt die čechischen Dichter bis unter den wilden, märchenhaften Kaukasus: hier wird Svatopluk Čech zu mehreren romantischen Gedichten, die sich an den grofsen russischen Epiker Lermontow anschliefsen, angeregt; hier findet ein begabter, aber sehr abenteuerlicher čechischer Novellist Bohumil Havlasa unter den russischen Fahnen in seinem 27. Lebensjahre den Tod.

Ähnlich sind in der čechischen Litteratur dieser Periode der Panslawismus und der Historismus die Triebfedern; auch was später auf diesen Gebieten geschaffen wurde, mufs in diesem Zusammenhange geschildert werden.

Ein vollendete Synthese der beiden Tendenzen gibt in seinem poetisch ganz einheitlichen Lebenswerke der gröfste und zumal der populärste Dichter dieses Zeitraumes, Svatopluk Čech (geb. 1846). Heute liegen seine Dichtungen und prosaischen Schriften in einer zwanzigbändigen vom Autor selbst veranstalteten Gesamtausgabe vollständig vor, und so kann der Litterarhistoriker bereits sein Leben und Wirken als ein abgeschlossenes Ganze betrachten und es aus den historischen Zeitbedingungen gesetzmäfsig erklären. Svatopluk Čech, dessen Name allein den Inbegriff des nationalen Wesens in sich schliefst, stammt aus einem kräftigen mittelböhmischen Bauernstamme, dessen Traditionen bis tief in das 17. Jahrhundert reichen. Des Dichters Vater, ein schlichter Domänenverwalter, war ein eifriger Patriot, ein begeisterter Panslawist, ein überzeugter Achtundvierziger, der für seine Beteiligung an den revolutionären Händeln

schwer zu büfsen hatte; bald gewann er den menschenscheuen, träumerischen Knaben, der in einer anmutigen, milden Ebene seine idyllische Jugend verbrachte, für seine Lieblingsideen. Als Gymnasiast, der sich auf einer altertümlichen, pedantischen und national durchaus indifferenten Piaristenschule in Prag nicht besonders wohl fühlte, las der junge Svatopluk Čech mit Vorliebe die begeisterten Dichter des modernen Freiheitsdranges und des antisozialen Trotzes; besonders Byron, Puschkin und Mácha traten in seinen Gedankenkreis, und hinterliefsen bedeutende Spuren in seinen Jugendwerken. Im Jahre 1867 tritt der 21jährige Jurist mit einem farbenreichen, dem südslawischen Freiheitskampfe entnommenen Gedichte in die Litteratur; nach sechs Jahren veröffentlicht er ein wundervolles Epos, das grofsartige Freskogemälde aus dem Hussitenkriege »Die Adamiten«, dessen künstlerische Reife wir noch heute bewundern müssen; dadurch wird er eine anerkannte Gröfse in der čechischen Dichtung, wo er bald über Hálek und Neruda gestellt wird. Jahr für Jahr erscheint dann von ihm eine neue, stets gereifte und bis ins Detail ausgeführte poetische Schöpfung. Einmal ist es eine breite, mit allerhand fein geschliffenem und üppig ziseliertem Beiwerke ausgestattete epische Komposition, wo gewöhnlich der epische Gang der Handlung unter einer allzu ausführlichen poetischen Beschreibung zu leiden hat; oder aber er vereinigt in einem geschickt arrangierten lyrischen Bande seine politischen Meditationen und seine sozialen Betrachtungen, die entweder in das üppige schwere Gewand einer Ode oder in die leichte, volkstümliche Liederform gekleidet sind; ein anderesmal bringt der Poet, dessen Humor zart und schelmisch ist, ein anmutiges allegorisches Märchen, worin er den öffentlichen Albernheiten und den landläufigen Vorurteilen schalkhaft ein Schnippchen schlägt; endlich befriedigt er auch die unter seinen Lesern, die für die Poesie kein Verständnis zeigen, mit einem liebenswürdigen, wenn auch keineswegs tiefen Novellenbuche. So steht er in seinem 40. Jahre auf dem Gipfel seiner Kunst und seiner Popularität, die er teilweise auch seiner politischen Gesinnung, die liberal und demokratisch ist, zu verdanken hat. Doch diese riesenhafte Begeisterung der Leser, dieser öffentliche Beifall der gesamten Nation drückt und beängstigt den ruhigen, in sich gekehrten Träumer, und so flüchtet sich der schlichte Dichter in eine

idyllische und beschauliche Einsamkeit, wo er nur seinen Blumen und seinen Jugenderinnerungen zu leben scheint.

Svatopluk Čech ist durchwegs ein Tendenz- und Problemdichter; auch da, wo der poetische Grundton rein episch oder idyllisch ist, werden in die epische Handlung tendenziöse Fäden, manchmal ganz bemerkbar, verwoben. So werden schon in »Den Adamiten«, des Dichters erstem grofsen Wurfe, von den religiösen Schwärmern des 15. Jahrhunderts moderne Probleme des Pantheismus und des Materialismus, der freien Liebe und der Frauenemanzipation, des Kommunismus und der Anarchie mit einer erhabenen Rhetorik behandelt. So wird in der idyllischen Rahmenerzählung »Im Schatten der Linde« (1880; deutsch von J. J. Gregory in Leipzig 1897), wo sonst kleine, ja anekdotenmäfsige Begebenheiten aus dem čechischen Volksleben frisch und humoristisch wie in einem Guckkasten vorgeführt werden, nebenbei auch die Frage der Auswanderung nach Amerika erörtert. So werden in dem breitangelegten historischen Epos aus der dänischen Geschichte des 13. Jahrhunderts, »Dagmar« (1885) die Ursachen des Verfalles und Unterganges der slawischen Wenden und Obodriten an der Nordsee poetisch beleuchtet, wobei auch manch warnendes Wort den uneinigen Slawen gesagt wird.

Als ein moderner Liberaler und ein demokratischer Patriot fafst Čech auch die Geschichte seines Volkes auf. Während die čechischen Romantiker bis zu Zeyer und Vrchlický eine ausgesprochene Vorliebe für Böhmens Heldensage und für das frühe Mittelalter unter den Přemysliden hatten, interessiert sich Čech eigentlich nur für die Zeit der böhmischen Reformation und ihr tragisches Nachspiel im 17. Jahrhundert. Palacký hat in dem Hussitentum und in der Brüderunität den Gipfel der nationalen Geschichte erblickt und hat in seinem monumentalen Geschichtswerke dieser Auffassung Ausdruck gegeben; doch die čechischen Dichter liefsen sich von ihm in dieser Hinsicht nicht anregen; ja sie wurden sogar von den deutschen Poeten Lenau und Meifsner — jener hat einen Johannes Hus, dieser einen Žižka gedichtet — überholt. Erst in den sechziger Jahren entfachen die jungčechischen Liberalen eine Begeisterung für das Hussitentum; im Jahre 1868 wallfahren zahlreiche Čechen nach Konstanz um dort das Andenken Husens zu feiern; die historischen Maler, mit dem berühmten Pilotyschüler V. Brožík an der Spitze.

wählen jetzt gern die Vorwürfe zu ihren kolossalen Leinwandflächen aus der Hussitenzeit; Třebízský, dann auch Jirásek stellen die glorreiche Zeit »des Kelches und des Schwertes« in den Vordergrund ihrer historischen Novellistik, aber keiner weiſs diese groſse Zeit, von der schon Schiller in seinem »Wallenstein« so sympathisch spricht, so begeistert zu besingen wie eben Sv. Čech. Schon unter seinen Jugendgedichten findet man eine Ballade »Der Hussitenkrieger an der Ostsee«, die mit einer beredten Apotheose des Hussitentums schlieſst; dann folgen »Die Adamiten« mit der Riesengestalt Žižkas im Hintergrund: sechs Jahre später wählt Čech den blinden Hussitenführer zum Helden einer genial hingeworfenen epischen Erzählung »Žižka«, in der der stets rhetorische Dichter einmal in einer wirklichen Rede seine beste Kunst entfaltet. Aus demütigen Tränen und düsteren Meditationen über die schmachvolle Niederlage des čechischen Volkes im 17. Jahrhundert ist dann sein «Václav von Michalovic« (1882, deutsch nur in einigen Bruchstücken in Alberts »Neuester Poesie aus Böhmen«) geboren. Die čechische Reformation verblutete eben unter dem Schwerte des Scharfrichters und unter der geistigen Unterdrückung der Jesuiten; Böhmen ist vollends katholisch und habsburgisch, und da muſs ein Zögling der Jesuiten, ein junger Schwärmer und Idealist, erfahren, er sei ein Nachkomme eines der eifrigsten Ketzer und Rebellen. Die erschütternden Konflikte, die sich im Herzen des jungen Václav von Michalovic abspielen, werden nun romanhaft und überspannt genug erzählt. Noch in seinen späteren Jahren kehrte Čech zu der ihm wahlverwandten Zeit des Hussitentums zurück — sie muſste übrigens auch als Staffage zu seinem humoristisch satirischen Romanetto »Ein Ausflug Herrn Matěj Brouček in das 15. Jahrhundert« herhalten —; in einem dialogisierten, doch ganz verworrenen Epos »Roháč von Sion« (1898—1899) führt er die letzten Geschicke des hussitischen Heeres vor. Čech entrollt in diesen Werken groſsartige lebende Bilder, und aus ihnen muſs sich der Leser selbst eine ohnehin mangelhafte Handlung zusammenstellen; das Zeitkolorit trifft er im ganzen richtig, doch die Personen mit ihren unendlichen Reden und vielleicht noch unendlicheren Reflexionen fallen meistens matt und leblos aus.

Čechs Eigenart darf man aber nicht in seinen historischen Epen, die zeitweilig an Hamerling erinnern, suchen: seine poetische

Spezialität sind moderne, oft allegorische Verserzählungen, die auf Lord Byron zurückzuführen sind und sozialpolitische Fragen im Geiste eines liberalen Demokratismus und eines romantischen Panslawismus behandeln. Mit einem einigermaſsen nebelhaften Messianismus, ähnlich wie man ihn in der russischen und polnischen Litteratur der dreiſsiger und vierziger Jahre findet, betrachtet Čech die Sendung der Slawen innerhalb der geschichtlichen Entwicklung Europas. Das alte, raffinierte und übersättigte Westeuropa ist in seinem Innern von einer Todeskrankheit durchfressen; eine soziale Revolution, die nicht so sehr entfernt ist, wird den siechen Riesenkörper endgültig zerschmettern — so lesen wir in Čechs düsterer und pessimistischer Allegorie »Europa« (1880). Dann bricht nun aber der neue Morgen für die bisher miſsgeachteten slawischen Völker an — hier hört man Kollárs Ideen —; doch das Slawentum ist bis heute dieser ungeheueren politischen und kulturellen Aufgabe nicht gewachsen. Zuerst müssen die Slawen ihre ewigen Zwistigkeiten ablegen; der Dichter selbst versöhnt in »Slavia« (1884), einer dem Gedichte »Europa« nicht unähnlichen Allegorie, die Russen mit den Polen, die Serben mit den Kroaten, die russischen Nihilisten mit den idealistischen Slavjanophilen, allerdings ohne den Leser im geringsten zu überzeugen.

Waren jedoch die russischen Slavjanophilen wie Kirějevskij und die polnischen Messianisten wie Towiański oder der ältere čechische Panslawist Kollár arge Reaktionäre und unterwürfige Diener des staatlichen Absolutismus, ist Čech in seinem Panslawismus immer ein gesinnungstreuer Demokrat und Liberaler geblieben. Aus seiner Jugend hat er eine treue Liebe zu dem Bauernstande mitgebracht, so daſs er zu der Zeit, als in Böhmen der Ruf nach einer nationalen Aristokratie laut wurde, in seinem schlichten »Gesangbuche des Jan Burian« (1894) den selbstbewuſsten Bauer hoch über den Adel stellte. Auch hat er gegen den kapitalistischen Groſsbetrieb und gegen die Fabrikindustrie die Partei für das autochthone Kleingewerbe ergriffen und in einem tragischen Idyll »Der Schmid von Lešetín« (1883, deutsch nur in kleinen Bruchstücken in der Albertschen Anthologie), das trotz der Beschlagnahme äuſserst populär geworden ist, diesen Konflikt poetisch verwertet. Wie Neruda hieſs er die sozialistische Organisation der modernen Proletarier,

die er schmeichelnd »Helden der Zukunft« genannt hat, willkommen. Dreimal hat er sich mit politischer Lyrik an die Öffentlichkeit gewendet; in seinen »Morgenliedern« (1887) findet er für die Bestrebungen der Jungčechen, die damals wirklich freisinnig und demokratisch waren, den poetischen Ausdruck; dann lauscht er in seinen »Neuen Liedern« (1888) dem geheimnisvollen Weben der modernen Zeit, wo der Sozialismus die nationalen Interessen zurückzudrängen sucht; endlich, in den »Liedern eines Sklaven« (1894, deutsch von J. Koutek, Stuttgart 1897), erscheint er als ein zürnender und strafender Prophet des Alten Testamentes, der, aus seiner Gebirgshöhle zurückkehrend, überall nur Sklaverei, Unterwürfigkeit und Gemeinheit findet und über seine so heifsgeliebte Nation den Stab bricht.

Für intime Gefühle, für feine Schwingungen der modernen Seele, für die geheimnisvolle Tragik der Alltäglichkeit, wie sie die Dichter von heute zu schildern pflegen, ist in diesem pathetischen Werke ebenso wenig Platz wie für die aufrüttelnden Leidenschaften und die grauenvollen, unglaublich verwickelten Wirklichkeiten der modernen Existenz. Auch ist Čech kein Erotiker; seine Frauengestalten sind matt, schemenhaft, konvenzionell; sein Verhältnis zum Weibe ist das eines vereinsamten, ältlichen, menschenscheuen Garçon: schüchtern, süfslich, nebelhaft; nur in einigen Novellen, die psychologisch zwar belanglos, aber unterhaltend und gut erzählt sind, finden sich einige feine Mädchenköpfchen. Mit dem indifferenten Liberalismus teilt er auch die Hilflosigkeit den religiösen Fragen gegenüber, die mit seiner ehrlichen Vorliebe für die böhmische Reformation in einem gewissen Widerspruche steht; erst spät hat er sich, in seinen »Gebeten zum Unbekannten« (1896), zu einem formlosen, vagen Pantheismus bekannt, der bei ihm durch eine weichliche und haltlose Humanität ergänzt wird.

Zu Čechs ernsten, ja oft erhabenen Werken gesellen sich seine humoristischen Gedichte und Erzählungen wie mutwillige Satyrdramen hinzu. In einem anmutigen Märchen, in einem parodistischen Tierepos, in einem tollen Traumgesichte setzt sich der liebenswürdige Poet eine Narrenkappe auf, und nun müssen der Gelehrtendünkel, die Ausländerei, die Modesucht, die pedantische Kritik, die politische Charlatanerie, der poetische Snobismus, das banause Spiefsbürgertum manchen Streich seiner Pritsche er-

fahren. Wenigstens eine von diesen reizenden Schöpfungen mufs hier genannt werden, die »Himmelschlüssel« (1883, deutsch von Zd. Fux Jelenský, Wien 1892), ein frisches Märchen, das mit seiner Verschmelzung der duftigsten Poesie und der humoristischen Satire an Andersens Märchenkunst erinnert.

Die Popularität Čechs im Publikum ist bedeutend gröfser als sein Einflufs in der Litteratur; im ausgesprochenen Kontrast zu Vrchlický hat er keine Schule gegründet. Einige Dichter stehen ihm allerdings ganz nahe, indem sie auch panslawistische und nationaldemokratische Gedichte schreiben, und indem sie die vaterländische Geschichte und Sage zum Ausgangspunkte ihrer wortreichen Meditationen machen; doch als seine unmittelbaren Schüler dürfte man sie doch nicht bezeichnen. Nur drei hierher gehörende Dichter will ich nennen, den kernigen Balladendichter Ladislav Quis, die pathetische Tendenzpoetin Eliška Krásnohorská und den poetischen Epigonen František S. Procházka.

Der Rechtsanwalt Ladislav Quis (geb. 1846) ist ein gründlicher Litteraturkenner, bei dem ein sorgfältiges poetisch-historisches Studium Hand in Hand mit der Dichtkunst geht. Er ist mit den altschottischen Balladen und mit Goethes Balladistik innig vertraut, auch sind die knappen, straffen und gerundeten Balladen im Volkston vielleicht sein Bestes. Er hat die beiden Meister der volkstümlichen Lyrik, den russischen Burns A. V. Kolcov und seinen Landsmann Čelakovský, mit Geschmack ediert und eingeleitet und von ihnen die leichte, sangbare Grazie des Volksliedes gelernt. Er war einer der ersten, welcher in Havlíčeks Reimen die derbe, witzige, holzschnittartige Poesie entdeckt hat und es gelang auch ihm in seinem humoristischen Romanzenzyklus »Der dumme Hans« (1880), diesen Ton meisterhaft zu treffen. — Die Schattenseiten der Tendenzpoesie Sv. Čechs findet man in wünschenswertester Vollständigkeit in den Dichtungen von Eliška Krásnohorská (geb. 1847): ein fader Liberalismus, ein vager Panslawismus, ein phrasenhaftes Jungčechentum werden hier von einer leidenschaftlichen Patriotin und überzeugten Frauenrechtlerin mit blecherner Rhetorik, mit unbändigem Verbalismus, mit einer grellen Farben- und Bilderbuntheit verkündet; die südslawische Geschichte erscheint hier als eine schauderhafte Mischung von Blut, Begeisterung und Eisen; der čechische Kampf für das alte, gute

Recht wird in diesen wild aufbrausenden Versen von einer unglaublichen Janitscharenmusik begleitet; die politischen Feinde sowie die einheimischen Andersdenkenden werden da schonungslos, ja blutdürstig behandelt. Wie die čechische Ursage vom Mädchenkriege zu erzählen weiſs, so darf die čechische Litteraturgeschichte diese dichtende Amazone nicht verschweigen. — Der jüngste dieser Gruppe František S. Procházka (geb. 1861) ist ein poetischer Reaktionär. In seinen auf die Dauer ganz ungenieſsbaren Märchendichtungen, von denen die umfangreichste »Der König Gerstenkorn« (1906) von einem engherzigen mährischen Patriotismus zeugt, bringt er ein ganz veraltetes, oft sehr dunkles Allegorienspiel vor, in dem sich nationale und ethische Tendenzen verstecken. In seinen an Čelakovský und Sládek anklingenden Nachahmungen der Volkslieder haftet er immer an dem Nebensächlichen, Willkürlichen, Äuſserlichen der Volkspoesie; in seiner patriotischen Rhetorik und seiner persönlichen Satire tritt er für lebensunfähige Vorurteile ins Feld.

Während so die patriotischen und panslawistischen Tendenzpoeten ihre Anregungen gröſstenteils nur von der Tagespolitik empfingen, konnten die historischen Romandichter und Novellisten manchen Vorteil aus der üppig aufgeblühten geschichtlichen Spezialforschung ziehen. Als im Jahre 1876 Palacký sein monumentales Lebenswerk geschlossen hatte, durfte er auf eine beträchtliche Reihe von Nachfolgern und Schülern blicken. Der bedeutendste unter ihnen war sein ehemaliger Freund, später aber sein Antipode, der Prager Universitätsprofessor Václav Vladivoj Tomek (1818—1905). Tomek war kein weitblickender synthetischer Denker, der die Geschichte philosophisch auffassen und psychologisch erklären mochte; im Gegenteil, er, der ursprünglich ein Jurist war, ist immer nur ein äuſserst gründlicher Quellenkritiker, ein streng objektiver Forscher geblieben, für den der bedenkliche historische Wahlspruch »quae non sunt in actis, non sunt in mundo« völlige Geltung hatte. Niemals hat er versucht, die böhmische politische Geschichte, mit der er sich vorzugsweise beschäftigte, in pragmatischen Zusammenhang mit der westeuropäischen Entwicklung zu bringen; niemals war er bestrebt, unter der bunten Oberfläche der äuſseren historischen Vorgänge die leitenden Ideen zu suchen; auch ihm genügte es, allerdings in einem anderen Sinne als Ranke, ein-

fach darzutun, wie die Dinge eigentlich gewesen seien. Dabei war er ein streng Konservativer und ein treuer, kirchlich gesinnter Katholik, für den jede Empörung gegen die kirchliche Obrigkeit ein Greuel war; und nicht umsonst hat die Wiener Regierung in ihm und in seinem Freunde, dem späteren Unterrichtsminister Josef Jireček (1825 - 1888), einem fleiſsigen litterarhistorischen Sammler und gelehrten Bibliographen des älteren Schrifttums, ihre Vertrauensmänner gesucht. Doch war Tomek, dessen Temperament das eines trockenen und ordnungsliebenden Pedanten war, ein Held der unermüdlichen Arbeit. Er hat die Geschichte der Prager Universität geschrieben, eine eigenartige Monographie über Žižka verfaſst, der österreichischen Staatsgeschichte neue Bahnen gewiesen, aber sein Hauptwerk, an dem er seit 1855 bis zu seinem Tode gearbeitet hat, bleibt »Die Geschichte der Stadt Prag«, die in ihren zwölf Bänden nur bis zu der Schwelle des 17. Jahrhunderts reicht, aber doch vielleicht bloſs mit Gregorovius' »Geschichte der Stadt Rom« zu messen ist. In einer Hinsicht ist sie jedoch auch jener monumentalen Stadtmonographie überlegen: Tomek hat darin die allgemeine böhmische Geschichte zum ersten Male nach Palacký von neuem geschrieben und besonders die Hussitenkriege ausführlich behandelt. Diese Wiedererweckung des altertümlichen Prag, wenn Tomeks Darstellung auch trocken und pedantisch ist, kam auch der historischen Novellistik sehr zustatten. Ein anderes, ebenso fleiſsiges und reichhaltiges Werk, dem jedoch die sichere kritische Methode und der streng wissenschaftliche Standpunkt fehlen, hat der Gymnasialprofessor August Sedláček (geb. 1843) geschaffen. In seinen »Burgen, Schlössern und Vesten des Königreichs Böhmen« (seit 1881, bisher 13 Bände) hat er eine bis in das unbedeutendste Detail eingehende Geschichte des altböhmischen Adels in monographischer Form und topographischer Reihenfolge geschrieben und dadurch den historischen Novellisten ebenfalls ein willkommenes Hilfsbuch geschaffen.

Allein der Novellist, welcher aus Sedláčeks riesenhaftem, durchaus in hussitischem Geiste verfaſsten Werke am nachhaltigsten und dankbarsten hätte schöpfen können, der begeisterte Chronist und elegisch beanlagte Pathetiker Václav Beneš Třebízský (1849—1884), hat nur die allerersten Bände dieses monumentalen Hilfsbuches erlebt; in seinem 35. Jahre hat der

Tod den schmächtigen, schwindsüchtigen katholischen Priester dahingerafft. Auch er war ein fleiſsiger Sammler, der sich an alten vergessenen Chroniken und verstaubten Aktenstücken aufrichtig erfreute; auch er interessierte sich fast wissenschaftlich für die Geschicke von altertümlichen Burgen und ritterlichen Adelsgeschlechtern, auch für ihn waren die Hussitenkriege und die Gegenreformation das wichtigste Thema der vaterländischen Geschichte. Doch alles wurde bei diesem ungemein produktiven Schriftsteller eine Novelle, eine sentimentale, konventionell gehaltene Erzählung, in der von einer realistischen Lebenskenntnis und einer sicheren Psychologie leider wenig zu spüren ist. Dieselben recht matten und blutlosen Typen kehren in schematischer Anordnung immer wieder, dieselben geheimnisvollen. romanhaften Motive werden immer von neuem mühsam ausgesponnen und kunstlos verwoben, derselbe salbungsvolle, übel pathetische, manchmal auch weinerliche Predigerton verhüllt mit seinem unerträglichen Weihrauchsqualm seine Erzählungen. Doch dabei wurde Třebízský der volkstümlichste Prosaiker in Böhmen: man liest noch heute seine dicken Novellenbände, die unter den bezeichnenden, allerdings konventionellen Titeln »Unter den Strohdächern«, »In der Morgenröte des Kelches«, »In dem Glanze des Kelches«, »Elegien aus dem Dreiſsigjährigen Kriege«. in den achtziger Jahren erschienen sind, mit patriotischer Begeisterung, und selbst die Liberalen sind stolz auf den čechischen »Hussitenpriester«, der ja unter seinen zelotischen und ultramontanen Amtsbrüdern eine seltene Ausnahme ist.

Doch die Popularität des bekanntesten čechischen historischen Romandichters Alois Jirásek (geb. 1851) ist noch gröſser. Seine Romane und Novellen, die übrigens abschreckend dickleibig sind, erschienen sämtlich in mehreren Auflagen; die Mittelschule wirbt planmäſsig für den wackeren Gymnasiallehrer. dessen Schriften zugleich belehrend und veredelnd auf die Jugend wirken; das Nationaltheater führt auch seine schwächsten Stücke mit dem gröſsten Kraftaufwand auf; seine Bücher werden sehr oft noch vor ihrer Vollendung von der Akademie oder verwandten Institutionen preisgekrönt; die angesehenen Litterarhistoriker wetteifern im Lobe Jiráseks; seine Landsleute selbst übersetzen ihn, doch ohne besonderen Erfolg, ins Deutsche; und würde man einen einfachen Mann aus dem Volke fragen, ob er

einen čechischen Schriftsteller kenne, so würde seine Antwort gewiſs »Jirásek« lauten. Doch die unparteiische Kritik darf sich, besonders dem Auslande gegenüber, von dieser öffentlichen Meinung nicht blenden lassen: Jirásek ist kaum mehr als eine lokale Gröſse, wenngleich seine besten Sachen den Vergleich mit Sienkiewicz gut vertragen.

In seinen ersten Arbeiten, die vorzugsweise das wüste Soldatenleben aus den verschiedenen Kriegen der neueren čechischen Geschichte schildern, war Jirásek ein frischer, sachlicher Genremaler, dessen Darstellung nur unter einer sprunghaften, skizzenmäſsigen Schreibart zu leiden hatte. Bald wagte er sich jedoch an gröſsere Kompositionen; die verschiedensten Zeitalter der böhmischen Geschichte, von den ersten Anfängen des Christentums bis zu der unsicheren Dämmerung der nationalen Wiedergeburt muſsten herhalten, um zu einer eigentümlichen Mischung der landläufigen Romantik mit sorgfältigem kulturhistorischem Detail den Hintergrund zu bilden. Noch sein erster, groſser Roman aus der Zeit des Hussitentums »Zwischen den Zeitströmungen« (1887—1892), der sich eng an Tomeks Forschung über Prag im 15. Jahrhundert anschlieſst, ist ein Durchschnittsprodukt eines verspäteten Walter Scott-Schülers. Dann schlägt Jiráseks litterarische Entwicklung bald einen anderen Weg ein: er wird in seinen groſs angelegten historischen Romanen ein realistischer Kleinmaler, ein behaglicher Requisitenkünstler, ein genauer Milieuschilderer, bei dem man die praktische Kulturgeschichte ebenso leicht lernen könnte wie bei dem ihm analogen W. H. Riehl. Alles ist historisch treu und dokumentar beglaubigt: die Trachten wie die Waffen, das Schlachtenarrangement wie die Topographie der alten Städte, die Beschreibung von alten Burgen wie das Volksleben im Dorfe; in seinen besten Werken gelang es ihm auch den groſsen historischen Gesamteindruck vergangener Zeitalter genau festzuhalten. So hat er in seinen »Chodischen Freiheitskämpfern« (1886, deutsch von B. Lepař) den verzweifelt heldenhaften Kampf des Chodenvolkes gegen die Unterdrückung der Gutsherren in einer gelungenen Vereinigung der ethnographischen und der kulturhistorischen Detailmalerei vorzüglich geschildert. So hat er in seine schwungvolle Epopöe in Prosa »Allen zu Trotz« (1896) die schwüle Kriegsatmosphäre, die um Žižka lagert, gebannt. So ist seine, in ihrer unübersehbaren

Masse von handelnden Personen ermüdende Chronik »Die Brüderschaft« (seit 1899 mehrere Bände) ganz durchsättigt von der ungesunden Luft des in Ungarn absterbenden Taboritentums. So berücksichtigen Jiráseks beide chronikartigen Kompositionen »F. L. Věk« (1888—1907 5 Bände) und »Bei uns« (seit 1896, bisher 4 Bände) die verborgensten und unbedeutendsten mitwirkenden Faktoren des čechischen nationalen Wiedererwachens. Und ähnliches gilt von Jiráseks szenischen Arbeiten, die man kaum gesetzmäſsige Dramen nennen kann, da hier nur eine bunte Folge frei aneinander gereihter Szenen geboten wird, seien sie aus dem ostböhmischen Volksleben, wie in »Vojnarka« (1891), oder aus dem Hussitenkriege, wie in »Žižka« (1903), oder endlich aus der Geschichte der elb-slawischen Volksstämme, wie in »Gero« (1905). Dem trefflichen kulturhistorischen Kleinmaler wird man also sein Lob weder in diesen dramatischen noch in jenen epischen Arbeiten verweigern können, wenn man auch eine tiefere geschichtsphilosophische Auffassung überall beinahe schmerzlich vermiſst.

Ganz anders steht es aber um Jirásek den Künstler: seine Psychologie ist seicht und konventionell; seine Erotik ist entweder sentimental oder langweilig; seine Moral ist engherzig und spieſsbürgerlich. Vergebens sucht man bei ihm nach einer tatsächlich heldenhaften Erscheinung, die man rein menschlich bewundern könnte; vergebens nach einem tragischen Schicksale, vergebens endlich nach einer groſsen Weltidee, die doch bei keinem wirklich groſsen modernen historischen Romandichter, sei es Flaubert oder Tolstoj oder K. F. Meyer fehlt. Aber daheim wollen die begeisterten Anhänger Jiráseks um keinen Preis einsehen, daſs eine nicht mehr ferne Zukunft dieser unkritischen Überschätzung ein gar jähes Ende machen könnte.

Dann wird man aber wahrscheinlich einen bisher nicht genug beachteten historischen Novellisten, den vortrefflichen Zikmund Winter (geb. 1846), schätzen lernen, der entschieden viel höher als Jirásek steht. Z. Winter selbst, ein Professor der Geschichte an dem altehrwürdigen akademischen Gymnasium in Prag, das schon im 16. Jahrhundert gegründet wurde, betrachtet seine Novellistik als ein bloſses Beiwerk seiner fachwissenschaftlichen kulturhistorischen Untersuchungen, in welchen er sich mehr als ein fleiſsiger Sammler denn als ein kühner

Schaffer zeigt. Doch seine wortkarge, fast epigrammatische Technik, seine scharfgeschnittene, oft beinahe an Karikatur grenzende Charakteristik, seine farbenreiche, manchmal nahezu überladene Milieuschilderung, sein knorriges, derbes Temperament, sein volkstümlicher, würziger Humor zeugen von einer urwüchsigen Künstlernatur. Sein ganzes Wesen mutet wie ein grofser Anachronismus, wie ein archaistischer Einfall der Geschichte an; dieser in sich gekehrte, gelehrte Professor, dem die gesamte Gegenwart durchaus gleichgültig und fremd ist, findet sich nur im endenden 16. Jahrhundert heimisch, wo er eigentlich hingehört. Das buntbewegte Prag des späten 16. und des beginnenden 17. Jahrhunderts ist Winters geistige Heimat; hier unter trunksüchtigen Bacchalaureaten und liederlichen Scholaren, unter verlaufenen Nonnen und gutmütigen Ratsherren, unter wilden Soldaten und schnurrigen Spafsmachern, die er besonders in »Rozina, dem Findling« (1906) und »Magister Campanus« (1907), von seinen älteren Arbeiten abgesehen, so vortrefflich abkonterfeit hat, lebt und webt dieser originelle Meister, der bisher den Höhepunkt der historischen Erzählung bei den Čechen bedeutet. —

In der Zeit, da die slawische Idee das Leben wie die Litteratur in Böhmen mächtig durchdrang, da die Politiker wie die Dichter der slawischen Wechselseitigkeit unermüdlich dienten, wurde auch in der čechischen Öffentlichkeit gröfsere Aufmerksamkeit auf das slowakische Schrifttum in Ungarn gelenkt. Auch in der ungarischen Slowakei war in der schwülen Reaktionszeit, die auf die wild aufgeloderte revolutionäre Begeisterung der slowakischen Patrioten gefolgt war, das litterarische Leben gänzlich gehemmt, und in der im Jahre 1850 orthographisch geregelten slowakischen Schriftsprache erschienen gar wenige Bücher. Erst in den sechziger Jahren rührte sich in der Slowakei wieder ein frisches, vielversprechendes litterarisches Leben. Eine neue Generation versammelt sich in einigen, die čechischen Vorbilder nachahmenden Musenalmanachen; eine grofsartig angelegte patriotisch litterarische Institution, die »Matice Slovenská« wird feierlich begründet, neue Zeitschriften treten ins Leben, mehrere slowakische Städte werden zu Mittelpunkten des geistigen Webens. Was geschrieben und gedruckt wird, gehört noch immer der poetischen Spätromantik mit ihrer panslawistischen oder patriotisch-historischen Färbung an: der gröfste slowakische Poet, Ondrej Sládkovič,

veröffentlichte die Spätfrüchte seines bereits erlahmenden Talentes; der treue Jünger Kollárs, Ludovít Žello (1809—1873) besingt in seinem romantischen Epos »Des Miliduch Fall« (1862), die traurigen Geschicke der elbslawischen Stämme; der fruchtbare Viliam Pauliny Tóth (1826—1877) und der frühverstorbene Ludovít Kubáni (1830—1869) wollen durch ihre historische Novellistik, die ungefähr dem čechischen historischen Genre von Jirásek entspricht, unmittelbar auf das nationale Bewuſstsein ihres Stammes einwirken.

Dann macht die magyarische Regierung in den ersten siebzig Jahren dem schönen litterarischen Aufblühen ein unbarmherziges Ende: ein stolzer, gewaltsamer Zentralismus verschlieſst slowakische Schulen, verbietet slowakische Zeitschriften, hebt patriotische Institutionen wie die »Matica Slovenská« auf; die Schwachen und Unbeständigen weichen der Gewalt, die Starken verstummen hoffnungslos. Der passive, träumerische Charakter der Slowaken, der nebelhafte, halbmystische Idealismus, zu welchem die slowakische Intelligenz die Hegelsche Lehre verarbeitet hat, waren gegen die gewaltsame Persekution ganz kraftlos. Einige Patrioten wollten in dieser verzweifelten Bedrängnis wieder zur Gemeinschaft mit den Čechen zurückkehren, zumal da mehrere čechische Schriftsteller, wie Heyduk und besonders der zähe und eigensinnige Vorkämpfer der čechoslawischen Wechselseitigkeit Rudolf Pokorný (1853—1887), ein zarter aber eintöniger Lyriker, in Böhmen für die Slowakei warben. Andere Schriftsteller sahen dagegen, daſs man eine so tiefgehende Entfremdung kaum so rasch und schnell gut machen könne, und wollten daher den alten separatistischen Traditionen treu bleiben und dieselben mit künstlerischem Fortschritt vereinigen.

Auf drei von ihnen ist die moderne Slowakei besonders stolz: auf den Novellisten Svetozár Hurban Vajanský, auf den anmutigen realistischen Genremaler Martin Kukučin und auf ihren gröſsten Poeten Hviezdoslav. Svetozár Hurban Vajanský (geb. 1847), der gleich seinem Vater ein beredter Publizist und ein separatistischer Organisator ist, veröffentlichte zuerst einige Versbücher, die, sich an Hálek und Heyduk formal anschlieſsend, slawisch-romantische Ideale schlicht und rührend besingen, dann war er eine Zeitlang in der Schule Turgeniews gewesen und bürgerte nachher lyrischen Realismus in der

slowakischen Novellistik ein; als lebenstreue Bilder der slowakischen Gesellschaft und als edle Tendenzschriften sind seine Romane und Novellen, besonders die in dem Bande »Fliegende Schatten« (1883) vereinigten Skizzenbilder, bemerkenswert; zu der eben im Erscheinen begriffenen Gesamtausgabe der Werke von Vajanský sehen die Slowaken stolz empor. Der viel jüngere Martin Kukučin (eigentlich Matej Bencúr, geb. 1860) verfolgt in seinen knappen, farbenreichen Novellen aus dem slowakischen Volksleben keine patriotisch-pädagogischen Zwecke; er sucht nur die bunte Lebensfülle mit einer scharfen, realistischen, manchmal humoristischen Kleinkunst zu erfassen; und das gelingt diesem eigenartigen Genremaler vortrefflich. Als eine grofsartige Synthese der bisherigen poetischen Entwicklung in der Slowakei, wie sie sich von Hollý zu Janko Král und von diesem zu Sládkovič entwickelt hatte, kann man den vorzüglichen Dichter Hviezdoslav (eigentlich Pavol Országh, geb. 1849) bezeichnen. Er ist ein treuer Jünger der slowakischen Romantik; ein feuriger, ja oft mystisch veranlagter Patriot, ein begeisterter Sänger der wilden Tatranatur, der wunderschönen, märchenhaften Waldeinsamkeit. Dabei hat er den grofsen Fortschritt der neueren čechischen Poesie mitgemacht; er schreibt eine satte, bilderreiche Dichtersprache, einen breiten, pompösen Vers, beherrscht eine rhetorische Pathetik, die er besonders in seinen lyrischen Reflexionen anzubringen pflegt. Seine poetischen Erzählungen, von denen »Waldhegers Frau« (1886) am höchsten steht, werden in der slowakischen Poesie nicht sobald übertroffen werden. Doch dieser vortreffliche Dichter schreibt für einen so engen Leserkreis, wie vielleicht keiner der europäischen Poeten, die katalanischen Schriftsteller nicht ausgenommen; auch in Böhmen beachtet man heute die slowakische Dialektdichtung nicht; seine Landsleute können ihn an keiner ähnlichen Erscheinung in ihrem Schrifttum messen — die unseligsten Konsequenzen eines litterarischen Separatismus kann man nirgends so genau verfolgen wie an diesem prächtigen Poeten.

Dreizehntes Kapitel.

Der poetische Kosmopolitismus in der čechischen Litteratur.

In schroffem Gegensatze zu den poetischen Slavjanophilen mit Svatopluk Čech an der Spitze und zu der historisch-patriotischen Schule, wie sie Alois Jírásek besonders charakteristisch vertritt, stehen während der siebziger und achtziger Jahre die kosmopolitischen Dichter da, die mit den älteren nationalen Traditionen und mit den politischen Zeittendenzen gänzlich gebrochen haben. Diese Gabelung, die wir auch bei anderen Slawen treffen, ist für das čechische Schrifttum ungemein charakteristisch und dauert noch bis in unsere Tage.

Die Slavjanophilen und die historisch gesinnten Patrioten nahmen die noch immer fruchtbaren Ideen der nationalen Wiedergeburt von neuem auf und dachten sie zu Ende; neue Gedanken und neue Kunstformen haben sie der Litteratur allerdings nicht zugeführt. Die jüngere Intelligenz dagegen, die schon damals den Boden für die nicht mehr ferne čechische Universität lockerte, wollte mit dem Auslande Schritt halten; sie wollte die freie europäische Luft atmen; mit neuen Ideen das geistige Leben in Böhmen befruchten; mit neuen Kunstformen die rückständige Litteratur erneuern. Mit liebevoller Begeisterung, mit wissenschaftlichem Fleiſse, mit intimem Verständnis studierten diese Intellektuellen die Litteratur, ja die gesamte künstlerische Kultur in Frankreich, England, ja selbst in Italien; der deutsche Einfluſs dagegen tritt eben in dieser Periode zurück. Eine ganz eigentümliche, von raffinierter Geisteskultur zeugende Richtung macht sich bei manchen Künstlern dieser ausgeprägten Gruppe stark bemerkbar: es ist ein restloses Aufgehen in einer fremden

künstlerischen Individualität, eine fast unbegrenzte Fähigkeit der absoluten Anpassung an verschiedene Kunst- und Kulturepochen, ein ganz kongeniales Verständnis für entfernte, oft geradezu exotische Geschichtsperioden und ihr geistiges Leben. Viele von diesen Dichtern verfügen über eine staunenswerte Gelehrsamkeit, besonders auch über eine universale Litteraturkenntnis, und so schöpfen sie ihre poetische Inspiration oft lieber aus der Litteratur, denn aus dem Leben. Mit ihnen berühren sich auch Historiker und Ästhetiker von Fach, die fein, elegant, glänzend schreiben; auch bildende Künstler stellen sich nun in das intimste Verhältnis zur Litteratur.

Wiederum ist es eine Zeitschrift, mit dem bereits historisch gewordenen Namen »Lumír« getauft, um die sich diese kosmopolitische Schule versammelt. Als im Jahre 1873 Neruda, ein vorzüglicher Redakteur, dem es immer nur an Abonnenten gefehlt hatte, dies Blatt mit Hálek gründete, vereinigte er darin seine Altersgenossen und die jüngeren Litteraten; besonders verstand er es, das Feuilleton der Zeitschrift, das aus kleinen Skizzen und abgerundeten Essays zusammengesetzt war, immer durch neue, sehr originelle Beiträge zu beleben. Eine besondere Aufmerksamkeit widmete Neruda auch den poetischen Übersetzungen, für die er gleichzeitig eine gediegene Bibliothek, die »Poesie světová« (d. h. »Weltpoesie) gegründet hat, wo bald der junge Vrchlický seine ersten Lorbeeren als Übersetzer eroberte. Wahre Bedeutung gewann der »Lumír« jedoch erst, als neue Männer in die Redaktion eintraten, neben Svatopluk Čech der junge Ästhetiker Otakar Hostinský, neben dem geistreichen jungčechischen Journalisten Servác Heller der feinsinnige Begründer der modernen historischen Methode in Böhmen, Jaroslav Goll. Als dann nach vier Jahren J. V. Sládek in der Redaktion allein blieb, hat die Zeitschrift, welche noch heute, allerdings unter anderer Leitung, erscheint, ihre Richtung beibehalten: die beiden gröfsten Poeten der kosmopolitischen Schule, Jaroslav Vrchlický und Julius Zeyer, die im »Lumír« bereits im Jahre 1873 debutierten, traten hier ein volles Vierteljahrhundert lang als Fahnenträger der ganzen Gruppe auf.

Für die beiden Gelehrten, Goll und Hostinský, war die Beteiligung an der Redaktion des »Lumír« nur eine kurze Episode; bald wurden sie durch ihre Fachstudien ganz abseits von der

poetischen Litteratur geführt. Jaroslav Goll (geb. 1846) hatte, als er im Jahre 1874 zweiundzwanzigjährig in die Redaktion des »Lumír« eintrat, schon manche bedeutende Anregung von der Wissenschaft und dem Leben empfangen. Als sechsundzwanzigjähriger Doktor wurde er in Göttingen ein Lieblingsschüler von Georg Waitz, der ihn die treffsichere historische Quellenkritik gelehrt und auf die weiten Gesichtspunkte des Altmeisters Ranke aufmerksam gemacht hat; dann studierte Goll in Berlin und in England die Geschichte und das Leben, in den Niederlanden die alte Kunst. Mit 29 Jahren hat sich Goll an der noch utraquistischen Universität in Prag habilitiert; und von da an wufste er sowohl als Universitätslehrer als auch als Forscher den historischen Universalismus mit den gewissenhaftesten Detailstudien zu vereinigen. Er interpretiert zugleich die mittelalterliche Geschichte des westlichen Europas und stellt Spezialuntersuchungen über die böhmische Bruderunität auf, dabei berücksichtigt er gesetzmäfsig den organischen Zusammenhang der böhmischen Geschichte mit der allgemeinen europäischen Entwicklung. Die Kunst und Litteratur interessieren ihn kaum weniger als die sozialen und politischen Verhältnisse; den Künstler verrät auch sein anmutiger, feingeschliffener Stil, dem eine leichte Ironie innewohnt; zugleich ist Goll ein Meister des eleganten und anschaulichen akademischen Vortrages. Im Grunde ist Goll mit seinem ästhetisch beanlagten Temperament und mit seiner kosmopolitischen Gesinnung geradezu als ein Antipode des nüchternen, patriotisch beschränkten Tomek zu bezeichnen, bei dem man immer an seine juristischen Anfänge denken mufs.

Der Ästhetiker Otakar Hostinský (geb. 1847) ist keine so komplizierte Erscheinung wie Goll; auch in seinen feinsten Untersuchungen über die Lebensbedingungen der modernen Kunst bleibt er ein strenger Gelehrter, ein trockener Kathedermensch. Auch ist er kein origineller Denker, wie auch Durdík oder Tyrš keiner war, doch der Herbart'schen Formalästhetik wufste er ganz andere Resultate abzulocken als die durchschnittlichen Herbartianer in Österreich. Er verband den engherzigen Formalismus von Herbart mit der Semperschen Stillehre und mit Wagners musikalischen Grundsätzen und hat sich aufserdem bei Helmholtz und bei Darwin manche Beweisgründe für sein Schönheitssystem und seine Hierarchie der Künste geholt. Doch

seine Bedeutung liegt vorzugsweise darin, dafs bei ihm die Kunsttheorie auf die Lebensgestaltung direkt reagiert. Darin gleicht er seinem Vorgänger an der Prager Universität, dem feinsinnigen Kunsthistoriker und Ästhetiker Miroslav Tyrš (1832—1884), der sein antikes Ideal von der gleichmäfsigen Entwicklung der geistigen und körperlichen Kräfte kühn ins Leben verpflanzte und durch die erfolgreiche Gründung des čechisch-nationalen Turnerverbandes »Sokol« (»Der Falke«) ein eminentes Verständnis für die gesunde Lebenskunst und eine organisatorische Begabung an den Tag legte. Hostinský bemühte sich als einer der ersten um die künstlerische Erziehung, er hat gediegen und taktvoll die Kunst popularisiert und so den modernen englischen Bestrebungen vorgearbeitet. Grofse Dienste hat er der modernen Programmusik erwiesen, indem er gegen die reaktionäre Kritik und das ganz ratlose Publikum tapfer für Wagner und dessen beide grofsen Anhänger in Böhmen, Smetana und Fibich, eingetreten ist. Schon deshalb darf sein Name in der böhmischen Geistesgeschichte nicht verschwiegen werden; in ihm spiegelt sich wahrlich die Lebensarbeit der kosmopolitischen Schule ab.

Der langjährige Redakteur des »Lumír«, Josef V. Sládek (geb. 1845), ist wohl der anspruchsloseste unter den Dichtern des Lumírkreises; nie hat er seine Begabung, die ausschliefslich lyrisch und meditativ ist, überschätzt, nie hat er mit seinem schlichten, poetischen Talente experimentiert, nie hat er sich um die Gunst des grofsen Publikums beworben; seine vornehme verschlossene Persönlichkeit verhält sich immer scheu und zurückhaltend der Öffentlichkeit gegenüber. J. V. Sládek besitzt eine seltene geistige Kultur: an der englischen Dichtkunst hat er sich gebildet, die er seinen Landsleuten mustergültig vermittelt — ich nenne nur seine vollständige Shakespeareübersetzung, — doch hat er auch das čechische Volkslied gründlich studiert und in Čelakovskýs Manier nachgeahmt. Die grofsartige transatlantische Natur hat er gesehen und bewundert, und wieder die landschaftliche Eigenart seiner Heimat liebevoll beobachtet und besungen; er war eine Zeitlang ein treuer Anhänger und Schüler Nerudas und wurde später auch von Vrchlický beeinflufst. In jeder seiner zahlreichen Gedichtsammlungen, die jetzt in einer schönen, zweiteiligen Gesamtausgabe vereinigt sind, findet man eine einfache, schlichte und doch immer rührende Poesie, die mit den zartesten Mitteln eines

nur angehauchten Stimmungsliedes das Seelenleben eines ernsten, reifen, mit seinem Schicksale für immer versöhnten Mannes schildert; nur in einigen Kinderversen und volksmäfsigen Liedern regt sich ein schalkhafter, neckischer Ton.

Julius Zeyer (1841—1901) hat sich schon in seinem späten Erstlingswerke »Der Regenbogenvogel« (1873) dem Publikum als ein kühner, einsamer Fremdling vorgestellt, und so ist er immer geblieben, eine seltsame Ausnahme in dem čechischen Schrifttum. Aus einer reichen Prager Bürgerfamilie stammend, in deren Adern auch deutsch-jüdisches Blut zirkulierte, mufste sich Zeyer von keiner Profession fesseln lassen, konnte grofse Reisen im europäischen Westen und im Orient unternehmen; konnte seine museumartigen wertvollen Sammlungen von schönen Bibelots, altertümlichen Devotionalien und primitiven Erzeugnissen der Volksindustrie anlegen; er bildete sich durch eine breit verzweigte Lektüre, die neben der klassischen und romantischen Poesie auch orientalische Theosophie und katholische Mystik umfafste; er schwelgte in wunderlichen intimen, freundschaftlichen Verhältnissen, vorzugsweise mit alternden, ästhetisch veranlagten Frauen. So wurde sein Leben zu einem stolzen, einsamen Traume, den keine banale Wirklichkeit entweihen durfte, aber dem auch jeder unmittelbare Kontakt mit der täglichen Realität fehlte. Zeyer lebte viel im Auslande oder in einem weltverlorenen südböhmischen Städtchen und hatte zu den Litteraten in Prag fast keine Beziehungen; er verachtete die Politik und besonders die modernen sozialreformatorischen Bestrebungen, und so gestaltete er seine Existenz zu einem konsequenten Anachronismus, zu einem modernen Mönchtum ästhetischer Observanz.

Seine Lebensanschauung war düster und pessimistisch. Zeyer hatte unter dem inneren Zwiespalt seiner komplizierten Natur schwer zu leiden; er besafs zugleich eine äufserst sinnliche Phantasie und die Beanlagung zu religiösem Mystizismus; sein leicht erregter Geist schwelgte zugleich in bunten, leidenschaftlichen Bildern eines exotischen Lebens und in den kühnen Ideen exotischer oder mystischer Erlösung. Zeyer wollte sich oft, wie der dämonische Spätromantiker Baudelaire, »anywhere out of the world« flüchten, und so versank sein Geist in exotische Landschaften und altertümliche Zeiten, wo er sich an abenteuerlichen Schicksalen, an bunten Farben, an märchenhaften Szenerien be-

rauschen durfte; doch wieder erwachte die mystische Unruhe seines kranken Herzens, das sich leidenschaftlich nach Gott, Tod und Nirwana sehnte.

Dieser Zwiespalt spiegelt sich auch in seinem poetischen Werke wieder, dessen Stoffe ebenso mannigfaltig und vielseitig sind wie seine Formen. Das mittelalterliche Frankreich und Italien sind hier ebenso oft vertreten wie Japan und China; die altnordische Heldensage gesellt sich hier zu dem altböhmischen Heidentum; das rätselhafte Irland in dem ersten Dämmerschein des Christentums steht hier neben dem ritterlichen Spanien. Doch das Mittelalter drängt sich immer in den Vordergrund, die katholischen Völker und die feudalen Institutionen werden mit besonderer Vorliebe behandelt; gern läſst sich der Dichter von der altertümlichen Volksepik anregen. Eine phantastische Handlung spielt sich gewöhnlich in einer romantischen Umgebung ab, die der Dichter archaistisch und prächtig auszustatten weiſs; die üppige, schwüle Schilderung packt des Lesers Phantasie, die leidenschaftliche, suggestive Handlung erregt seine Teilnahme: Zeyers höchste Kunst besteht eben darin, den Leser in einen poetischen Opiumrausch zu versenken.

Wie die poetischen Stoffe so wechseln bei Zeyer auch die litterarischen Kunstgattungen: neben einem wild abenteuerlichen, episch durchaus überfüllten Roman erzählt er eine naive Legende in dem primitiven Stile des kirchlichen Mittelalters; nach einer gewaltsam verwickelten Intrigennovelle bringt er ein äuſserst ehrliches autobiographisches Bekenntnisbuch; auf eine frei improvisierte Verserzählung folgt ein groſses Heldenepos in fragmentarischer Ausführung; zu einem pathetischen Deklamationsdrama spätklassizistischen Schnittes gesellt sich ein zartes, duftiges Proverb; ein kinderhaftes Märchen ist mit einem raffinierten Dokument der modernen Seelenkunde gepaart. Doch Zeyers Gestaltungskraft und Kompositionskunst kann sich mit seiner kühnen Phantasie und seiner feinen Kultur keineswegs messen; selten gibt er mehr als eine freie Paraphrase seiner geschickt ausgesuchten Vorlage; sein poetischer Stil ist eintönig und ermüdend, da er immer dieselben pathetischen und koloristischen Mittel anwendet; seine romantische Psychologie bewegt sich nur in den schroffsten Gegensätzen der sinnlichen Leidenschaft und der reinsten Tugend, des wildesten Hasses und der selbstlosen Hin-

gabe, der stolzesten Herrschsucht und der zartesten Demut; seine Motivierung ist ebenso naiv wie in seinen Quellen. Im ganzen bieten diese berückenden und prachtvollen Werke eine Reihe von glänzenden Improvisationen ohne festere Komposition und feinere Psychologie.

Allzuoft verliert sich Zeyers persönliche Eigenart in den buntbemalten, romantischen Kulissen verschiedener epischer Handlungen, die sich an das alte Volksepos anschliefsen: in »Vyšehrad« (1886, deutsch von O. Malybrok-Stieler) ist es Böhmens heidnische Urzeit, in der die übermenschliche Gestalt der hehren Fürstin Libussa emporragt, in den »Annalen der Liebe« (1889—1892, deutsch von O. Malybrok-Stieler) sind es glühend erotische Geschichten des ritterlichen Abendlandes; in der »Karolingischen Epopöe« (1895) ist es die Tafelrunde Karl des Grofsen, um nur seine umfassenden zyklischen Epen zu nennen. Von seiner Novellistik (eine sehr gute Auswahl bieten die »Geschichten und Legenden«, welche Harmuth Loukota ins Deutsche übersetzt hat) stehen am höchsten seine Legenden, in denen wir einem herrlichen Primitivisten von zartem religiösen Kinderherzen begegnen und von ihnen sind die tiefen »Legenden vom Kruzifix« (1895, deutsch von Com. Spera) wohl die schönsten. Sonst ermüdet in seinen Novellen die fieberhafte Hascherei nach grellen Effekten, die verworrene Handlung, die ganz seichte Psychologie. Einen überaus mächtigen Eindruck hinterläfst jedoch Zeyers grofser, fast autobiographischer Roman »Jan Maria Plojhar« (1891), in dem der Dichter sein innnerstes Wesen blofsgelegt und poetisch verherrlicht hat. Hier enthüllt sich ganz klar seine glühende Sinnlichkeit und seine träumerische Schwärmerei, seine leidenschaftliche Exaltation in Religion und Liebe; sein aristokratischer Stolz und seine christliche Demut; sein intensives nationales Gefühl, das in der historisch-elegischen Stimmung sowie in den schmachvollen Demütigungen der nichtswürdigen Gegenwart seinen Nährstoff findet. In den letzten Kapiteln des herrlichen Buches wird der Leser an das Sterbebett des unglückseligen Helden geführt, das unter dem klaren Himmel Italiens steht, und da kann er in den gebrochenen Augen des Jan Maria Plojhar des Dichters eigene Verzweiflung lesen, der, des ewigen Spieles der leeren Illusionen müde, sehnsüchtig hofft, schon bald in dem sicheren Hafen des absoluten Nichts Anker zu werfen.

Zeyer ist also ein vollblütiger Romantiker, der aber in die Zeit der realistischen Kunst, der sozialen Reformen, der materialistischen Philosophie, des religiösen Indifferentismus verschlagen wurde. Sein Farbenreichtum, sein Exotismus, seine berauschende Üppigkeit der Bilder verbinden ihn mit den französischen Romantikern; mit den englischen Präraffaeliten teilt er jedoch seinen keuschen, menschenscheuen Spiritualismus, seine mystische Religiosität, seine morbide Gotik — nur so konnten die Neuromantiker in Böhmen, die dem Realisten und Naturalisten später folgten, in Zeyer ihren wahlverwandten Vorgänger erblicken. Für Zeyer ist erst mit seinem Tode 1901 die Ruhmeszeit gekommen; heute, wo er der modernen Litteratur wieder nichts mehr zu sagen hat, wird er wenigstens als Lieblingsschriftsteller gefühlvoller Damen und der schwärmerischen Jugend gefeiert.

Der Renaissancedichter Jaroslav Vrchlický (eigentlich Emil Frida, geb. 1853) bildet einen ausgesprochenen Gegensatz zu dem gotischen Spezialisten Zeyer. Wie in einem geistigen Brennpunkte durchschneiden sich in seinem immensen poetischen Werke alle Ideen und Lebensformen der modernen Menschheit, wie sie sich seit der Renaissancezeit im westlichen Europa entwickelt haben. Mit den Augen der modernen Geschichtsphilosophie betrachtet Vrchlický das grofse historische Weltdrama; als tiefgebildeter und freisinniger Sohn des 19. Jahrhunderts stellt er sich zum Mittelalter wie ein begeisterter Humanist, der jedoch die Fühlung mit seiner Zeit nie verliert, klammert er sich sehnsüchtig und leidenschaftlich an die erhabene Schönheit und freie Moral der antiken Welt — und während sein grüblerischer Januskopf mit einem Gesichte rückwärts gewendet ist, blickt das andere, deutend und hoffend zugleich, der dämmernden Zukunft entgegen.

Vrchlickýs Lebenswerk, das mit seinen mehr als hundert Bänden noch nicht abgeschlossen ist, gleicht dem mystischen Labyrinth; die äufserst schwierige und dabei verlockende Aufgabe, durch systematische Anordnung, planmäfsige Gruppierung, organische Vergleichung den Faden der Ariadne dem bisher ganz ratlosen Leser in die Hand zu legen, harrt noch immer der Kritik und der Litteraturgeschichte, die bisher kaum die dürftigsten Vorarbeiten dazu erledigt hat. Dabei dürfen zwei wichtige Umstände nie aufser acht gelassen werden: Vrchlickýs

Verhältnis zur gesamten romanischen und germanischen Dichtkunst sowie seine poetischen Übersetzungen.

Von den ersten Anfängen seiner litterarischen Tätigkeit an, die mit der Gründung der Zeitschrift »Lumír« zusammenfallen, zeigt sich Vrchlický zugleich als schöpferischer Poet und Übersetzer, origineller Dichter und Essayist, poetischer Improvisator und gelehrter Anempfinder; diese Verbindung ist in einer eigenartigen Doppelseitigkeit seines dichterischen Wesens begründet. Vrchlický verdankt seine Dichtkunst halb einer unmittelbaren Inspiration durch Natur und Leben, einer ungemein zarten Sensibilität, die auch auf die feinsten Impulse der den Dichter angehenden Wirklichkeit reagiert und sie in den zartesten Abtönungen und verborgensten Halbtönen nachklingen läſst; halb aber ist Vrchlický ein komplizierter, sehr gelehrter, an umfassenden Reisen und an allen Litteraturen des westlichen Europa gebildeter Geist, zu dem die Geschichte mit tausend Zungen spricht, und der sich von den verschiedensten Kulturen zu dichterischem Schaffen anregen läſst, wobei nicht nur fremde Stoffe, sondern auch fremde Kunstformen in sein Werk übergehen.

In der Zeit, als das čechische Schrifttum fast ausschlieſslich von der deutschen Litteratur befruchtet ward, trat Vrchlický als Vermittler der romanischen, vorzugsweise französischer und italienischer Dichtung auf. Mit den modernen Franzosen hat er seine Übersetzertätigkeit eröffnet; eine groſse, vielseitige Anthologie der französischen Lyrik aus dem 19. Jahrhunderte (1877), der dann einige Nachträge folgten, zeigte ihn bereits auf der Höhe seiner Übersetzungskunst, und hier entwirft Vrchlický schon sein poetisches Programm: der Gipfel der französischen Poesie ist für ihn Victor Hugo, dem selbst die entschieden echteren Lyriker Musset und Vigny weichen müssen; auſser ihm kommen noch einige Parnassiens in Betracht, hauptsächlich Théodore Banville, Sully Prudhomme, Leconte de Lisle, viel weniger schon die beiden Begründer der neuen Lyrik in Frankreich, Charles Baudelaire und Paul Verlaine. Von Victor Hugo, den Vrchlický in drei vorzüglich informierenden Anthologien dem čechischen Publikum vorgeführt hat, hat er am meisten empfangen: die geniale Rhetorik, die poetische Polychromie, die grandios pompöse Rhythmik, den groſsartigen Gedanken einer kolossalen Epopöe der

Menschheit in fragmentarischer, halb lyrisch, halb epischer Ausführung, die seltsame Verbindung der kosmischen Betrachtung mit der zartesten Liebes- und Familienlyrik; doch auch die überschwängliche, oft bombastische Sprache, die keine Ökonomie kennen will, das unphilosophische Spiel mit verschiedenen Ideen und Systemen, den fortschrittlichen Optimismus und eklektischen Idealismus, welcher auch bösem Truismus nicht ausweicht. Von Banville hat Vrchlický die gewagteste Formkunst, von Sully Prudhomme die philosophisch-didaktische Note gelernt; näher noch steht ihm Leconte de Lisle, dem er als Übersetzer fast soviel Aufmerksamkeit wie V. Hugo geschenkt hat; wie dieser einsame herbe Poet und Denker vertieft sich auch Vrchlický gern in die Urzeit, wo alles noch unsicher, nebelhaft, geheimnisvoll, dabei aber gewaltig, riesenhaft, übermenschlich war, wie Leconte de Lisle betrachtet Vrchlický zuweilen die Weltgeschichte mit einem stoischen Pessimismus, mit einer erhabenen Geste der schweigsamen Verachtung.

Seit seinem längeren Aufenthalte in Italien (1875—1876), der so tiefe und fruchtbare Spuren in seiner Dichtung hinterlassen hat, beschäftigt sich Vrchlický systematisch mit der italienischen Poesie, die bis dahin in Böhmen gänzlich unbekannt war. Als Übersetzer hat er seinem Volke nicht nur die grofsen Epen Dantes, Tassos und Ariostos, sondern auch die gesamte Lyrik Leopardis und Carduccis geschenkt; in zwei umfassenden Anthologien hat er ein vollständiges Bild der modernen italienischen Dichtung entrollt, ja auch manches, was sonst in der Weltlitteratur nicht heimisch ist, wie die Gedichte Michel Angelos, die ätzende Satire des ironischen Abbé Parini und die schlichten Lieder des sizilianischen Naturdichters Cannizzaro hat er in Böhmen bekannt gemacht. Hatte seine Jugendzeit die tiefsten Eindrücke von Dantes weltgeschichtlicher Mystik und Leopardis heroischem Pessimismus empfangen, so wurde später die kräftige Rhetorik Giosuè Carduccis für seine Dichtung entscheidend: Carduccis freies, mutiges Verhältnis zu der Antike, seine entwicklungsfröhliche, antiklerikale Tendenz, seine meisterhafte Verschmelzung der odischen und idyllischen Dichtkunst, sein schwungvoller, fester Strophenbau, der sich selbständig an altrömische Vorbilder anlehnt — das alles fand bei dem kon-

genialen Vrchlický den aufrichtigsten Beifall, der sich schnell in direkten Einfluſs umwandelte.

Doch ist Vrchlický nicht bei den Italienern und Franzosen stehen geblieben: Calderon, Camoens, Verdaguer; Byron, Shelley und die meisten englischen Poeten des Victoria-Zeitalters; Whitman, Poe; Goethe, Schiller, Hamerling, Lingg, K. F. Meyer sind hinzugekommen; ja auch slawische Dichter wie Mickiewicz fehlen nicht in diesem groſsartigen Maskenzuge, in dem sich Goethes stolze Losung der Weltlitteratur so wunderbar verkörpert. Nicht alle Übersetzungen Vrchlickýs sind gleich gelungen und gleichwertig: die Spätromantiker und Verbalisten, die farbenreichen Epiker der Renaissance aus dem Cinquecento und die sensualistischen Dichter der Liebe und des Genusses liegen ihm allerdings am nächsten; seine Übersetzungen von Tasso, Camoens und Hugo bleiben wohl unübertroffen.

Neben der modernen Litteratur hat auch die Antike Vrchlický beeinfluſst; doch in seinem Verhältnisse zu dem Griechentum — die Römer kommen bei Vrchlický kaum in Betracht — begegnet man abermals einem inneren Widerspruche. Man muſs nämlich bei ihm zwei entgegengesetzte Auffassungen der Antike genau unterscheiden. Einmal ist er ein strenger, goethisch gesinnter Hellenist, der die Götter Griechenlands in ihrer edlen Einfalt und stillen Gröſse wieder zu erwecken strebt, und dessen Träume dem Zeitalter entgegenfliegen, »wo die Götter menschlicher noch waren und die Menschen göttlicher«; wir können uns nur freuen, daſs die Mehrzahl von Vrchlickýs antikisierenden Gedichten und Dramen in diesem Geiste gehalten ist. An der Grenze der achtziger und neunziger Jahre machte sich aber bei Vrchlický eine entgegengesetzte Auffassung der Antike geltend, für die er in seiner Gedichtsammlung »Fresken und Gobelins« (1890) die treffende Bezeichnung »Hellas im Rokokogewand« geprägt hat. Die griechische Mythologie wird da zu einem bunten, anmutigen, bisweilen auch frivolen Mummenschanz, wo die lustige, leichtsinnige, adelige Gesellschaft, wie sie Crébillon und Wieland besangen und Fragonard malte, sich in die Kostüme des göttlichen Olymp gekleidet.

Kennt man diese Vorbedingungen von Vrchlickýs poetischem Wesen, so kann man sich schon eher in diesem Labyrinth seines Lebenswerkes orientieren. Sein Lebenswerk wächst von Jahr

zu Jahr, obzwar Vrchlický schon vor einigen Jahren betont hatte, sein Zenith sei bereits überschritten, so wirft er mit einer fast fieberhaften Hast, mit einer nimmermüden Arbeitslust ein Werk nach dem anderen auf den Markt und füllt fast täglich seine künstlich geschliffenen und üppig geschmückten Becher mit jungem, unausgegorenem Wein, ohne sich überhaupt darum zu bekümmern, ob die dankbaren und freundlich gesinnten Gäste sich zu seinem reichen, poetischen Gastmahle einstellen werden. Bald ist es rein intime Lyrik und philosophische Reflexion, bald rhapsodische, bald fest gegliederte Epik, bald eine historische Jambentragödie oder im Gegensatz zu ihr ein leichtgeschürztes Lustspiel, heute ein dickes Buchdrama, morgen ein zart hingehauchtes Proverb — seit Lope de Vega hat die europäische Dichtung kein ähnliches Beispiel von Produktivität aufzuweisen*).

Vrchlickýs Erstlingswerk »Aus der Tiefe« (1875), das sich teilweise noch an einheimische Vorbilder anschliefst und in seinem tiefen Pessimismus den Einflufs des damaligen Lieblingsdichters Vrchlickýs, G. Leopardis, verrät, enthält noch reine Lyrik; doch bald drängt sich auch in seine lyrischen Bücher das kontemplative Element, das einen grübelnden, meditativen Kopf, einen kühnen Gedankenpoeten zeigt, welchem aber einheitliche Weltanschauung, systematische Denkungsart fehlt. Zuerst herrscht in diesen Sammlungen — ich nenne nur die bedeutendsten »Geist und Welt« (1878), »Symphonien« (1878), »Sphinx« (1883), »Das Erbe des Tantalos« (1887), »Leben und Tod« (1893), »Die Sonnenflecken« (1897) — ein düsterer Pessimismus, ein herber Skeptizismus, der sich mit den verschiedensten fatalistischen Chimären und materialistischen Hypothesen abquält; dann aber entscheidet sich der Poet für den beglückenden Glauben an den endgültigen Sieg des menschlichen Geistes über die lebenslose Materie, der Kulturmenschheit über das Barbarentum, der Humanität über Gewalt und Egoismus, der Freiheit über Tyrannei und Knechtschaft. Dem Leser scheint es, als ob diese

*) Eine mustergültige Übersetzung und zugleich eine vorzügliche Auswahl aus Vrchlickýs Gedichten hat der deutschböhmische Dichter Friedrich Adler in der Reclamschen Universalbibliothek geliefert, eine andere Anthologie hat Edmund Grün, Leipzig 1886, herausgegeben; in der öfters angeführten »Neueren Poesie aus Böhmen«, Wien 1892; hat E. Albert Vrchlický und seiner Schule einen ganzen Band gewidmet.

Bücher in ein grofsartiges Orgelkonzert zum Preise des erhabenen Weltalls und der siegreichen Idee ausklängen. Eine Gruppe für sich bilden Vrchlickýs formvollendete Sonettensammlungen, wo diese von ihm meisterhaft beherrschte Kunstform zu einem wundervollen Instrumente der poetischen Meditation wird; diese Sonette erschienen in zwei Serien, »Sonette eines Einsiedlers« (seit 1885, mehrere Bücher) und »Stimmen in der Wüste« (1890).

An die kontemplative Lyrik schliefst sich Vrchlickýs Epik, die im Jahre 1876 durch seine »Epischen Gedichte« begann und dann in den »Neuen epischen Gedichten« (1880), »Mythen« (1879 und 1880, zwei Bände), »Fragmente der Epopöe« (1886 und 1895, ebenfalls zwei Bände), »Alten Sagen« (1883) und »Göttern und Menschen« (1902) fortgesetzt wurde. Doch echte epische Objektivität ist auch hier selten: immer betrachtet Vrchlický die Sage und die Geschichte, die Legende und den Mythus durch das Medium des philosophischen Gedankens aus dem 19. Jahrhundert; immer knüpft er an jeden epischen Stoff seine weitschweifige Reflexion, belebt auch das kleinste Bruchstück der Weltgeschichte durch tiefsinnige Meditationen, die einen allzubunten, vom pantheistischen Materialismus bis zum Cousinschen Idealismus schweifenden Eklektizismus verraten. So entstand diejenige Gattung von Vrchlickýs Epik, die er »Bruchstücke der Epopöe« genannt hat, und die in Victor Hugos »Légendes des siècles« ihr Vorbild hat: hier findet sich dieselbe grandiose Vermischung des Hymnischen und des Chronikartigen, der Allegorie und des Heidengedichtes, dieselbe ungeheuere Verschmelzung der visionären und der rhetorischen Kunst. Oft schon hat der Dichter erklärt, seine Hände seien bereits zu müde, um für diese gigantische Mauer, »die zusammengesetzt ist aus menschlichen Geschlechtern und ihren Schicksalen«, neue Steine herbeizutragen — aber immer doch bringt er neue und neue herbei.

Nur wenige von Vrchlickýs Werken haben sich zu der Höhe eines geschlossenen und fest gegliederten Epos emporgeschwungen: so die tiefe Legende des asketischen Anachoreten »Hilarion« (1881); so die temperamentvolle, einen polnischnationalen Stoff verarbeitende Faustiade »Twardowski« (1885); so die grandiose Epopöe von Jerusalems tragischem Falle »Bar Kochba« (1898, deutsch von Boos-Waldeck); so das aus der alt-

dänischen Sage geschöpfte »Lied von der Vineta« (1906), wo die brausende See, der salzige Meereswind, die alten Buchenwälder an der Ostsee die wild barbarische Handlung mitbestimmen. Doch auch diese epischen Werke sind kaum mehr als eine Reihe von grellen, riesenhaften Freskogemälden, die man ja nicht aus der Höhe betrachten darf.

Jene grofse Umwandlung des Dichters zugunsten eines lebensfröhlichen, weltbejahenden Optimismus, der wir in Vrchlickýs Reflexionsdichtung begegnet sind, klingt auch aus seinen lyrischen Gedichten, soweit sie des Dichters intimes Leben besingen. Wie es in jener Gruppe der freie Gedanke war, der den düsteren Pessimismus besiegte, so ist es hier die sinnlich glückliche Liebe. Vrchlickýs vollblütige, sensualistische und hedonistische Liebeslieder, die aber später in eine bedenkliche Lüsternheit ausarten und den schroffsten Gegensatz zu Zeyers schwindsüchtiger, seraphischer Erotik bilden, muten wie ein Rubens in Versen an. Gern wählen sie das antike Kostüm, doch am liebsten werfen sie im wilden Übermute jedes Gewand weg, das die kraftstrotzenden, üppigen, doch edel geformten Glieder verhüllen könnte. Von diesen Schöpfungen wirken am echtesten Vrchlickýs allererste Liebesbücher »Träume von Glück« (1876) und »Eklogen und Lieder« (1879); doch auch jene, wo er seinem Meister Hugo nicht unähnlich, sein trautes, stilles Familienglück, haben eine ruhige, harmonische Schönheit, so besonders das Buch »Was mir das Leben gegeben« (1882).

Oft zeigt dagegen seine Lyrik nur ein formales Interesse: dann feiern sein eminenter Formsinn, seine ausgesprochene Vorliebe für die schwierigsten Strophengebilde, seine erstaunliche Fähigkeit, die romanischen Versformen in čechischer Sprache treu nachzubilden, seine Neigung zum Spielerischen, Leichten, Anmutsvollen wahre Triumphe; so in zwei vollkommenen Sammlungen »Seelenmusik« (1886) und »Meine Sonate« (1893). Will man sich einen Begriff von dieser Formkunst Vrchlickýs machen, so mufs man an die Virtuosenstücke eines Théodore de Banville, des Autors der gewagten »Odes funambulesques« denken; mufs sich der genialen Reimtechnik und Wortmusik des unübersetzbaren Edgar Allan Poe erinnern, ja sich die französischen Lyriker des späten Mittelalters vergegenwärtigen.

Seit zwölf Jahren herrscht bei Vrchlický eine neue, bisher

ihm ganz fremde Weise. Nachdem er sein leben- und kraftstrotzendes Buch »Neue Fragmente der Epopöe« veröffentlicht hatte, kam in der strengen und finsteren Sammlung »Fenster im Sturme« (1894) zum erstenmale ein herber, ätzender Ton zur Sprache, der auch seiner Erotik einen bitteren, peinlichen Beigeschmack gibt. Bald erklang diese traurige Melodie ganz gewaltig in den fast allgemein unterschätzten »Liedern eines Pilgers« (1895), deren ernste Einfachheit und herbe Weisheit ganz abseits von allen seinen übrigen Dichtungen stehen und das gesamte Menschenleben mit einem unheimlichen Zauberstabe in ihren dunkeln Anschauungskreis bannen. Seither ertönen diese trüben Motive in Vrchlickýs gesamter Lyrik, die oft allzu niedrig steht. Es sind müde Bücher, in Schwarz und Grau gehalten, auf Moll gestimmt; jeder Reichtum an Bildern und sonstigem poetischen Beiwerke, alle feine Formkunst und edle Verstechnik sind aus ihnen verbannt; die einfache Weise eines schlichten Volksliedes, die klare antike Strophe müssen herhalten, um des verstimmten Dichters melancholische Klagen, elegische Erinnerungen, stoische Betrachtungen auszudrücken.

Es ist freilich fast unmöglich zu erraten, wo eigentlich die Wurzeln dieser Verbitterung und Verstimmung des Dichters verborgen liegen; man wird jedoch kaum fehlgehen, wenn man annimmt, daſs die mitbestimmenden Ursachen davon auch in der čechischen litterarischen Öffentlichkeit zu suchen sind. Der Dichter selbst würde dafür die čechische Kritik verantwortlich machen, die ihn tatsächlich nicht verwöhnt hat. Zuerst waren es panslawistisch und patriotisch gesinnte Doktrinäre, denen dieser Exotiker schon vom rein stofflichen Standpunkte aus nicht behagen konnte; es waren engherzige und pedantische Krittler von schulmeisterlichen Grundsätzen und Manieren, die an Vrchlickýs Sprach-, Vers- und Bildertechnik allerlei auszusetzen hatten; es waren hausbackene Moralprediger, die den heidnischen kühnen Erotiker am liebsten für Familien- und Schulgebrauch zugestutzt hätten. Dies konnte den Dichter allerdings nicht günstig für die Kritikerzunft stimmen; er machte aus seiner Geringschätzung der Kritiker auch kein Hehl. Dann als die Sturm- und Drangjahre der neuen Generation kamen, wo man mit allen Kräften um eine neue Welt- und Kunstanschauung kämpfte, verwarfen die ethisch gesinnten Kritiker Vrchlickýs

Eklektizismus, seinen L'art pour l'artismus; die neue ästhetische Schule vermiſste bei ihm strenge Wort- und Bildökonomie, die künstlerische Strenge und poetische Einheit und verlieh in heftigen Polemiken ihrer ehrlichen Anschauung den schroffsten Ausdruck.

Doch eine vorurteilslose, ruhige Betrachtung wird eher dem Publikum mit seinen geistigen Führern die Schuld beimessen, daſs Vrchlický so verbittert, so verstimmt geworden ist. Dem hohen, kühnen Fluge von Vrchlickýs Poesie, die alles in ihr Bereich gezogen hat, vom verborgensten Zittern der lebendig gewordenen Materie bis zu den erhabensten Problemen der Philosophie und der Geschichte, von den barbarischen Kämpfen des wilden Urmenschen bis zu der Leidensgeschichte des modernen Denkers und Dichters, — diesem Fluge konnte die čechische, durch nationale Vorurteile beengte Intelligenz freilich nicht folgen. Man rief dem stolzen, einsamen Dichter bis zum Überdruſs oft zu: »Komm, kühner Fremdling, auch unter uns und versuche da mit uns in Freud' und Leid zu leben!« Und der Dichter, der lange genug seinen hohen, einsamen Pfad gewandelt war, folgte diesen Lockrufen der nationalen Menge und ihrer Führer, — er stieg in das ruhige, aber enge Tal hinab und — akklimatisierte sich bald. Da war aber keine günstige Luft für seinen geistigen Entwicklungsgang, der Duft seiner bunten Blumen konnte sich in dieser Enge kaum verbreiten, seine Früchte konnten da nicht reif werden, denn in diesem Lande, wo der rauhe Kampf ums Dasein allzubald die besten Kräfte erschöpft, folgt auf den Sommer gleich der Winter.

Diese rein menschliche Tragik eines Dichterlebens muſste eine so sensitive Natur, wie es Jaroslav Vrchlický ist, schmerzlich berühren. Wer darf es ihm verargen, daſs er durch dieses Gefühl so schwer leidet? Wird es wohl jemand versuchen, das Werk, dessen Schöpfer durch die Fügung eines strengen Schicksals in eine kleine Nation verschlagen wurde, würdig und glorreich in dessen geistige Heimat einzuführen, Weltlitteratur genannt?

Schon im Jahre 1878 sind als begeisterte Jünger Vrchlickýs einige jüngere, meistens ganz unbedeutende Dichter aufgetreten, die ihrem Musenalmanach wiederum den berühmt gewordenen Namen »Máj« gaben. Vrchlický selbst, der die führende Rolle

Victor Hugos gern gespielt hätte, bemühte sich später jahrelang, verwandte und treue Schüler um sich zu versammeln, und hat für sie öfters eine Lanze gebrochen. Es waren dies geschickte Formtalente, welche die komplizierte Verskunst ihres Meisters nachahmten; poetische Kosmopoliten, die ihre poetischen Stoffe ebenfalls aus der Legende, Sage und Geschichte der verschiedensten Völker und Zeiten holten, proteusartige Eklektiker, welche mit den verschiedensten Ideen und Kulturen spielten; doch keiner von ihnen hat seine persönliche Note, seine dichterische Eigenart gefunden.

Erst in den neunziger Jahren traten unter Vrchlickýs Epigonen auch Lyriker auf, deren poetische Technik einen wirklichen Fortschritt bedeutet. Ihre halberotischen, halbdekorativen Gedichte, welche sie in dünnen Heftchen herauszugeben pflegten, zeugten von eingehendem Studium der modernsten Franzosen, welche in Baudelaire ihren Vorgänger und in Verlaine ihren Meister verehren, von einer strengeren poetischen Ökonomie, von einem vorzüglichen Sinn für die feinsten Nuancen der Sprache und die leisesten Halbtöne der Versmusik. Sie zeigten eher Vorliebe für die Gothik als für die Renaissance, für eckige kirchliche Kunst als für üppige Freskomalerei in Rubenscher Art, für weltscheue Mystik als für lebensfrohen Pantheismus; man kann sie geradezu als Vorboten der späteren Schule der čechischen Dekadenten bezeichnen. Drei von ihnen dürfen auch hier nicht unerwähnt bleiben; es sind Xaver Dvořák, Jaroslav Kvapil und Jaromír Borecký.

Als der einzige čechische katholische Dichter von Bedeutung wufste Xaver Dvořák (geb. 1858), ein Katechet von Beruf, die blendende Wort- und Verskunst Vrchlickýs, seinen üppigen Bilderreichtum, seine schwungvolle Rhetorik in den Dienst der pompösen kirchlichen Liturgie, der katholischen Mystik zu stellen. In seinen Gedichtbüchern, von denen besonders »Durch Schatten zur Morgenröte« (1891) und »Sursum corda« (1894) hoch stehen, improvisierte er einige erhabene, manchmal allerdings hieratisch starre Gedichte auf das dem grofsen Symbolisten Verlaine geläufige Thema, wie sich eine todesmüde Seele aus ihrer Verzweiflung in die geistliche Wonne der mystischen Vereinigung mit Gott rettet, und wie sie im Marienkultus sowie im Wunder der Eucharistie einen neuen Stachel der Wollust findet.

Aus jüngeren katholischen Dichtern hat sich eine ganze litterarische Schule, die sogenannte »Katholische Moderne« gebildet; sie stand teils unter Dvořáks Einfluſs, teils unter unmittelbarer Einwirkung der französischen und katalanischen Poesie, teils aber schloſs sie sich am engsten an das Volkslied an und wollte die gesamte katholische Dogmenlehre, ja das ganze Leben vom Höhenpunkte eines niedrigen Kirchturmes aus besingen. Dies scheiterte jedoch als ein unglücklicher Versuch, den auch die Annäherung an den Reformkatholizismus nicht mehr retten konnte.

Ein reiner Künstler im Gegensatze zu diesen dichtenden Priestern, die immer auch geistlich-kirchliche Ziele verfolgen, ist Jaromír Borecký (geb. 1869) wohl der bedeutendste unter Vrchlickýs Schülern; die französische Maxime »Kunst für Kunst« hat in ihm die vollständige Erfüllung gefunden. Sein lyrisches Erstlingswerk »Rosa mystica« (1891), der zarte, duftige Traum einer scheuen, angekränkelten Dichterseele, eröffnete die Neuromantik in Böhmen. Boreckýs edle Gothik, seine morbide Erotik, seine verträumte Melancholie wurden für die moderne čechische Lyrik bestimmend. Dabei trennte sich Borecký nicht von seinem Meister, wie es die meisten Modernen damals taten, ja, in seinen späteren Gedichten näherte er sich ihm noch mehr.

In mehr als einer Hinsicht ist mit Borecký der gleichaltrige Jaroslav Kvapil (geb. 1868) verwandt. Auch er begann als begeisterter Jünger Vrchlickýs, auch er schloſs sich an diejenigen neufranzösischen Dichter an, welche Vrchlický in die čechische Litteratur eingeführt hatte; auch er bemühte sich um eine vollendete, komplizierte Formkunst, die farbenreich und melodiös zugleich sein wollte. Sein poetisches Hauptthema war immer die Liebe; doch dieses Thema wird bei Kvapil immer neu variiert: zuerst war es eine sinnliche, schwüle Erotik des raffinierten Kulturmenschen, dann die beglückende dankbare Liebe zu einer angebetenen hervorragenden Frau, die er bald in seinen tiefempfundenen und heiſsblütigen Versen als sein Weib besingen durfte; endlich war es zarte, intime Lyrik, die sich aus ihren schmerzvollen Klagen über die fliehende Jugend in das stille Glück des friedlichen Heimes flüchtet. Kvapils Muse zeigte immer Vorliebe für das zaubervolle sinnige Märchen, und so ist Andersen Kvapils Lieblingsdichter; er hat dann auch einigen Märchen gelungene dramatische

Einkleidung gegeben. Auch das Dekorative hat ihn immer angezogen; in seinen Gedichtsammlungen, von denen »Die fallenden Sterne« (1889), »Der Rosenbusch« (1890) und »Andante« (1903) zu nennen sind, gibt er oft statt innerer Erlebnisse nur lyrische Dekorationen; als er an der Schwelle des Jahrhunderts Dramaturg am čechischen Nationaltheater wurde, wuſste er seinen vorzüglichen Sinn für das Dekorative, für die impressionistische Stimmung des Ensembles in der Regie vortrefflich zu verwerten.

Die beiden groſsen kosmopolitischen Dichter Zeyer und Vrchlický wollten auch die čechische Bühne erobern, doch man könnte nicht behaupten, daſs es ihnen gelungen wäre. Im Jahre 1881 wurde der neue Monumentalbau des čechischen »Nationalen Theaters« vollendet; doch kaum war der Bau fertig, so zerstörten ihn Flammen. Damals zeigte sich die Opferfreudigkeit des čechischen Volkes in einem so glänzenden Lichte wie noch nie vorher; aus freiwilligen Beiträgen, zu denen auch einfache Arbeiter und arme Dienstmädchen beisteuerten, wurde nach zwei Jahren ein neues, elegantes Gebäude im Renaissancestil, das »Národní divadlo«, am rechten Ufer der Moldau errichtet. Doch während die Oper, welche Smetana unter den Einfluſs Richard Wagners gestellt hatte, durch Werke von Smetana, Dvořák, Fibich das Aufsehen des Auslandes an sich lenkte, konnte das Schauspiel, das mit der Oper die Bühne teilte, mit ihr nicht wetteifern. Ein geschickter Theaterdirektor František Adolf Šubert (geb. 1849), welcher eine journalistische Begabung und Schulung auch als Dramatiker nicht verleugnen konnte, pflegte das pathetische Drama mit groſsen wirkungsvollen Massenszenen, mit prunkhaften Schaustücken im alten Stil und wuſste durch Einladungen fremder Künstler den Geschmack seiner Schauspieler sowie seines Publikums zu läutern; jedoch kaum einer von den von ihm begünstigten Schauspielern hat sich als wirklich schöpferischer Künstler erwiesen.

Um die einheimische dramatische Produktion stand es noch schlimmer. Der Dramatiker Bohumil Adámek (geb. 1848), mit dessen »Salomena«, einem schwungvollen Renaissancedrama aus dem 16. Jahrhundert in Böhmen, das čechische Schauspiel in das neue Nationaltheater getreten ist, täuschte alle Hoffnungen, die man an sein Erstlingswerk knüpfte. Die Stücke von Zeyer und Vrchlický erwiesen sich selten als bühnenfähig, und das

Publikum wollte mit ihren blofs lyrischen Schönheiten nicht vorlieb nehmen.

Zeyer brachte biblische Idyllen, irische Legenden, slowakische Märchen, chinesische Intrigenkomödien, spanische Trauerspiele, Haupt- und Staatsaktionen aus der böhmischen Vorzeit — am besten ist das Märchen »Radúz und Mahuléna« (1897) und das historische Schauspiel »Neklan« (1893) gelungen —, doch alle gewinnen sie erst bei der Lektüre. Zeyer war allerdings selbst überzeugt, dafs er vom Theater und vom Publikum ungerecht vernachlässigt, ja ignoriert werde und gab seiner Verstimmung in geharnischten Vorreden zu seinen Stücken Ausdruck.

Vrchlický war auch als Dramatiker vielseitig und verwandlungsfähig: man kann die antike Heldensage und den Apostatastoff, die italienische Renaissance und die spanische Gegenreformation, das böhmische Mittelalter und die moderne Gegenwart in seiner dramatischen Bearbeitung finden; man kann seine gewaltige, das attische Drama nachahmende Trilogie »Hippodamie« (1889—1891) in Begleitung von Fibichs Musik geniefsen; man kann bei ihm sowohl erschütternde Tragik als auch übermütige Faschingslaune empfinden; man wird sich bei ihm an verschiedene fremde Urbilder erinnert fühlen: doch im ganzen wird man von keiner grofsen dramatischen Kunst bei Vrchlický sprechen können. Nur ein einziges Werk, »Die Nacht auf dem Karlstein« (1885), eine frische Komödie mit Verkleidungen aus dem Leben Karl IV., hat sich auf dem Repertoire erhalten. Als Dramatiker hat Vrchlický, der sonst überall ein magnus parens gewesen, weder eine Schule gebildet, noch die Schauspieler, die sich doch stets mit seinen Stücken beschäftigen mufsten, für eine stilgemäfse Darstellung des Versdramas erzogen.

Erst das realistische Genre aus dem Volksleben hat das čechische Schauspiel verjüngt und ihm neue Kräfte zugeführt.

———

Vierzehntes Kapitel.

Der Realismus in der čechischen Novellistik und im Drama.

Die patriotische Schule schwelgte in ihren historisch-politischen Träumen, und die ihr entgegengesetzte kosmopolitische Gruppe irrte in der poetischen Ferne; da fing das realistische Interesse für die unmittelbare Wirklichkeit des täglichen Lebens nur ganz allmählich an sich zu regen. Auch hier hat bereits die von Hálek und Neruda geführte Generation neue Ziele gewiesen, ja teilweise auch selbst neue Bahnen gebrochen; Hálek und Světlá, die bedeutendsten Erben der Božena Němcová, bedeuten bei all ihrer romantischen Handlungkonstruktion und idealistischen Charakteristik einen grofsen Fortschritt in der Schilderung des čechischen Volkslebens; Neruda eroberte mit seiner skizzenhaften Technik des novellistischen Genres das Grofsstadtleben für die Litteratur; Pfleger, ein Schüler der jung-deutschen Schule, begründete den čechischen sozialen Roman. Doch diese neueröffneten Wege wurden allzubald verlassen; die meisten Schriftsteller der siebziger und achtziger Jahre verdarben durch unangenehm aufdringliche Moral, durch gewaltsame patriotische Tendenz, durch einen faden, verlogenen Idealismus, durch süfsliche Sentimentalität wieder das lebenstreue Bild der Wirklichkeit.

Nun mufste die realistische Kunst wieder erobert werden, und so bildet das langsame Erwachen des Wirklichkeitssinnes und der Kampf um den Realismus die eigentliche Geschichte der čechischen Novellistik in den achtziger Jahren.

Einige Motive, die für die Entstehung der realistischen Richtung entscheidend waren, liegen allerdings aufserhalb der Litteratur: es ist vorerst die grofse ethnographische Bewegung,

welche dann in den neunziger Jahren ihren Höhepunkt erreichte, und der mährische Separatismus, der in dem politischen und gesellschaftlichen Leben wurzelnd, bald auch die Litteratur und Kunst in seinen unseligen Zauberkreis zu ziehen wuſste.

Dem ethnographischen Interesse, das sich aus der romantischen Vorliebe für Volkspoesie und Volkssage entwickelt hat, begegneten wir bereits bei Němcová, Erben und Sušil; doch diese Schriftsteller haben fast ausschlieſslich die Erzeugnisse der volkstümlichen Wortkunst berücksichtigt. Etwa gleichzeitig studierte der geniale čechische Maler Josef Mánes mit geradezu wissenschaftlicher Genauigkeit die čechischen und slowakischen Volkstrachten und Volkstypen. Später wurden auch die volkstümlichen Sitten und Gewohnheiten sowie der Volksaberglaube aufgezeichnet und untersucht, wobei noch die wissenschaftliche Romantik mit ihren abenteuerlichen, überall Mythisches und Heidnisches aufzuspürenden Hypothesen ihr böses Spiel trieb. Eine wissenschaftliche Volkskunde gab es damals in Böhmen allerdings nicht, doch es fehlte keineswegs an ethnographisch interessierten Liebhabern und Sammlern. Einige Provinzialmuseen, besonders das reiche Olmützer Museum in Mähren, legte groſse ethnographische Sammlungen an, und deren bezügliche Vorstände, zahlreiche Damen darunter, lieferten in ihren fleiſsigen Monographien schätzenswerte Vorarbeiten zu der čechischen Volkskunde. Als dann im Jahre 1891 auf der Jubiläumsausstellung in Prag, mit der auch die Gründung der ersten čechischen ethnographischen Fachzeitschrift, »Český lid» (d. h. »das čechische Volk«) zusammenfällt, der glückliche Plan einer selbständigen, ethnographischen Ausstellung gefaſst wurde, loderte die ethnographische Begeisterung in ganz Böhmen und Mähren in den hellsten Flammen auf; man sammelte eifrig die immer mehr verschwindenden Überreste der volkstümlichen Industrie, alte Trachten und Stickereien, altes Geschirr und alte Möbel; veranstaltete kleine Expositionen in böhmischen und mährischen Kreisstädten; volkstümliche festliche Aufzüge und altertümliche Feierlichkeiten wurden neubelebt und öffentlich vorgeführt. Die groſsartige ethnographische Ausstellung in Prag im Jahre 1895 schenkte auch dem Schriftsteller, dem Maler, dem Architekten, dem Musiker reichhaltige Belehrung und fruchtbare Anregung; ein groſses ethnographisches Museum wurde später in Prag ge-

gründet; die gesamte Nation war äufserst stolz auf ihre eigenartige Volkskultur. Mit dieser ethnographischen Bewegung geht das litterarische Interesse für das Volksleben ganz parallel; ja man darf behaupten, dafs sich der litterarische Realismus von der ethnographischen Kleinmalerei nur ganz allmählich freimachen konnte.

Nirgends fand diese Bewegung einen so dankbaren Boden wie in Mähren, einem zwar rückständigen, doch desto besser erhaltenen Lande. Während nur in Westböhmen die malerischen alten Volkstrachten getragen wurden, haben die verschiedensten mährischen und slowakischen Volksstämme noch die ganze farbenreiche Pracht ihrer schönen Kostüme beibehalten. Der Einflufs der Stadt und der Schule konnte hier weder die Eigentümlichkeiten der Mundarten noch die originellen Sitten verwischen und der Quickborn des Volksliedes, der in Böhmen längst beinahe versiegt war, rauschte hier in seiner jugendlichsten Kraft und frischesten Schönheit.

Es fehlte auch keineswegs an gelehrten Forschern, welche diese günstigen Bedingungen für das wissenschaftliche Studium der Volkskunde zu schätzen und auszunutzen wufsten. Der hervorragendste von ihnen war František Bartoš (1837—1906), ein typischer mährischer Gelehrter, der ganz abseits von der Prager wissenschaftlichen Organisation eine eigene Partei für sich bildete. František Bartoš, ein Gymnasialdirektor in Brünn, wandelte getreu in Sušils Spuren; auch für ihn war das Volkslied der eigentliche Ausgangspunkt der ganzen Lebensarbeit. Doch das Volkslied interessierte ihn nicht blofs als das poetische Erzeugnis der Volksseele, sondern er beobachtete es zugleich vom Standpunkte eines geübten Dialektologen und stellte dabei durchdringende ethnographische Untersuchungen auf. So gesellen sich zu seiner umfangreichen Sammlung der mährischen Volkslieder, wobei zugleich auch die volkstümlichen Melodien berücksichtigt werden, zwei grofse dialektologische Werke, die Mährens gesamtes mundartliches Material enthalten; zahlreiche, ungemein frisch und kundig gehaltene Abhandlungen aus der mährischen Volkskunde treten hinzu. Eine durchaus originelle Persönlichkeit, die auch ihre Schrullen und bizarre Einfälle hat, spricht aus diesem Werke. Bartoš war eine wunderliche Kreuzung von Pedanterie und von kindlicher Naivetät, von philologischem Ge-

lehrtendünkel und volkstümlicher Schlichtheit, von professorenhafter Monomanie und dem köstlichsten Humor, eine wunderbare Mischung der ehrlichsten Begeisterung für jeglichen geistigen Fortschritt des leidenschaftlich geliebten mährischen Volkes und eines bedenklichen Klerikalismus. Auch war Bartoš, im Gegensatz zu seinem weit gröſseren Zeitgenossen und Antipoden J. Gebauer, ein kleinlicher und hartnäckiger Purist, dessen Bestrebungen um die Reinheit der Schriftsprache und ihre Bereicherung durch die Mundarten die freie Entwicklung der Sprache eher lähmten als förderten.

Doch man wird Bartoš gewiſs aus den speziell mährischen Kulturverhältnissen erklären und verstehen können; dasselbe gilt vielleicht in einem noch höheren Grade von einem anderen geistigen Führer Mährens in den achtziger Jahren, von dem kampf- und schreiblustigen Pfarrer Václav Kosmák (1843—1898). Liest man Kosmáks umfangreiche, chronikartige Romane oder seine kurzen derben Erzählungen aus dem mährischen Volksleben, so muſs man an Jeremias Gotthelf, den groſsen Epiker aus dem Emmentale, denken. Derselbe naive Naturalismus, der vor keiner schmutzigen Szene zurückschrickt, derselbe breite epische Strom, dieselbe kampfmäſsige, harte Bauernmoral, dieselbe wilde, leidenschaftliche Zank- und Streitlust, derselbe urwüchsige, oft ganz ungehobelte Humor tritt uns hie wie da entgegen. Doch bei Kosmák drängt sich neben die volkstümliche Moral und die kirchliche Lebensauffassung auch eine ausgesprochen ultramontane Tendenz, welche über den Liberalismus und das Judentum, den Sozialismus und die freisinnige Presse, die freie Schule und den modernen Industrialismus strenges Ketzergericht hält, sehr in den Vordergrund; und so muſs der Epiker allzuoft dem klerikalen Tendenzschriftsteller weichen. Ebenso verleidet uns aufdringliche Moral und Polemik seine kleinen halbnovellistischen Skizzen, die er als »Bilder aus einem Guckkasten« (1883—1892) in einem Rahmen vereinigt hat: kleine Szenen aus dem Volksleben, anmutige Schilderungen der mährischen Natur, frische Charakteristiken einzelner Dorftypen werden durch die allzudick aufgetragene Tendenz ganz verdorben.

Die Kosmák-Schülerin Františka Stránecká (1839—1888), deren Erzählungen viel naiver, schlichter und sachlicher, aber dabei matter und süſslicher als jene ihres Meisters wirken,

eröffnet die Reihe der Schriftstellerinnen, die in den achtziger Jahren das Volksleben treu und liebevoll geschildert haben. Zu dieser Gruppe gehört vor allem Frau Gabriela Preissová (geb. 1862). Mit ihren späteren konventionellen Novellen aus der feinen Gesellschaft und aus dem Bauernleben in Kärnten hat sie ihre Erstlingswerke nicht erreicht; doch als sie am Ende der achtziger Jahre mit ihren duftigen frischen »Bildern aus der Slowakei« (1889) und zwei fast naturalistischen Dramen aus dem slowakischen Familienleben debütierte, war man einfach entzückt über ihr jugendlich überschäumendes Temperament, ihre knappe Erzählungskunst, ihre scharfe abgerundete Charakteristik, ihre anmutige, saftige Sprache; je kürzer und gedrungener ihre Novellen waren, desto stärker war ihre Wirkung; gröſsere Kompositionen dagegen miſslangen Frau Preissová gänzlich.

Gleichzeitig mit ihr schilderten das slowakische Leben zwei andere Novellisten, die jedoch mehr als einfache Erzählungskunst bieten wollten, Jan Herben und Alois Mrštík. Jan Herben (geb. 1857) ist vom Geschichtsstudium zur Journalistik übergegangen, blieb dabei aber ein temperamentvoller Slowake, ein treffsicherer Beobachter, ein scharf zeichnender Charakteristiker seines Landes und seines Volkes; die novellistische Begabung gesellt sich bei ihm zu dem ethnographischen Interesse. Auſser einigen Novellensammlungen erschien von ihm ein starker Roman »Bis ins dritte und vierte Geschlecht« (1892); das tägliche Leben ganzer Geschlechter des slowakischen Volksstammes wird hier mit dem konsequenten Realismus geschildert und dabei werden auch die verborgenen Lebenskräfte zu erfassen gesucht. Bei aller liebevollen Detailkunst des Verfassers leidet sein Roman doch unter der fehlerhaften Komposition und unter dem Mangel an Übersichtlichkeit und bleibt im ganzen ein formloses Werk. Wie Herben ist auch Alois Mrštík (geb. 1861) ein gewissenhafter, in der Volkskunde geschulter Chronist der Slowaken, die er, dem groſsen slowakischen Pleinairist Jóža Uprka nicht unähnlich, sowohl bei der Arbeit als auch bei ihren Festlichkeiten verständnisvoll und genau beobachtet; ihre Sprache und Sitten, ihre Tracht und Bewegungen erfaſst er geradezu kinematographisch. Sein breit angelegtes Hauptwerk »Ein Jahr im Dorfe« (1903) bleibt ein vorzügliches Dokument der čechischen Volksseele, darf aber kaum als ein eigentliches Kunstwerk betrachtet werden.

Ganz wesentlich ist der Unterschied zwischen den Novellisten Mährens und denjenigen Erzählern, die das böhmische Landvolk schildern. Während jene die bunte Fülle des überschäumenden Volkslebens, das üppige Schwelgen in farbenreichen Massenszenen, die wild aufbrausende Dramatik äufserer Erlebnisse, die leidenschaftliche Erotik bevorzugen, bieten diese eher schlichte Familiengeschichten, düstere Schattenbilder der trostlosen Existenz der vom Schicksale geknechteten Bauern und Häusler, wort- und farbenkarge Episoden aus dem schweren Kampfe ums Brot, novellistische Beiträge zur Psychologie der religiösen Schwärmerei im Volke. Die beiden Erzähler der älteren Generation, Stašek und Klostermann, konnten die überlebte, äufserliche Romanmanier, die in dem Wirklichen nur das Interessante, in dem Interessanten nur das Sensationelle sucht, nie los werden; sie verschmähten die wunderlichen Liebesabenteuer, verwickelten Familienverhältnisse, geheimnisvollen Schicksalswirrungen in ihren Romanen nicht.

Antal Stašek (eigentlich Antonín Zeman, geb. 1843), der als eifriger Polenfreund und schwerfälliger Reflexionspoet bereits im Jahre 1872 aufgetreten war, zeigt sich als kundiger Psychologe und intimer Chronist der čechischen Bevölkerung des Riesen- und Jeschkengebirges. Im Grunde ein Romantiker, den nur die Ausnahme interessiert, greift Antal Stašek mit Vorliebe zu solchen poetischen Stoffen, die eine streng realistische Ausführung fordern, wenn sie überzeugend wirken sollen; er verbindet eine wunderlich romantische Handlung mit naturalistischer Kleinmalerei. Nur einmal ist ihm ein grofser Wurf mit dem ergreifenden Novellenzyklus »Die Schwärmer unserer Berge« (1895) gelungen, wo er die Entwicklungsgeschichte der spiritistischen Bewegung in Nordböhmen schildert. Als seinen Gegensatz kann man Karel Klostermann (geb. 1848) bezeichnen; allerdings nicht nur deshalb, dafs sich seine Romane fast ausschliefslich im Böhmerwalde bewegen. Während Stašek ein zäher, in sich gekehrter, grübelnder Charakter, ein nüchterner, sachlicher Beobachter, ein düsterer, ernster Denker, ein kunstloser, manchmal sogar unbeholfener Erzähler ist, weifs der frische, bewegliche Klostermann den Leser durch spannende Handlung, durch leichte, anmutige Erzählungskunst, durch angenehmen Plauderton selbst auf die Dauer zu fesseln. In seinen breit angelegten Erzählungen aus dem Leben der Holzfäller, Heger und

Glasarbeiter des Böhmerwaldes — die umfangreichen Romane »Im Paradiese des Böhmerwaldes« (1893) und »Aus der Welt der Waldeinsamkeit« (1894), welche eine grofse Reihe verwandter Bücher eröffnen, sind wohl die besten — dringt er allerdings nie in die Tiefe. Geschickt flicht er den konventionellen, erotischen Faden in eine eingehende Schilderung der eigenartigen Lebensverhältnisse an der böhmisch-bayrischen Grenze ein; leidenschaftliche Szenen umrahmt er gewandt mit breiten, lyrisch angehauchten Landschaftsschilderungen und so erwarten den Leser, der ja bei Klostermann keine feinere Psychologie, keine realistische Kunst suchen darf, immer neue Überraschungen. Auch gehören seine Bücher wohl zu dem Besten, was die čechische Litteratur auf dem Gebiete des Unterhaltungsromanes aufzuweisen hat.

Keinem von diesen Novellisten wurde ein ähnlicher Erfolg zuteil, wie ihn am Anfange der neunziger Jahre K. V. Rais ernten konnte; kaum hatte er in zwei Bänden seine Erzählungen aus dem nordböhmischen Volksleben gesammelt, erklärte ihn das begeisterte Publikum, dem auch die Kritik aufrichtig zustimmte, für seinen Liebling, und man knüpfte die schönsten Hoffnungen an seinen Namen, als ob mit ihm die langersehnte realistische Kunst in Böhmen eingezogen wäre. Doch dieser Erzähler, dessen Gesichtskreis seine allzu engen Grenzen hat, konnte nicht mehr bieten, als was bereits in seinen allerersten Büchern enthalten war; er wiederholte sich später immer, erweiterte in seinen grofsen übrigens recht langweiligen Prosawerken den seelischen Inhalt seiner kürzeren Novellen, machte dem sentimentalen Geschmacke seiner Leser immer neue Zugeständnisse; seinen Anschauungskreis hat er weder erweitert noch seine Psychologie vertieft. Heute, wo nur belanglose Nachträge zu seinem bereits abgeschlossenen Werke erscheinen, ist es kaum begreiflich, wie man von seinen Werken an eine neue Phase der čechischen realistischen Erzählung datieren wollte.

Karel V. Rais (geb. 1859), dessen litterarische Anfänge in das Gebiet der Jugendlitteratur gehören, gibt sich als ein ganz schlichter, bescheidener Schriftsteller, der mit den einfachsten Kunstmitteln arbeitet: seine Schreibart ist ruhig und sachlich, seine Sprache ist volkstümlich und kunstlos, seine dürftigen landschaftlichen Schilderungen sind in Grau gehalten, seine ausführlichen Beschreibungen der ländlichen Hauseinrichtungen, der

Feldarbeiten und der ärmlichen Trachten der nordböhmischen Bauern referieren ganz trocken und nicht selten ermüdend; nur der Dialog ist bei Rais lebhaft und fesselnd. Auch ist Rais ein nüchterner Psychologe, der vom physischen sowie vom sozialen Einflusse auf die Volksseele absieht und seine Typen ganz individualistisch vereinzelt. Passive und leidende Charaktere, erniedrigte und gedemütigte Seelen, sieche und verstoſsene Greise und Greisinnen, die eine trübselige Existenz im Ausgedinge führen, stumpfsinnige Häusler und Tagelöhner, abgemagerte, auf das Glück ganz resignierende Frauen, hartherzige und gefühllose Bauern, arme Mädchen, die die Groſsstadt verdorben hat, kränkliche Männer, welche im Leben Schiffbruch erlitten haben, und nun heimkehren, um auf dem Lande zu sterben — dies sind die beliebtesten Gestalten in seinen besten Büchern, so in den »Ausgedingern« (1891), den »Eltern und Kindern« (1893) oder in der »Plage« (1895).

Einige schmerzvolle Lebensfragen werden hier wiederholt novellistisch behandelt: das trübe Verhältnis der gealterten Eltern und ihrer Kinder des Bauernstandes, der zersetzende Einfluſs der Groſsstadt auf das Landvolk, der dumpfe instinktive Zusammenhang der Bauernseele mit dem Mutterboden. Rais bringt das wehmütige Lächeln eines sanften Menschenfreundes, das aufrichtige Mitleid eines humanen Volkstümlers, die herzliche Teilnahme eines überzeugten Traditionalisten diesen traurigen Lebensrätseln entgegen; für eine soziologische Analyse, für eine volkswirtschaftliche Kritik der hoffnungslosen Verhältnisse ist bei ihm kein Platz, auch den geschlechtlichen Problemen und überhaupt allen leidenschaftlichen Konflikten geht er meistens aus dem Wege. Naiv sentimental sind seine endlosen Geschichten — namentlich »Die weltfernen Patrioten« (1894) und »Sonnenuntergang« (1899) — aus dem Leben der alten Schulmeister und patriotischen Landpfarrer aus der Zeit der nationalen Wiedergeburt, die in der erbärmlichen Enge ihres Lebens und Wirkens so ausführlich behandelt und so begeistert gepriesen werden, als ob jeder von diesen Landpfarrern ein Dobrovský, ein jeder von diesen Volksschullehrern ein Šafařík gewesen wäre; dazu gesellt sich noch eine unerträglich süſsliche Erotik etwa im Stile der Backfische und ihrer Stammbücher und ein überspannter, rührseliger Patriotismus in der Art eines Tyl oder eines Třebízský —

und diese wesenlosen Erzeugnisse werden vom Publikum verschlungen und von den Zeitschriften in den Himmel gehoben!

Für das geistige Leben des čechischen Volkes zeigt Rais wie einst Pravda kein Verständnis; religiöse Probleme, politische Fragen, soziale Klassenkämpfe interessieren seine schlichten Helden aus dem Volke überhaupt nicht; und doch konnte sowohl in der älteren Zeit Karolina Světlá als auch in der neueren Litteratur Stašek viele Typen religiöser Schwärmer, politischer Enthusiasten, sozialer Fortschrittler aus benachbarten Kreisen vorführen; auch Jirásek, dessen trockener Kunst das Studium des volkstümlichen Lebens neue Säfte zugeführt hat, wies auf die latenten religiösen Kräfte. In der neueren Zeit wird nun auch diesen wichtigen Fragen gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, zumal da sie zugleich den Aufschlufs über den Zusammenhang der religiösen, vergangenen Bewegung mit der gegenwärtigen Volksseele geben. Beide Schriftsteller, Josef Holeček und Frau Teréza Nováková, die in dieser Richtung tätig sind und so dem novellistischen Volksstudium neue Bahnen gewiesen haben, fanden ihre persönliche Note verhältnismäfsig spät, nachdem sie schon jahrelang litterarisch tätig waren.

Josef Holeček (geb. 1853), ein Slavjanophil vom reinsten Wasser, ist immer ein Utopist geblieben; für seine panslawistischen Träume, die in entschiedenem Gegensatze zu dem gegenwärtig in Böhmen vorherrschenden Westeuropäertum sind, macht er eifrige Propaganda als Journalist, als Politiker, als Novellist. Holeček predigt den engsten Anschlufs an den slawischen Osten, verherrlicht die Kosaken, untersucht die Lebensbedingungen im heutigen Rufsland, stellt montenegrinische Helden seinem Volke als Muster vor; ganz eigentümlich mischt sich bei ihm konservativer Traditionalismus mit fortschrittlichem Demokratismus, aufrichtigste Begeisterung für die russische Orthodoxie mit der Vorliebe für die böhmische Reformation, wie er denn überhaupt zu den wunderlichsten Vertretern des panslawistischen Gedankens unter den Slawen gehört. Nicht ganz tendenzfrei ist auch sein bisher unvollendetes Hauptwerk »Die Unseren« (seit 1898 mehrere Teile), wo er in den frischesten Farben, mit zartester Poesie und köstlichstem Humor das altertümliche Volksleben in seinem Heimatswinkel, in der nüchternen Umgebung des südböhmischen Städtchens Vodňan, übrigens der ursprüng-

lichsten Wiege der böhmischen Bruderunität, vorführt. Er will hier dem Pulsschlage der čechischen Volksseele mit aufmerksamer Andacht lauschen; er will die leisesten Schwingungen des čechischen nationalen Geistes, der noch immer tief religiös, ja mystisch lebt und webt, erraten und aus diesen subtilen Kundgebungen will er eine eigenartige Volkspsychologie konstruieren und sie in den engsten Zusammenhang mit der slawischen Stammesseele bringen. Man kann kalt, ja schroff seinem volkstümlichen Mysticismus gegenüberstehen, man dürfte seinen überspannten Panslawismus nicht teilen können und auch von der mangelhaften Komposition seiner Arbeiten abgestofsen sein: doch den Rang eines überaus ernsten und anregungsreichen Heimatskünstlers wird man ihm nie abstreiten können.

Als Frau Teréza Nováková (geb. 1853) ihre ersten, streng realistischen Bilder aus der ostböhmischen Hügellandschaft, aus der Umgebung von Leitomischl und Polička veröffentlichte, ist sie schon eine geraume Zeit auf verschiedenen Gebieten der Litteratur tätig gewesen: sie hat in einem grofsen Roman und mehreren kürzeren novellistischen Skizzen die alberne čechische Kleinstadt geschildert, sie hat ein umfangsreiches populär geschichtliches Werk über Frauen geschrieben, wo besonders die böhmische Reformation verherrlicht wird; sie hat das Leben ihrer Lieblingsschriftstellerin, Karolina Světlá, liebevoll und allzu ausführlich erzählt; sie hat auch ethnographische Fachwerke, die sich mit dem ostböhmischen Volke beschäftigen, verfafst. Diese Schriften, die gröfstenteils unbeachtet blieben, sind als wichtige Vorarbeiten ihrer späteren Werke anzusehen. Aus der konventionellen Banalität und seichten Mittelmäfsigkeit der Kleinstadt hat sie sich zum herben, ernsten Landleben der eigenartigen ostböhmischen Weber und Bauern geflüchtet; die Volkskunde hat sie zum Studium ihrer sowohl äufseren als auch inneren Lebensart gewiesen; die Beschäftigung mit der vaterländischen Geschichte lenkte ihre Aufmerksamkeit auf die intimen Wurzeln der čechischen Reformation im Volksgeiste; K. Světlá, von der sie ihr sachlicher Realismus scheidet, lehrte sie in dem Volke nach grofsen geistigen Individualitäten, nach vollblütigen Persönlichkeiten zu suchen. So entstanden ihre Monographien der ostböhmischen Volksseele, die tapfer, ehrlich und rücksichtslos die religiöse Wahrheit, die politische Freiheit, die soziale Gerechtig-

keit sucht und sich in diesem schicksalsschweren Wahrheits- und Freiheitsdrange verzehrt. Einmal ist es der böhmische Emigrant »Jan Jílek« (1905), der in Berlin stirbt; dann ein starrköpfiger Sektierer, der Weber »Jiří Šmatlán« (1906), welcher als sozialdemokratischer Schwärmer endet; oder im letzten ihrer Werke »Auf dem Bauernhofe Libra« (1907) ein rechtschaffner aufgeklärter Bauer, dessen intimes Liebes- und Familienglück eng mit der politischen Geschichte von 1848 verwoben ist. Die wortkarge, gedankenschwere und scharfe Kunst von Teréza Nováková überzeugt durch ihre männliche Wucht und ihren mutigen Wahrheitssinn, was man von den meisten Arbeiten ihrer männlichen Kollegen nicht eben behaupten könnte.

Der feste Boden der ethnographischen Beobachtung, auf den sich die čechische Dorfgeschichte stützen konnte, fehlte sonst durchaus dem Roman und der Novelle aus dem böhmischen sozialen Leben. Die Schriftsteller besafsen weder das genügende Verständnis für die Lebensformen und Daseinsgesetze des gesellschaftlichen Organismus, noch den hohen kritischen Standpunkt, von welchem aus sie imstande wären, ihre Umgebungen zu beurteilen. So verfielen sie allzu oft in langweiligste Trivialität, in nüchternste Genremalerei, in alberne kleinstädtische Klatschsucht; anstatt das Typische zu erfassen, verkleinerten und verwässerten sie die bunte Fülle des Daseins. Andere konnten sich von der abenteuerlichen Romanhaftigkeit mit ihrer wilden Handlung, mit ihrem romantischen Beiwerk, mit ihrem sensationellen Beigeschmacke nicht losmachen; realistische, dem modernen Leben entnommene Züge und naturalistische Schilderungen mufsten bei ihnen das romantische Thema verdecken.

Zu dieser bedenklichen Zwittergattung, welche die jungdeutsche Schule zur Blüte gebracht und ihr mit dem journalistischen Charakter zugleich auch die sprachliche Stillosigkeit eingeprägt hatte, gehören fast alle Werke von Jakub Arbes (geb. 1840), die gegenwärtig in einer grofsen Gesamtausgabe erscheinen. Jakub Arbes, ein Prager Vorstadtskind, dem das Landleben immer fremd geblieben ist, hat den liberalen Journalisten und den jovialen Bohémien seiner Frühzeit nie verleugnet. Immer fühlte er sich zu dem politischen und sozialen Gewirre, zu den sozialistischen und polizeifeindlichen Händeln hingezogen, immer juckte es ihn zu agitieren, zu

protestieren, aufzustacheln; immer lockten ihn exzentrische Naturen, verbummelte Genies, verlotterte Schauspieler, trunksüchtige Poeten, bizarre Spaſsmacher, dämonische Intriganten. Nie wuſste er sich zu künstlerischer Ruhe emporzuarbeiten, in der er mit reifer Überlegung bilden und schaffen konnte, und so blieben seine Werke, die gewöhnlich spannend und vielversprechend beginnen, bald aber im Sande verlaufen, fragmentarische Torsos. Auch hat Arbes nie die Kunst einer einfachen, klaren epischen Erzählung gelernt: der Leser muſs sich durch zahllose, teilweise ganz fesselnde Episoden, durch weitschweifige, oft sehr alberne Dialoge, durch einen äuſserst bombastischen Wortschwall durcharbeiten, bevor er zu der eigentlichen Handlung gelangt. Doch auch dann liebt es Arbes in Rätseln zu sprechen. Er erzählt unglaublich schauerliche und grausame Geschichten, holt seine Stoffe aus der Kriminallitteratur und der sozialen Pathologie, entwirft düstere und gespensterhafte Bilder und Szenerien, vermischt groteske Komik mit tragischer Ironie. Nachdem er aber diese »Romantik des alltäglichen Lebens«, wie er sie selbst nennt, bis an die Spitze getrieben, löst er seine bizarren Rätsel mit Hilfe einer materialistischen Philosophie, eines deterministischen Positivismus, einer naturwissenschaftlichen Erklärung, um die ganze Ilusion unbarmherzig zu zerstören. Als ein verspäteeter Sabinaschüler hat er den veralteten jungdeutschen Roman des Nebeneinanders fortgeführt; als ein Pflegernachahmer hat er breit angelegte, aber nie fertiggewordene soziale Romane aus dem modernen Arbeiterleben mit einem Stich ins Sozialistische geschrieben. In seinen »Romanetti« (1878—1884, drei Bände), die auch sein Bestes enthalten, hat er seine homogene Form gefunden, die seiner zwitterhaften Lebensphilosophie und künslerischen Eigenart genau entspricht. Obzwar heute nur unbedeutende Zusätze zu seinem Lebenswerk hinzutreten, kann man doch kein abschlieſsendes Endurteil über Arbes fällen, da die Kritik bis heute der Sichtung und Beurteilung dieses Riesenwerkes zurückhaltend und scheu aus dem Wege gegangen ist.

Dagegen bieten die betriebsamen Chronisten des kleinstädtischen Lebens in Böhmen der Kritik keine Schwierigkeiten. Treu und minutiös stellen sie das beschränkte Glück der Kleinstädter, ihre amüsante Albernheit, ihre kleine Lust und kleine Qual in humoristischen Novellen und satirischen Romanen dar.

Sie geben eine ausführliche Chronik der Gemeindewahlen, der Vereinsmeierei, der politischen Ränke; sie lauschen aufmerksam an den Stammtischen in gemütlichen Bierstuben und bei Kaffeekränzchen; sie interessieren sich für den albernsten Klatsch über Taufen und Heiratsangelegenheiten, über die Fallissements der Vorschuſskassen und der Fabriken, kurz, sie identifizieren sich mit dem vergnügten Völkchen, das sie stets mit Freundlichkeit und Nachsicht behandeln. Doch einen groſsen Meister der humoristischen Kleinkunst, der den liebenswürdigen Albernheiten dieser böhmischen Schildbürger Unsterblichkeit verleihen könnte, haben diese Seldwylaner noch nicht gefunden.

Die kleinstädtischen Erzähler von heute wollen nur anmutige und lustige Unterhaltungslektüre bieten, doch ein jeder tut es in eigenartiger Weise. Der ehemalige Apotheker František Herites (geb. 1851), der in dem umfänglichen Herbarium der menschlichen Charaktere und Verkehrtheiten gut Bescheid weiſs, schildert mit wehmütigem Humor und mitleidigem Lächeln die erbärmliche Enge und tiefe Misère der Kleinstadt. Der Volksschullehrer Václav Štech (geb. 1859), der den verlogenen und unredlichen Kleinstadtspolitikern vergnügt, ja ausgelassen mit dem Bakel seiner übermütigen Satire Prügel erteilt, tut es mit niedriger Komik und mit marktschreierischem Pathos. Der vierschrötige, auf die Dauer ganz unverdauliche Bauer aus der Elbeebene Karel Leger (geb. 1859). der auch äuſserst weitschweifige fade Epen verfertigt hat, aber eine leichte, frische Prosa schreibt, bedient sich einer herben, unbarmherzigen Satire.

Das Prager Genrebild, das seit Neruda brach lag, hat der typische Kleinstädter der čechischen Litteratur zum neuen Leben geweckt und zugleich aus dem Spieſsbürgertum eine ganze humoristische Weltanschauung gebildet. Es ist Ignát Herrmann (geb. 1854), ein Self-made-man, der es von einem Ladenburschen zum Mitredakteur der »Národní Listy« gebracht hat. Herrmann verliebte sich förmlich in eine eigentümliche Klasse der Prager Bevölkerung: in Droschkenkutscher und Hökerinnen, gutmütige Trunkenbolde und hungernde Diurnisten, verkommene Kleinhändler und reich gewordene Handwerker, miſsmutige Junggesellen und klatschsüchtige Vetteln, vergnügte Pflastertreter und berüchtigte Vagabunden aus dem Podskalakenviertel in Prag. Herrman hat ihre Bewegungen, ihren Witz, ihr Jargon beobachtet

und mit photographischer Genauigkeit wiedergegeben; er hat ihre vulgäre Moral, ihre billige spiefsbürgerliche Lebensphilosophie, ihre banause Verachtung jedes höheren Strebens, das ihnen als eitle Überspanntheit erscheint, sich angeeignet, und da er seine Skizzen, seine Erzählungen, seine Romanwerke mit einer gewissen Leichtigkeit der Sprache und des Stils, mit einschmeichelndem Humor, mit übermütiger Laune ausgestattet hat, wufste er das Durchschnittspublikum an sich zu reifsen und übt einen nachhaltigen unseligen Einflufs auf das čechische Schrifttum aus. In seinen »Prager Figürchen« (1884 und 1886) und »Unbedeutenden Menschen« (1894) zeigt er sich als gelehriger Schüler Nerudas; später verfafste er einen breitangelegten Kaufmannsroman »Zum aufgezehrten Laden« (1890), wo er seine beschränkte Genretechnik zu realistischer Romankunst emporzuheben strebte; da wurde er von seinen Freunden zum Begründer des humoristischen Romans in der čechischen Litteratur ausgerufen. Doch Herrmanns Ruhm erreichte seinen Gipfel, als die Romanserie erschien »Der Vater Kondelík und sein Schwiegersohn Vejvara« (seit 1898 mehrere Teile, deutsch von Luise Tlučhoř in der Zeitschrift »Aus fremden Zungen«); in dem gutmütigen, gedankenlosen Spiefser Kondelík und dem unbeholfenen Mustergatten und stillen Idealfatzken Vejvara, die in ihrer lächerlichen Selbstzufriedenheit und mit ihrer ganzen Sippe vor dem Publikum aufmarschieren, erblickte der Prager Bourgeois seine Apotheose, ähnlich wie der Berliner auf seine wackere Frau Wilhelmine Buchholz stolz ist. Bedauernswert dabei ist nur, dafs die čechische Litteratur, der es stets an bedeutenden Humoristen gefehlt hat, den Humor mit dem Mafsstabe der Herrmannschen Komik zu messen und nach seinem Muster zu beurteilen pflegt, und dafs Herrmann bereits Nachahmer gefunden hat.

Der čechische Gesellschaftsroman besafs allerdings die Bedingungen zu seiner eigentümlichen Entwicklung, doch diese mufsten durch fremden Einflufs gelöst und in Bewegung gebracht werden; diese wichtige Rolle fiel dem russischen Roman zu. Schon früher wurde der russische Realismus der čechischen Litteratur nahegelegt. Havlíček führte Gogol ein, das Schrifttum unter Hálek beschäftigte sich liebevoll mit Gončarow und Turgeniew, dessen »Aufzeichnungen eines Jägers« eine tiefe Spur in der čechischen Prosa hinterliefsen. Nun aber wurde der

russische Realismus, besonders wie ihn Tolstoj und Dostojevskij vorstellen, ein litterarisches Losungswort: ihre hellseherische Psychologie, die sich mit unbarmherziger Strenge in die dunkelsten Abgründe der Menschenseele einbohrt, ihre grausame Gesellschaftskritik, ihre erhabene Ethik, die das Christentum bis zu seinen letzten Konsequenzen durchdenkt und praktisch anwendet — dies alles bewunderte man mit andächtiger Begeisterung. Eine vorzüglich redigierte »Russische Bibliothek« (seit 1886) brachte aufser den genannten Klassikern Turgeniew, Gončarow, Tolstoj, Dostojevskij und Gogol auch die anregenden Werke von Pisemskij, Saltykow-Ščedrin, Lieskow; doch auch andere realistische Psychologen und originelle Denker wie Garschin, Čechov, Gorkij, Andrejev, Merežkovskij wurden übersetzt und gelesen. Einige Schriftsteller, wie der Slavjanophile Jaromír Hrubý, der Globetrotter Pavel Durdík, der temperamentvolle Sturmvogel des Naturalismus Vilém Mrštík, widmeten ihre freien Stunden ausschliefslich dem Übersetzen der russischen Meisterwerke; ja auch russische Litteraturkritiker, Bělinskij und Dobrojubov, fanden in Böhmen Beachtung.

Kaum einer von den realistischen Erzählern in Böhmen hat sich von dem russischen Einflufs ferngehalten; doch niemand hat ihn vielleicht so selbständig und organisch verarbeitet wie der fruchtbare Novellist František X. Svoboda (geb. 1860). Der vollblütige gesunde Bauernsohn hat sich zuerst lyrisch als ein impressionistischer Landschaftsmaler und ein zarter, wenn ein wenig trockener Erotiker versucht; bald aber glaubt man in seinen Büchern den satten schweren Duft der neugeackerten Erdschollen zu riechen, den regelmäfsigen, beruhigenden Rhythmus der Feldarbeit zu hören; die trockene und gereifte Lebensweisheit eines erfahrenen, wenn auch ziemlich beschränkten Dorfphilosophen spricht aus seinem Munde. F. X. Svoboda besitzt eine entschieden lyrische Begabung: seine Naturschilderungen sind zugleich plastisch und duftig; seine Stimmungsbilder sind zart, verträumt; seine Erotik, die sich mit Vorliebe mit den süfsen und unbestimmten Regungen der ersten Liebe befafst, ergreift trotz ihrem sentimentalen und idyllischen Beigeschmacke. Seine Geschichten von aufwärtsstrebenden, energischen Bauern aus Mittelböhmen, in dem bereits moderne Lebensformen herrschen, überzeugen durch ihren männlichen Ernst und ihre objektive

Sachlichkeit. Aus seiner ersten Periode ist ein grofsartiger sechsteiliger Roman »Der Aufschwung« (1898) zu nennen, wo der Dichter mit behaglicher Breite die Lebensgeschichte seiner eigenen Familie erzählt; noch höher stehen seine schönen Novellen, die ihre Weihe von Turgeniew empfangen haben; unter dem bezeichnenden Titel »Stimmungsvolle Erzählungen« (1894) hat er sein bestes auf dem Gebiete der Novelle geboten. In der neuesten Zeit hat F. X. Svoboda seinen Stoffkreis erweitert: er schildert das reiche Prager Bürgertum, die emporgekommene Welt der Kaufleute und der Grundherren, wie sie mit der jüngeren Intelligenz in Verbindung treten. Ein kolossaler, teilweise ganz seichter und konventioneller Roman »Der Flufs« (1904) gehört zu dieser Gattung; in ihm treten auch Svobodas Mängel stark hervor: seine breite Formlosigkeit, sein Hang zu geschwätziger Plauderei, seine schematische Psychologie der erotischen Leidenschaft, sein altkluger Optimismus, sein nur ganz leicht verhülltes Spiefsbürgertum, das glaubt, alles, was es selbst nicht zu begreifen vermag, verwerfen und verurteilen zu dürfen.

Svobodas Freund und Zeitgenosse Matěj Anastasia Šimáček (geb. 1860) hat mit ihm manchen Zug gemeinsam: auch er hat als lyrischer Poet, bei dem sich die Poesie zu sehr in die Dienste der Reflexion stellt, debutiert; auch er ist von kleinen Milieuschilderungen zu grofsen gesellschaftlichen Romanen, die den Einflufs der Russen verraten, übergegangen, auch er hat aufser der novellistischen auch die dramatische Form benutzt. Doch weder Svobodas feiner Natursinn noch seine innige Liebe zum Landvolke ist bei Šimáček zu finden; er gibt sich vielmehr als moderner Grofsstadtmensch. Šimáček, ein ehemaliger Zuckerfabrikbeamter, wurde durch seine vortrefflich beobachteten Bilder aus dem Leben der Zuckerfabrikarbeiter und Beamten, welche der čechischen Prosa ein neues Gebiet erschlossen haben, berühmt, auch sind z. B. seine Erzählungen »Bei der Schneidemaschine« (1888) und »Die Seele der Fabrik» (1894) sehr lebendige, frische Werke. Nachdem er dann in einem ziemlich trostlosen Roman aus derselben Lebenssphäre »Der Vater« (1891, deutsch von E. Vacano) das Dostojevskij-Problem von Schuld und Sühne verarbeitet hatte, suchte er nach einem neuen Stoffgebiete, neuen Milieu, wobei er ebenso seine bemerkenswerte Begabung für das moderne Gesellschaftsstudium wie einen nahezu peinlichen Mangel

an Phantasie und dichterischer Weihe erwies. In seinen mehrbändigen »Aufzeichnungen des Phil. Stud. Philipp Kořínek« (1892—1896, fünf Bände), hat er den glücklich gewählten Rahmen der Lebenserinnerungen eines philosophisch beanlagten Hauslehrers benutzt, um eine sentimentale Pathologie des Prager Bürgertums zu geben und um seine recht spiefsbürgerlichen Anschauungen über Liebe und Ehe, Gesellschaft und Nationalfrage sauber und gemeinverständlich klarzulegen. Er wurde dann in einer unerträglich süfsen Novelle zum Anwalte der verführten Dienstmädchen, in einer faden, inhaltsleeren Erzählung wiederum zum Beichtvater der jungen weltunerfahrenen Lehrerinnen; verhältnismäfsig spät hat er sein allereigenstes Gebiet der grofsen sozialen Romane gefunden, welche nach russischen Mustern psychologische Analyse mit gesellschaftlicher Pathologie verquicken. Seine »Irrlichter der Vergangenheit« (1900) und »Hungernde Herzen« (1903) lassen, was die realistische Milieuschilderung, die analytische Ergründung der seelischen Probleme, die psychologische Untersuchung aller mitbestimmenden Faktoren betrifft, nichts zu wünschen übrig. Schmerzhafte und schwere Konflikte, in die fessellose Leidenschaften mit der öffentlichen Moral geraten, führt hier Šimáček vor; doch wo er tragische Wirkungen beabsichtigt, bietet er nur peinliche Situationen; wo er philosophische Erklärungen zu geben glaubt, legt er nur einen mechanischen und materialistischen Determinismus an den Tag; etwas Schwerfälliges, Formloses, Unbeholfenes ist seinen anspruchsvollen Romanen immer eigen.

Ein Schüler der Russen ist in seinen Romanen auch der kurzsichtige Kritiker und engherzige Moralist Josef Laichter (geb. 1864), ein weitschweifiger Prosaiker, bei dem die chronikartige Durchführung und das schwere moralische Pathos eine wunderliche Zwittergattung erzeugen; nur in rein stofflichem Interesse wurzelt die Popularität seiner Zeitchronik »Die Wahrheitssucher« (1898, deutsch von R. Saudek), die das soziale und politische Reformtreiben der čechischen Jugend aus den neunziger Jahren schildert; künstlerisch bedeutet dieses Buch soviel wie nichts.

Als ein weibliches Analogon zu M. A. Šimáček ist Frau Božena Viková-Kunětická (geb. 1863) zu bezeichnen. Auch bei ihr verbindet sich das moralkritische Pathos mit der

sozialen Psychopathologie; doch während M. A. Šimáček seine Werke fern von jeder Tendenz zu halten wufste, ist Frau B. Viková-Kunětická eine leidenschaftliche Frauenrechtlerin, die ihre Novellistik zu eifrigster feministischer Propaganda benutzt. Von ihren ersten Arbeiten auf dem Gebiete der kurzen Erzählung und des Romans läfst sich im ganzen nichts sagen: es sind fleifsige, von der landläufigen Konvention nirgends abweichende schriftstellerische Handarbeiten, für die sich unter den Abonnentinnen der Familienblätter immerhin dankbare Leser gefunden haben. In einigen beschäftigt sich die Schriftstellerin schon mit verwickelten sexuellen Problemen, die sie mit einer naiven Einseitigkeit und einem entschiedenen Moralismus behandelt; bald aber warf sie die mit Geschick beherrschte und gut unterhaltende Romanform ganz weg, um ihres Anklageamtes gegen die Männerherrschaft und Männermoral uneingeschränkt zu walten. Ihre Bücher wie der in einer dumpfsinnlichen Atmosphäre atmende Lehrerinnenroman »Medřická« (1897) oder ihr »Aufruhr« (1900), ein wildpathetisches Bekenntnisbuch einer sich befreienden jungen Mutter, oder endlich »Der Herr« (1906), ein verzweifelt und sinnlos stammelndes Werk von geschlechtlicher Reinheit im Björnsonstil, sind leidenschaftliche Konfessionen, gallerfüllte Proteste, lyrisch-epische Improvisationen mit ganz spärlicher Handlung. Die Moralisten und Sozialkritiker werden diesen Werken für manche fruchtbare Anregung Dank wissen; die litterarische Kritik mufs jedoch nur konstatieren, dafs hier ein grofser Aufwand von psychologischer Analyse, üppiger Wortkunst und lyrischem Pathos schmählich vertan worden ist.

Den bösen Geist der Schwere, der die sämtlichen Werke von Svoboda und Šimáček, Laichter und Kunětická beherrscht und der russischen Beeinflussung anzurechnen ist, hat der bewegliche Franzosenschüler Václav Hladík (geb. 1868) mit einer entschiedenen Überzeugung bekämpft und aus seiner Romanproduktion verbannt. In seinen ersten realistischen Skizzen und Novellen bemühte sich Hladík als scharfer Beobachter und kundiger Psychologe die Prager Kaufmannswelt, den Prager Geldmarkt, das Prager Bankwesen zu schildern; schon damals sah er das fieberhafte Grofsstadtleben mit geckenhafter Ironie, zynischem Sensualismus, verachtendem Blick des blasierten Weltmannes. Wiederholte Reisen nach Frankreich und England,

eifrige Beschäftigung mit der Pariser Boulevard-Litteratur, verzweigte Verbindungen mit der politischen Welt, wo er als geschickter Journalist warme Aufnahme fand, oberflächliches Studium der modernen Philosophie, liebhaberische Neigungen für die bildenden Künste erweiterten seinen Gesichtskreis, verschärften seinen Blick, verfeinerten seinen Stil. Von nun an verfolgte Hladík, der viel, aber immer flüchtig arbeitete, höhere Ziele. Er wollte den Prager Roman, der unter der kleinstädtischen Geistesenge der čechischen Novellisten zu leiden hat, und der sich in den niederen Schichten der Prager Bevölkerung zu bewegen pflegt, nun auf ein höheres gesellschaftliches Niveau heben, ihn mit Pariser Eleganz und kosmopolitischen Farben ausstatten und einen leichten, sprühenden, funkelnden Konversationston für ihn schaffen.

Mit diesen Bemühungen konnte er sich auf einen älteren, allerdings etwas vergessenen Vorgänger berufen, auf den geistreichen, paradoxen, ironisch beanlagten Jan Lier (geb. 1852); dieser konsequente Kosmopolit und schonungslose Feind des čechischen Spiefsbürgertums persiflierte in einem leichten feuilletonistischen Stil die böhmischen Schildbürger und schilderte ironisch die Prager Bourgeoisie. Doch Lier verstummte plötzlich, sein Gebiet lag ganz brach und auch das Genre, das er souverän ganz beherrscht hatte, die scharf pointierten Erzählungen aus dem Leben der Eisenbahnbeamten, fand nach ihm keinen Bearbeiter mehr.

So errang Hladík mit seinen Romanen »Leidenschaft und Kraft« (1903), »Evžen Voldan« (1905) und »Valentins Frauen« (1906) einen grofsen äufserlichen Erfolg; doch immer deutlicher wurden die tief eingreifenden Fehler seiner Werke ersichtlich: keiner von diesen Romanen hielt, was er versprochen; auf eine fesselnde und inhaltsreiche Exposition folgte eine lückenhafte Handlung, die aus bunten Liebesabenteuern und seichten Dialogen zusammengesetzt war, und endlich eine gewagte, schroffe, vom Autor kaum vorbereitete Katastrophe. Dieselben Charaktere kehrten unter anderen Namen in allen Romanen Hladíks wieder; die Liebespsychologie zeigte eine bedenkliche Einseitigkeit, einen ganz oberflächlichen Sensualismus, einen kokett femininen Zug; die Eleganz war verlogen und oft ganz sinnlos; neben Balzac und Flaubert, die Hladík oft verherrlicht, liefs er sich auch von

Ohnet und vom späteren Bourget beeinflussen; der leichte Konversationsstil verschmähte auch die billigsten feuilletonistischen Floskeln nicht — so hat den ehrlich aufwärtsstrebenden Romanpsychologen der nach Erfolg haschende Modeschriftsteller verdrängt. —

Die Entwicklung des čechischen realistischen Dramas geht mit der Geschichte des Realismus im Romane und in der Novelle Hand in Hand; ja es tauchen hier dieselben Namen auf. Doch hier wurde kein bedeutendes Werk geschaffen, das sich fremde Bühnen erobern und dadurch seine Wirksamkeit erproben könnte; auch das Beste, was auf dem Gebiete des realistischen Schauspieles hervorgebracht wurde, war nur von lokaler Bedeutung oder nur in seiner Entwicklungsreihe beachtenswert. Fremde Einflüsse, wie der russische Realismus, das Ibsensche Drama, die deutsche naturalistische Schule, zeitigten fast keine Früchte in der čechischen Bühnendichtung, wiewohl die Kritik die fremden dramatischen Reformer kundig und liebevoll interpretierte und das čechische Theaterpublikum für das Verständnis derselben allmählich erzogen wurde. Selbst die Schauspieler, die für ihre realistischen Rollen eingehende Studien im Leben machen und zahlreiche Vorbilder finden konnte, taten hier ihr möglichstes. Als die čechischen Dramatiker ethnographische Genrekunst, volkstümliche Kleinmalerei bevorzugten, besaſsen sie in Jindřich Mošna (geb. 1837), einem genialen Komiker, den besten Darsteller für Originale aus dem Volke, der seine altertümlichen Figuren mit packender Kraft und eigenartigem Humor vorführte. Als dann unter dem russischen Einfluſs die moderne Alltagstragik auf der Prager Bühne einzog, fand sie in Frau Maruška Bittnerová (1854—1898) ihre vorzügliche Darstellerin, die jedoch allzu früh das Theater verlassen hat. Endlich wuſste Frau Hanna Kvapilová (1866—1907), ein sehr kompliziertes modernes Frauenwesen in der Art von Eleonora Duse oder Agnes Sorma, mit ganz erstaunlicher psychologischer Tiefe und taufrischem, lyrischem Zauber die Leidensgeschichte des Weibes und seine sehnsüchtigen Träume von neuer Schönheit und Herrlichkeit des Lebens zu interpretieren; aber als sie sich zu einer Monumentalität, ja klassischen Schönheit der Darstellung erhoben hatte, verwehte sie der Tod wie ein scheues Frühlingsmärchen.

Noch tief in die achtziger Jahre hinein galt die groſse

historische Tragödie mit vaterländischem Stoffe für die höchste dramatische Leistung; auch der beste Realist des čechischen Dramas, Ladislav Stroupežnický (1850—1892), ein Dramaturg des Nationalen Theaters in Prag, versuchte sich in dieser schwierigen Kunstform; doch hier blieb ihm der Erfolg für immer versagt. Dann schrieb er einige historische Lustspiele aus dem 16. und 17. Jahrhundert, wie den »Kobold von Klingenberg« (1883) und »Die Frau Münzmeisterin« (1885), wo er das archaistische Zeitkolorit, den anmutigen Zauber der Vergangenheit, die pittoreske Eigenart der böhmischen Spätrenaissance ganz meisterhaft zu treffen wuſste. Noch gröſser wurde sein Erfolg, als er diese genrehafte Kleinkunst, diese satte Milieuschilderung, dieses fleiſsige Ausarbeiten von originellen Figürchen, diesen saftigen, witzigen Humor in einem Dorfschauspiele aus seiner südböhmischen Heimat anwandte, das er sehr bezeichnend »Unsere Dorffurianten« (1887) benannt hatte: eine bunte Fülle von Figuren, ein rasches Nacheinander von lebhaften Volksszenen, ein übersprudelnder Reichtum von humoristischen Einfällen verdecken die etwas possenhafte, übrigens keineswegs ganz originelle Motivierung, so daſs dieses frische Volksstück in der čechischen Litteratur einen ähnlichen Platz einnimmt wie Kleists »Zerbrochener Krug« in der deutschen Lustspieldichtung. Stroupežnický betrachtete dieses Stück selbst als eine bloſse Episode, welche die Ausführung seines Lieblingsplanes, eines Dramas im groſsen Stile, nur verzögerte; zugleich sah er jedoch ein, daſs er diesen groſsen Stil nicht im historischen Drama, sondern vielmehr in einem Schauspiele aus dem Volksleben zu suchen habe. Von seinen beiden gröſseren Anläufen dazu hat der eine unter der allzu dick aufgetragenen Tendenz zu leiden, der andere aber (»Auf dem Wallensteiner Schacht«, 1893) steht dem modernen Sozialdrama mit einem bedeutenden Helden und belebten Massenszenen schon ganz nahe; doch die Hand, die an diesem groſszügigen Werke arbeitete, war die eines Sterbenden.

Auf der Bahn, die Stroupežnický gewiesen, bewegen sich auch die im eingehenden ethnographischen Studium fuſsenden Dramen von Gabriela Preissová, Alois Jirásek und den Brüdern Alois und Vilém Mrštík: eine Liebestragödie aus dem slowakischen oder ostböhmischen Dorfe steht gewöhnlich

in der Mitte, um sie gruppieren sich dann bunte Volksszenen, und wilde Ausbrüche der Leidenschaft durchzittern die Luft. Leider blieben diese Dramatiker, deren Bedeutung auf dem Gebiete der Novelle liegt, bei ganz vereinzelten Versuchen stehen; nur Jirásek schrieb mehrere bereits erwähnte Dramen. Bedeutend tiefer stehen zahlreiche Lustspiele aus der čechischen Kleinstadt, die mit den kleinstädtischen Erzählungen parallel laufen; von diesen derben, mittelmäfsigen Komödien, die Karel Pippich, Václav Štech und Josef Štolba zu Verfassern haben, führt nur ein Schritt zu der Posse, wie sie die Vorstadtsszenen mit Vorliebe pflegen.

Die realistischen Gesellschaftspsychologen F. X. Svoboda, M. A. Šimáček und Václav Hladík verfolgen in ihren Dramen dieselben Ziele wie in ihren Romanen. Ein schlichtes Lebensbild aus der Gegenwart mit allen Attributen des Alltags auf die Bühne gestellt, benutzen sie dazu, um eine soziale These zu beweisen, ein allgemeines Gesetz zu illustrieren, eine ethische Maxime darzulegen. Beliebte Themen sind Familienuntergang, krankhafte Unfähigkeit, die Last der Verhältnisse zu ertragen, ein allmähliches Hinsiechen der Lebenskräfte; dabei ist ihre Psychologie nicht selten schwerfällig, verschwommen und ermüdend. Um so willkommener war das glückliche Debut des jungen Jaroslav Hilbert (geb. 1870), der in seiner »Schuld« (1896, deutsch von R. Saudek) durch seine frische Technik, seinen anmutigen Dialog, seine leichte Handlungstechnik überraschte und die schönsten Hoffnungen erregte. Doch der düstere Geist der Schwere schlug auch ihn in seine Fesseln; schon seine beiden späteren von Ibsen beeinflufsten Problemdramen »Die Faust« (1898) und »Die Parias« (1900) haben die Glanzseiten seines Erstlingswerkes eingebüfst. Hilberts grofses ritterliches Schauspiel aus der Přemyslidenzeit, »Záviš von Falkenstein« (1903) ist als ein kühner, wenn auch keineswegs ganz gelungener Versuch um die Neubelebung des historischen Dramas zu begrüfsen und aus den Bestrebungen der jüngsten Generation um eine monumentale Kunst zu erklären. —

Fünfzehntes Kapitel.

Der Kampf der Kritik und der Poesie um neue Lebenswerte.

Das Ende des 19. Jahrhunderts in Böhmen wird durch einen geradezu dramatischen Kampf zwischen Vätern und Söhnen charakterisiert; zwei grundverschiedene Weltanschauungen prallen hier mit bisher unbekannter Heftigkeit aneinander. In dem einen Lager blicken selbstzufriedene Traditionalisten und bequeme Konservative stolz zu dem bereits erworbenen wissenschaftlichen Gut und zu dem vollends abgeschlossenen Lebenswerke der nationalen Wiedergeburt empor und reihen sich epigonenhaft an die Kulturarbeit ihrer Vorgänger an, wobei sie mit seichtem Eklektizismus und oberflächlichem Kompromifsgeist alle Gegensätze zu versöhnen suchen. Ihre Widersacher, welche die Jugend an ihrer Seite haben, sind dagegen scharfe Skeptiker, unbarmherzige Analytiker, grausame Kritiker, mutige Neuerer, die alle Probleme der modernen Zeit zu Ende denken, alle, auch die schmerzlichsten Fragen der Gegenwart aufnehmen und ehrlich zu beantworten streben, alte Werte umwerten, den bisher allgemein anerkannten Ideeninhalt der nationalen Existenz revidieren und nach neuem, tiefem Verhältnisse zum Auslande forschen.

Wie der grofse Kampf der beiden Generationen sein Vorspiel in dem bedeutungsvollen, gelehrten Streite um die Echtheit der Königinhofer und Grünberger Handschrift hatte, so findet die wesentliche Scheidung der čechischen intellektuellen Welt ihr Vorbild in der Trennung der wissenschaftlichen Organisationen. Im Jahre 1882 wurde die utraquistische Universität in Prag, die dem öffentlichen Bedürfnisse nicht mehr entsprach, geteilt und dadurch wurde die altertümliche čechische Hochschule, deren

Geschichte bis zu Karl IV. reicht, zu neuem Leben erweckt. Ihre bedeutendsten Lehrkräfte gehörten der jüngeren wissenschaftlichen Generation an und übten auf die akademische Jugend einen ungeheueren Einfluſs aus. Es war neben den Protagonisten der neuen Gelehrtenschule Gebauer und Masaryk und den ehemaligen Anhängern des Lumírkreises Goll und Hostinský besonders der scharfsinnige Altphilologe Josef Král (geb. 1853), der vorzügliche Physiker August Seydler (1849—1891), der geistreiche Nationalökonome Josef Kaizl (1854—1903), der später österreichischer Finanzminister wurde, und sein Amtskollege Antonín Rezek (geb. 1853), ein trefflicher Schüler und Nachfolger Tomeks auf dem Gebiete der österreichischen Geschichte. Dagegen waren die wissenschaftlichen Vertreter der älteren Richtung an der Universität als strenge Machthaber und jedem Fortschritte unzugängliche Konservative bekannt, denen auch die ehrlichen Bestrebungen der jüngeren Politiker durchaus unsympathisch waren. Zu ihnen gehörten neben dem immer mehr verknöchernden Philosophen der Herbartschen Richtung Josef Durdík und dem starren, reaktionären Historiker V. V. Tomek auch der seichte Slawist Martin Hattala (1821—1903), dessen langes Leben in wissenschaftlicher Klatschsucht und zügelloser Polemik zerrann, weiter der anspruchsvolle Graecist Jan Kvíčala (geb. 1834), welcher zwar immer neue Fachwerke versprach, aber anstatt dessen nur Ränke schmiedete; die beiden bedeutendsten Juristen Antonín Randa (geb. 1834) und Emil Ott (geb. 1845), die jede Fühlung mit ihrer Zeit verloren hatten, und endlich der selbstgefällige, vielfache Würdenträger František Josef Studnička (1836—1903), der sich als vielseitiger Popularisator fremder Forschungen in der Mathematik, Astronomie und Geographie bekannt gemacht hat. Dann wurde im Jahre 1890 durch reiche Stiftungen des bekannten Mäcen Hlávka die »Čechische Akademie für Wissenschaft, Litteratur und Kunst« gegründet, die sich bald als ein festes Bollwerk des wissenschaftlichen Traditionalismus und des gelehrten Konservativismus zeigte; auch in der Litteratur, die hier ebenfalls gepflegt wird, vertritt sie den streng offiziellen und hoch konservativen Standpunkt, so daſs ihr inneres Leben einem neuen Daudet als vorzügliche Unterlage für einen neuen »Immortel« dienen könnte.

Will man also die litterarischen Verhältnisse in Böhmen in

den neunziger Jahren verstehen, so darf man keineswegs die komplizierte Entwicklung der gleichzeitigen čechischen Kritik und litterarischen Polemik unberücksichtigt lassen. Während in der unmittelbar vorangehenden Zeit der Kritik eine ganz untergeordnete Stellung aufserhalb des dichterischen Schaffens angewiesen worden ist, hat sie sich in dieser Periode die führende Macht ertrotzt und erkämpft. In den achtziger Jahren machte sich Sv. Čech über die Kritiker in witziger und anmutiger Weise lustig und J. Vrchlický, trotzdem er selbst kritische Studien veröffentlichte, liefs fast in jeder seiner Gedichtsammlungen Aussprüche drucken, die dem üblen Goethewort »schlagt ihn tot den Hund, es ist ein Rezensent« an Heftigkeit und Verachtung kaum nachstehen. Jetzt dagegen wurde der führende Dichter J. S. Machar selbst zum Kritiker, und keiner von den Litteraten war so einflufsreich wie der scharfsinnige Kritiker F. X. Šalda. Es wäre wirklich schwer, analoge Beispiele dafür aus der Weltlitteratur anzuführen, dafs der Kritik eine ähnlich wichtige Stelle in der Litteratur zugefallen wäre wie hier; vielleicht nur in der jungdeutschen Periode und in der Sturm- und Drangzeit des russischen Realismus unter Bělinskij war poetische Produktion mit kritischer Tätigkeit so unzertrennlich verbunden.

Als Vorbote der neu zu schaffenden litterarischen meldete sich die philologische Kritik, die einen äufserst wichtigen wissenschaftlichen Streit auskämpfen sollte. Im Jahre 1886 bewies der bereits angesehene Slawist Jan Gebauer die Unechtheit der Königinhofer und Grünberger Handschrift, dank seiner eingehenden Kenntnis der altböhmischen Sprachperiode und seiner minutiösen philologischen Kritik, wobei er von einer ganzen wissenschaftlichen Schule unterstützt wurde. Diese auf sicherster wissenschaftlicher Grundlage beruhende Entdeckung wirkte im čechischen öffentlichen Leben wie ein Torpedo unter einem Schiffe. Konservative Gelehrte und radikale Politiker, schlecht unterrichtete Grammatiker und veraltete Historiker, naive Dichter und phrasenhafte Zeitungsschreiber, pedantische Schulmänner und vaterländische Vereine wurden von den Anhängern der Echtheit der beiden fraglichen Denkmäler ins Feld gerufen; die Parteigenossen Gebauers und Masaryks wurden als Verräter der čechischen Nationalsache gebrandmarkt, die moderne wissenschaftliche Kritik wurde als unseliges Danaergeschenk verurteilt, in

den führenden Zeitschriften wurde das gefährliche Vorrecht der nützlichen Lüge und des frommen Betrugs schamlos reklamiert. Doch aus diesem Kampfe, der die čechische Nation in zwei feindliche Lager geteilt hat, wurde die moderne čechische Sprachwissenschaft und Litteraturgeschichte geboren.

Der Begründer der čechischen Sprachkunde im modernen Sinne, der Prager Universitätsprofessor Jan Gebauer (1838—1907), war kein Jüngling mehr, als ihn die wissenschaftlichen Verhältnisse zum Führer der modernen Gelehrtengeneration machten. Von seiner Jugend an, die noch unter Miklosichs und Steinthals Einflusse stand, beschäftigte sich Gebauer, dessen unermüdliche Arbeitsamkeit vielleicht nur mit dem unheimlichen Fleiſse eines Tomek zu messen wäre, mit der Geschichte der altböhmischen Sprache und Litteratur, die seit Šafařík brach gelegen war. Wie Palacký die politische Vergangenheit Böhmens geschildert hat, so wollte Gebauer die sprachliche Geschichte seines Volkes auf breiter Grundlage und in umfassender Darstellung schildern, wobei ähnlich wie bei Palacký, die älteren Perioden besonders berücksichtigt werden sollten: unzählige Handschriften muſsten vorgenommen, Tausende und Abertausende von sprachlichen Belegen notiert, untersucht, geprüft, ältere grammatische Resultate streng revidiert werden. So sah sich Gebauer auf einmal genötigt, auch die beiden verdächtigen Handschriften vorzunehmen und was nur eine unwesentliche Episode seiner planmäſsigen Forschung werden sollte, wurde zum Ausgangspunkte einer neuen Anschauung über das Wesen der altböhmischen Sprache und die Anfänge der altböhmischen Litteratur. Aus Gebauers lebenslänglicher Beschäftigung mit der altböhmischen Sprache entstanden seine beiden monumentalen Werke, die leider unvollendet geblieben sind, seine »Historische Grammatik der čechischen Sprache« (1894—1898, drei Teile) und sein »Altböhmisches Wörterbuch« (1901—1903, etwa eine Hälfte des ganzen Werkes). Mit der treffsicheren Methode der vergleichenden Sprachwissenschaft bewältigt hier Gebauer das gesamte, altböhmische Sprachmaterial, ordnet es mit eiserner Logik, erklärt es mit scharfsinnigem Sprachverständnis. Diese Werke, die an die beiden monumentalen Schöpfungen Jakob Grimms mahnen, gehören zu den schönsten Früchten des wissenschaftlichen Positivismus, des streng objektiven Realismus, einzig dastehender

Wahrheitsliebe; in seiner nervösen, hastigen Zeit ist Gebauer immer ein ruhiger Epiker der Tatsachen geblieben.

Nach dem grofsen Handschriftenstreite ist Gebauer, der früher auch litterarische Forschungen trieb, nicht mehr dazu gekommen, die Ergebnisse der neuen wissenschaftlichen Anschauung litterarhistorisch zu verwerten und eine planmäfsige Revision der altböhmischen Litteratur durchzuführen; diese ebenso verlockende als schwierige Aufgabe ist seinem Schüler, dem Universitätsprofessor Jaroslav Vlček (geb. 1860), zugefallen. Durch seine »Geschichte der čechischen Litteratur« (seit 1892, bisher unvollendet), wo er sich auf den Standpunkt der vergleichenden Litteraturforschung zu stellen und die gesamten litterarischen Erscheinungen aus den kulturellen Lebensbedingungen zu erklären wufste, hat er eine neue Schule begründet. Als glänzender Porträtist und zugleich als Meister der satten Milieuschilderung berührt sich Vlček, der sich als ein besonders guter Kenner des slowakischen Schrifttums und der čechischen nationalen Wiedergeburt erwiesen hat, mit Jaroslav Goll; doch dessen feine Ironie, dessen seltenen philosophischen Fernblick und künstlerisch geschliffenen Stil besitzt Vlček nicht. —

Gebauers Werke decken sich ganz mit seiner Persönlichkeit; Gebauers Kampfgenosse Tomáš Garrigue Masaryk (geb. 1850) wirkt dagegen immer mehr durch eigenartige Kraft und originellen Zauber der Individualität als durch seine Bücher. T. G. Masaryk ist eine äufserst komplizierte Erscheinung: seinen slowakischen Ursprung, der sich in seinem ganzen Auftreten kundgibt, hat er nie verleugnen wollen noch können; dazu treten tiefgreifende Einwirkungen der russischen und englischen Kultur und Litteratur hinzu, die er dem vorherrschenden französischen und deutschen Einflufs gegenüber betont; doch sein in der positivistischen Philosophie geübter Geist — als Noëtiker empfiehlt T. G. Masaryk die Rückkehr zu Hume, als Soziologe hängt er eng mit Comte zusammen — brachte auch der religiösen Bewegung in der protestantischen Welt ein tiefes Interesse entgegen. Als philosophischer Schriftsteller und akademischer Lehrer, der seine Zuhörer zu sich als ein geistiger Rattenfänger von Hameln zu locken wufste, pflegte Professor T. G. Masaryk mit ausgesprochener Vorliebe Ethik und Noëtik, Geschichtsphilosophie und Soziologie. Bereits bei seinem ersten Auftreten, dem ganz abenteuerliche

Gerüchte vorangingen, brachte der junge Dozent mit den tiefen Augen und mit der weichen slowakischen Aussprache die ganze böhmische Welt in Gärung, und sogleich bildete sich eine Partei für ihn, eine andere gegen ihn. Zuerst wurde er als ein überaus glücklicher und anregungsreicher Organisator der wissenschaftlichen Arbeit in Böhmen bekannt und geschätzt: er begründete eine kritische Revue grofsen Stiles; er beteiligte sich an den Vorarbeiten zu der grofsen Enzyklopädie, die seit 1888 in dem rührigen Verlage J. Ottos erscheint; er hat dem Handschriftenstreite, der unter Gebauer nur eine streng wissenschaftliche Fachangelegenheit geblieben wäre, eine allgemein nationale Bedeutung angewiesen; auch der jungčechischen Politik ist er nicht fern geblieben. Seine grofsen Hauptwerke »Grundzüge einer konkreten Logik« (1885, deutsch von H. G. Schauer) und »Die soziale Frage« (1898), die sich eines Weltrufes erfreuen, berechtigten T. G. Masaryk, welcher sich gern als ein Geist gibt, der stets verneint, zu geringschätzender Aburteilung über die čechische Wissenschaft und Philosophie, welche sozialen Fragen und ethischen Problemen stets schüchtern ausgewichen war. In seinem Innern mächtig von der moralen und religiösen Krisis des materialistischen und indifferenten Zeitalters ergriffen, ist Masaryk als mutiger Vorkämpfer der öffentlichen Sittlichkeit und des ethischen Gewissens aufgetreten, worin er sich mit Carlyle, Björnson und Egidy berührt. Von diesem Gesichtspunkte aus verurteilt er den Eklektizismus in der Litteratur und den dekadenten Dilletantismus in der Kunst, zu der er übrigens in keinem eigentlichen Verhältnisse steht; weder der französische Naturalismus noch die Romantik konnten dem Verehrer von Tolstoj und Dostojevskij sympathisch sein und der unduldsame Eifer des einseitigen Moralisten konnte sich mit Renan, dessen Geist aus Frankreich in die moderne čechische Litteratur vielfach übergegangen ist, keineswegs vertragen. Eine kritische Revision des nationalen Lebens war für Masaryk mehr als ein lautes Programmwort; es war für ihn vielmehr ein Teil seiner Lebensaufgabe. In der böhmischen Reformation, vorzugsweise in der Brüdergemeinde, fand seine ausgesprochen protestantische Denkart den eigentlichen Sinn der čechischen Geschichte; ja auch in der nationalen Wiedergeburt, die doch eine fast ausschliefslich romantische Bewegung war, erblickte er philosophisch-religiöse

Ideen der Reformation, an die er dann die Gegenwart unmittelbar anknüpfen wollte. Diese zuweilen ganz wunderliche Hypothesenkonstruktion stieſs auf allgemeinen Widerspruch der Fachgelehrten; Masaryks anregungsreiche, wenn auch durchaus einseitige Bücher über dieses Thema: »Die čechische Frage« (1895) und »Karel Havlíček« (1896), förderten jedoch ungemein das Studium der čechischen Wiedergeburt. In der letzten Zeit wird Masaryk, der um sich eine selbständige politische Partei, die sogenannten »Realisten«, versammelt hat, von der politischen Agitation und dem Journalismus zu sehr in Anspruch genommen; er erstarrt immer mehr und mehr und verliert auch allmählich jede Fühlung mit dem wissenschaftlichen und litterarischen Leben; auch seine eminent kritische Begabung und sein vorzüglicher sozialpsychologischer Scharfsinn scheiterten an der Klippe eines engherzigen Moralismus und eines gewaltsamen Freidenkertums.

Von Masaryks Schülern stand ihm der frühverstorbene Hubert Gordon Schauer (1863—1892) am nächsten; er hat Masaryks philosophische und soziale Ideen als Kritiker in die schöne Litteratur eingeführt. H. G. Schauer war eine problematische Natur, eine kranke Seele, ein verzweifelter Denker; er wuſste selbst nie, ob er sich für čechische oder deutsche Nationalität entscheiden sollte; er schwankte fortwährend zwischen Wissenschaft und Journalistik, zwischen Nationalökonomie und Kritik; der ewige Streit der positiven Philosophie und des Christentums war für ihn stets eine Herzenssache. Dieser in den erbärmlichsten Verhältnissen lebende, an Schwindsucht hinsiechende Bohémien sehnte sich nach einem bedeutenden Leben, nach einem gesteigerten Dasein und haſste ehrlich die ihn drückende gesellschaftliche Misère des čechischen öffentlichen Treibens. Von der Litteratur verlangte er bedeutenden gedanklichen Inhalt, lebhaftes Interesse für religiöse und sittliche Fragen, für politische und ökonomische Probleme; er hat sein Augenmerk auf die Arbeiter- und Frauenfrage gerichtet; er verurteilte mit bitterer Verachtung die Kleinstädterei, die Sentimentalität, den Konventionalismus des gleichzeitigen čechischen Schrifttums. Das gröſste Aufsehen erregten aber seine politisch-philosophischen Aufsätze in der realistischen Zeitschrift »Čas« (»Zeit«), wo er mit düsterer Verzweiflung seine Ansichten über die Nichtigkeit des aussichtslosen

nationalen Kampfes klargelegt hat; man übersah, daſs aus diesen »hochverräterischen« Zeilen ein lebensmüder, kranker Geist sprach, der vom Leben tückisch betrogen war. Immerhin wirkte H. G. Schauer, dessen kritische Aufsätze noch der Sammlung harren, auf die Jugend sehr anregend; obzwar er kein eigentliches Verständnis für die ästhetischen Fragen hatte, befruchtete er die čechische Kritik ungemein.

Doch das Verdienst, daſs dieselbe aus einer starr doktrinären Disziplin, welche von engherzigen und pedantischen Krittlern mit schulmeisterlichen Grundsätzen und Manieren oder aber von hausbackenen Moralpredigern beherrscht worden war, zu einer selbständigen Gattung, zu einer autonomen Kunst erhoben wurde, — dieses Verdienst gebührt dem hochbegabten František X. Šalda (geb. 1868), dem entschieden bedeutenderen Freunde H. G. Schauers. Dreierlei ist bei F. X. Šalda bemerkenswert: sein Stil, seine Methode, seine Persönlichkeit. Šalda hat eine neue kritische Sprache geschaffen, die aus einer eigentümlichen Mischung von Elementen entstanden ist: das poetische Pathos berührt sich hier mit der wissenschaftlichen Terminologie; die lyrische Metapher wechselt mit fachpsychologischem Ausdrucke; eine farbenreiche Reihe von andeutenden Analogien paart sich mit streng präzisierender Abgrenzung; geistessprühende Ironie durchsetzt den erhabenen Fluſs der Rede. Zu diesem wundervollen Stile, den ich etwa mit Hofmannsthalscher oder Kassnerscher Prosa vergleichen möchte, hat Šalda bereits in seinen älteren, meistens vernichtenden kritischen Referaten, die immer das beurteilte Buch zum Ausgangspunkte allgemeiner Betrachtungen machten, Anläufe getan; später hat er, ein gelehriger Emerson-Schüler, die Essayform liebgewonnen und in ihr mit einem ganz eigentümlichen Zauber der Essenz die Kunstprobleme gelöst, welche für ihn zugleich immer Lebensprobleme waren. Sein Essaybuch »Kämpfe um den morgenden Tag« (1905) gehört zu den schönsten Proben der čechischen Wortkunst. Šaldas kritische Methode ist ein Kunstprodukt, an dem manche Einflüsse mitgearbeitet haben. Zuerst waren es die groſsen französischen Stilkünstler wie Flaubert und die analytischen Kritiker, mit Taine obenan, die Šalda gelehrt haben, die Kunst als eine organische, mit den verborgensten Nerven des Nationallebens verbundene Lebensfunktion zu betrachten; dann haben ihm

die französischen Symbolisten den metaphysischen Sinn der Poesie und die zartesten Geheimnisse der Verstechnik erschlossen. Später ist Šalda in die strenge, puritanische Schule eines Carlyle, eines Ruskin, eines Emerson gegangen, und hier hat er das ethische Pathos, die künstlerische Moralphilosophie, den seherhaften, wuchtigen Predigerton gelernt. Zuletzt endlich empfing er reiche Anregungen von der Kunstkritik, in der er sich auch mit Erfolg versuchte, um vornehmlich die französischen Impressionisten dem čechischen Publikum nahe zu bringen.

Šalda, der stärkere Eindrücke aus Büchern und Kunstwerken als von Menschen und aus der Natur empfängt, entnahm diesen Vorbildern nur solche Elemente, die seinen eigenen Ideengang befruchten und fördern konnten. Immer betonte er, daſs es in der Kunst in erster Reihe auf einen schöpferischen, unerschrockenen, ja geradezu heldenhaften Charakter ankomme, der seine Intelligenz und seine Technik möglichst fein zu bilden, seine Sinne und Instinkte dagegen möglichst rein zu erhalten habe. Nur ein solcher Künstler, sei es schon in der Poesie oder in den bildenden Künsten, könne die hohen Forderungen erfüllen, die man an die moderne Kunst stellt: nämlich in lebendigen Symbolen das groſse, erhabene Weltdrama vorzuführen, dessen ewige Schauspieler der Gedanke und der Schmerz, die Liebe und der Tod sind.

Um Šalda, den unbarmherzigen Kritiker und gefürchteten Polemiker, gruppiert sich eine ganze kritische Schar, die mutig und siegreich gegen das bequeme Epigonentum und den seichten Konventionalismus kämpft. Dieses streitlustige Heer, dessen Waffen scharf und blank geschliffen sind, hat zwei Flügel. Auf dem einen kämpfen sozial und ethisch gesinnte Kritiker, die sich von der Hebung des litterarischen Niveaus und Geschmackes zugleich einen bedeutenden Fortschritt ihres gesellschaftlichen Ideals versprechen, wobei allerdings, oft nur halbbewuſst, das böse Teufelchen der Tendenzlitteratur sein Pfötchen zeigt. Der Vorkämpfer der sozialdemokratischen Weltanschauung, der schwungvolle Litterar- und Musikkritiker František V. Krejčí (geb. 1867), der in seinem geistreichen Buche über Smetana (1900) auf eine ganz originelle Weise gegen den Wagnerismus Partei ergriffen hat, liebt es in seinen oft ganz rhapsodischen Kulturträumen und Herzensergieſsungen eine glückliche, lebens-

frohe soziale Zukunft auszumalen, welche auch die kühnsten Forderungen der modernen Litteratur und Philosophie verwirklichen werde. Von dem Schriftsteller und dem Künstler überhaupt verlangt Krejčí, dafs sie dieser neuen Renaissance, dieser endgültigen Abkehr von dem christlich-mittelalterlichen Lebensideal, tapfer und eifrig vorarbeiten. Für den trockenen und verbitterten Aktenführer des zeitgenössischen Schrifttums und Theaters, den schonungslosen Jindřich Vodák (geb. 1867), liegen die gesellschaftlichen Zukunftsträume in keiner so nebelhaften Ferne. Dieser genaue Philologe und griesgrämige Professor vertritt in der Litteraturkritik vielmehr den ethischen Standpunkt Masaryks, und mit diesem einseitigen, aber strengen Mafse mifst er die gesamte neue Produktion, was ihn ebenso gefürchtet als angesehen macht.

Die andere Gruppe der Kritiker will mit der ethisch sozialen Propaganda nicht das geringste gemein haben: es sind im Gegenteil antisoziale Reinkünstler, exklusive Aristokraten, dekadente Geniesser, welche in der Kunst ein gefährliches und zugleich berückendes Spiel der Leidenschaft und der Wollust erblicken und die Wirklichkeit blofs als einen dürftigen Ersatz für die Kunst anerkennen. Nur ausnahmsweise beschäftigen sie sich mit der einheimischen Produktion; nur mit Verachtung sprechen sie von den älteren Schriftstellern; ihre gekünstelten, meistens schwer verständlichen Essays schreiben sie nur für einige Litteraten und Liebhaber oder, wie man es heute zu bezeichnen pflegt, für die Dichter und die Sammler. Der Ältere von ihnen, Jiří Karásek ze Lvovic (geb. 1871), ein auch als Lyriker und Prosaiker bedeutender Künstler, kann heute auf eine mehr als zehnjährige kritische Tätigkeit, deren Anfänge allzusehr von Šalda abhängig sind, zurückblicken; das Schönste, was Karásek in dieser Zeit geschrieben hat, sind wohl seine äufserst frischen Charakteristiken der jungen Schriftsteller: »Impressionisten und Ironiker« (1903). Später hat dieser typische Dekadent das vorher so fleifsig verwaltete Referentenamt niedergelegt, um als feiner Psychologe, zarter Anempfinder, stechender Ironiker, ausgesuchter Stilist fremde Persönlichkeiten zu analysieren und schwierige Kunstprobleme zu erörtern: das Seltene, das Kranke, das Paradoxe, das Unzeitgemäfse hat für diesen nervösen und manchmal ganz absurden Dialektiker ausschliefsliche Anziehungs-

kraft. Eng an Karásek schliefst sich der blutjunge Kritiker Miloš Marten (eigentlich Miloš Šebesta, geb. 1880) an, dessen schwere, hieratische, an englischen Kunstkritikern mit Oscar Wilde an der Spitze und an französichen Dekadenten gebildete Prosa ausschliefslich dem psychologischen Paradoxon und der künstlerischen Ausnahme dient. Marten weifs ebenso glänzend wie widerspruchsvoll über Dichter und Maler, Mystiker und galante Frauen, Bildhauer und Dandies zu schreiben; nur sehr selten beschäftigt er sich jedoch mit čechischem Kulturleben. —

Auch der bedeutendste Dichter der neuen Schule, die im Jahre 1895 und 1896 öffentlich mit der älteren Litteratur gebrochen hat, der Lyriker und Satiriker J. S. Machar (geb. 1864) ist im Grunde ein Kritiker, bei dem die skeptisch analytische Note nie verstummt.

In seinen ersten poetischen Büchern, die bei ihrem Erscheinen am Ende der achtziger Jahre grofses Aufsehen erregten, und die der Dichter nachträglich in eine lyrische Trilogie »Confiteor« (1900—1902) vereinigte, ist J. S. Machar ein bitterer Kritiker der modernen Liebe. Ein Stiefsohn der Romantik und ein verspäteter Bruder Heines, ironisiert er in seinen knappen, äufserst klaren Gedichten und Liedern, die sich sehr eng mit der modernen Konversationsprosa berühren, die blasierte Erotik der heutigen Weltstadt, die müde Eleganz seiner Prager Umgebung, das flatternde Spiel seiner eigenen verlogenen Erinnerungen, den wehmütigen Pessimismus seines vergifteten Herzens. In diesen tagebuchartigen Büchern, die auch kleine ungemein lebendige Genrebilder und ironisch pointierte Gesellschaftsszenen enthalten und überall einen konsequenten lyrischen Impressionisten verraten, hat Machar seine lange und abenteuerliche Irrfahrt in dem zaubervollen und gefährlichen Venusgärtlein geschildert, bis er endlich versöhnliche, ergebene und trauliche Töne für seinen Ehefrühling fand.

Diese intime Liebeslyrik wird von vier Bänden »Sonetten« (1891—1893) vervollständigt, welche in kleinen impressionistischen Skizzen ein Jahr der Seele vorführen. Doch bereits neben ihr meldete sich bei Machar beifsende, spöttische Gesellschaftskritik, trotzige und aburteilende Verachtung des seichten öffentlichen Lebens in Böhmen, gallige Spottlust, die sich die erbärmliche damalige čechische Politik zur Zielscheibe wählt.

Und so erschien im Jahre 1893, wo bereits Masaryk und H. G. Schauer ähnliche Töne angeschlagen haben, Machars stürmisches, leidenschaftliches Buch »Tristium Vindobona«, dessen Muse Hafs und Verzweiflung war. Der seither in Wien lebende Poet nimmt hier Stellung zu dem Problem der Nationalität, das er vorerst aus dem erstickendem Qualme patriotischer Deklamation, aus der ungesunden Atmosphäre des starren Historismus loslösen mufs: er singt hier von zornerfülltem Schmerze über die nichtige Gegenwart, von endloser Verzweiflung über den sklavischen Charakter seines Volkes, von den Erniedrigungen der einst so glorreichen Nation durch fremde Bedrücker, aber auch von erlösender Hoffnung an bessere Lebensmöglichkeiten, von krampfhaft sich anklammerndem Glauben an das Rassenbewufstsein des Volkes. Mit dieser politischen Lyrik, wo anstatt salbungsvoller Begeisterung und optimistischen Idealismus der alten patriotischen Schule bitterer Ernst, verblutende Verzweiflung, strenger Skeptizismus das Wort führen, hat Machar den jüngeren Dichtern neue Wege gewiesen. Sein bedeutendster Jünger auf diesem Gebiete, der geheimnisvolle pseudonyme Petr Bezruč, der wie ein wilder Rhapsode mit Walt Whitmanscher Wucht das verzweifelte Elend seines aussterbenden aus Tagelöhnern und Berghauern zusammengesetzten schlesischen Stammes in grell aufflammende Verse zu bannen wufste, erschütterte durch seine an Zahl ganz spärlichen Gedichte die ganze Nation.

Später stürzte sich Machars politisches Lied, zu dem sich auch sein groteskes satirisches Epos über die jungčechische Politik »Die Streiter Gottes» (1897) gesellt, in die sozialistische Propaganda und den politischen Parteikampf, wo er treu und überzeugt an Masaryks Seite steht; seine Poesie wurde dabei leidenschaftlicher, positiver, aktueller, jedoch auch einseitiger, persönlicher, ungerechter sowie trockener und farbloser.

In der gleichen Zeit, da Machar als politischer Lyriker aufgetreten ist, offenbarte er sich auch als Gesellschaftskritiker. Den alten Feministen, den ewigen Erotiker aus der Heineschen Schule verriet der Hang zur Frauenfrage, in welcher Machar aber keineswegs den schroffen männerfeindlichen Standpunkt seiner Freundin, der begeisterten Frauenrechtlerin Frau Božena Viková Kunětická, einnimmt, sondern das heutige Weib in seinem sozialen Elend, in seinem geistigen Schmerze, in seiner Verlassen-

heit mitleidig und verständnisvoll aufsucht und für sein Recht auf Liebe, auf Mutterschaft, auf Arbeit eintritt. So malt er in dem poetischen Buche »Hier sollten Rosen blühen« (1894), das von Jakobsen mehr als sein Motto empfangen hat, mit weicher Pastelltechnik feine, nervöse Frauenbildnisse aus der Gegenwart, denen der Schmerz eine Heiligenglorie verleiht. So erzählt er in seinem satirischen Versepos »Magdalena« (1894, deutsch von Fux-Jelensky, Wien 1904) die tragische Geschichte eines Prager Freudenmädchens, das lieber zum Laster zurückkehrt als in der heuchlerischen kleinstädtischen Gesellschaft zu leben, die ihr das Recht der sittlichen Wiedergeburt nie zuerkennen wird.

Nachdem Machars intime Schmerzen ausgetobt waren, nachdem er das zersetzende Scheidewasser seiner Kritik und seiner Ironie ausgeschüttet hatte, zeigte er auch sein ruhigeres, objektives, goethisch geklärtes Gesicht. Er hat in einem herrlichen gereimten Versebuch seinen »Ausflug auf die Krim« (1900) beschrieben, wo er den barbarischen Süden in den frischesten Farben und in breitem Sonnenlichte erglänzen liefs. Er hat zwei Versbücher über die Antike, »Im Strahl hellenischer Sonne« und »Das Gift aus Judäa« (beides 1907 deutsch von Boos Waldeck) veröffentlicht, wo er sich entschieden von der kraft- und mutlosen Gegenwart und von dem asketischen, mittelalterlichen Christentum abwendet, um seine klare, schwungvolle, oft geradezu skulpturale Verskunst in den Dienst der Hellas, des Imperium Romanum, des lebensfrohen Heidentums und der stoischen Philosophie zu stellen. Griechenland liegt diesem scharfen Logiker, diesem aufgeklärten Poeten allerdings etwas fern, und es kann darüber kein Zweifel walten, dafs der sinnliche Heide Vrchlický ein viel besserer Hellene ist als Machar, der etwa im 18. Jahrhundert seine Gesinnungsgenossen finden dürfte. Ganz vortrefflich ist dagegen alles, was Machar aus dem römischen Altertum dargestellt hat, seien es die tief intuitiven Charakteristiken aus der römischen Kaiserzeit, deren Reihe bereits in seinem fragmentarischen Buche »1893—1896« (1896) durch einige Gedichte eröffnet wurde, seien es die gedrungenen äufserst lebendigen Geschichten aus der römischen Republik, seien es endlich seine impetuösen Feuilletons »Rom« (1907, deutsch von E. Saudek). Doch die höchste Wirkung erzielt Machar, sobald er sich in die widerspruchsreiche Periode des werdenden Christentums vertieft: er hafst das

Gift aus Judäa mit so überzeugtem Ernst, wie es ein philosophisch gebildeter Civis Romanus aus der Kaiserzeit oder zumal ein römischer Imperator, beispielsweise Diokletian, gehaſst haben mag; er sieht in dem Christentum eine Gefahr für die groſse Lebenskultur und den erhabenen Staatsgedanken des Imperium; er verachtet das kriechende Plebejertum, das unsaubere Sektenwesen, die heuchlerische Askese, hinter der sich nur unedle Gelüste verbergen. Mit einer groſsartigen Geschichtsphilosophie, die besonders in dem tiefsinnigen Titelgedichte seines Buches »Golgatha« (1899) erschütternd wirkt, betrachtet er die Lehre Christi, welche erst dann gedeihen durfte, nachdem sie Satan selbst umgemodelt hatte — man muſs an die geniale Groſsinquisitorszene bei Dostojevskij denken —, und in diesem Sinne führt er die Geschichte des Christentums in den ersten Jahrhunderten vor. An diesen Gestalten von Heiligen, Päpsten und Bischöfen, an seinen Geschichten aus den verschiedensten Diözesen und Klöstern würde ein Voltaire sein Gefallen finden, obzwar sonderbarerweise ebendiese Gedichte von den christlich gesinnten Parteigenossen Machars verherrlicht werden.

Dieses allerletzte Stadium der Macharschen Poesie, das jedoch seinen Anhängern als ein ganz zufälliges Intermezzo erscheint, ist von einer groſsen kulturpsychologischen Bedeutung und einer entschiedenen Wichtigkeit für die weitere künstlerische Entwicklung der čechischen Poesie. In der Zeit, da sich jede lyrische Anarchie, jede subjektive Gesetzlosigkeit, jeder verworrene Gefühlsdusel unter das Banner der Neuromantik flüchtet, bekennt sich Machar, wie die besten der zeitgenössischen Franzosen, zu antiker Harmonie, zu objektiver Gesetzmäſsigkeit, zu klarem Rationalismus; in der Zeit, wo der verlockende Wahlspruch der gotisch-christlichen Wiedergeburt jeden schleichenden Obskurantismus, jeden siechen Aberglauben, jede dekadente Willensschwäche beschützen muſs, entscheidet sich Machar für das antike Heidentum, die Religion der schaffenden Kraft, des entwicklungsfröhlichen Lebens, des tätigen Willens. Es ist keine litterarische Mode, was Machar zu dieser neuen Entwicklungsphase gebracht hat; er selbst muſste den nervösen Pessimismus seiner Jugend, seine schmerzhafte Erotik, seinen sozialen und politischen Nihilismus überwinden; er hat all dieses überwunden, er hat sich menschlich wie poetisch geklärt. Und der Weg, den er der neuen čechischen Dichtung

mit dieser neuen Poesie gewiesen hat, ist eben auch der Weg einer menschlichen und künstlerischen Klärung.

Einen totalen Gegensatz zu J. S. Machar, dem klaren und scharfen Verstandesmenschen, bildet der verträumte und weiche Gemütsmensch Antonín Sova (geb. 1864), sein gleichaltriger Antipode. Sensitiv und zart wie kaum ein anderer, geht er den süfsen Geheimnissen der einsamen Natur nach, betrachtet sehnsuchtsvoll, wie der weiche, blaue Nebel auf die ruhige Herbstlandschaft sinkt, wie das erste Morgenlicht die schlanken Äste der rauschenden Birken umwebt, wie der duftige Glanz des melancholischen Mondes die blühenden Wiesen und die schweigenden Friedhöfe verhüllt, wie die eisbedeckten Bergspitzen ernst und erhaben mit den Wolken sprechen. Aber dieser mit Jakobsen und Schlaf befreundete Impressionist, der die zartesten Schwingungen der Naturseele in seine berauschenden Verse zu bannen weifs, dieser Träumer, der die Wirklichkeit gern mit phantastischen und märchenhaften Zügen ausstattet, dieser sensitive Lyriker, dessen schmachtendes Herz von seinen Wunden nur in der stillen Einsamkeit genesen kann, fühlt sich leidenschaftlich in das moderne Lebensgewirre hineingezogen; sehnt sich immer von neuem nach Bitternissen der krankhaften Gesellschaft; kehrt immer wieder in die moderne, schwer atmende Grofsstadt zurück.

Als Sova im Jahre 1890 mit seinen »Realistischen Strophen« und seinen »Blüten der intimen Stimmungen« debütierte, malte er das moderne Grofsstadtleben mit einem peinlichen Realismus geduldig, genrehaft und sentimental ab. Bald aber verliefs er unbefriedigt diese banal-faden Szenen, diese kleinlichen Figürchen, diese gereimten Anekdoten, die auf seine damaligen poetischen Mitbewerber — ich nenne nur den ungemein fruchtbaren, aber ziemlich belanglosen Coppée-Schüler Antonín Klášterský (geb. 1866), welchen die konservativen Kritiker und Litteraten gern gegen die moderne čechische Lyrik ausspielen — noch heute eine grofse Anziehungskraft ausüben. Schon sein viertes Gedichtbuch, das den bezeichnenden Titel »Mitleid und Trotz« (1894) führt, eröffnet, wenn auch noch nicht sicher und zielbewufst, eine neue Epoche in Sovas Schaffen. Während er bisher das Leben und Streben seiner Mitmenschen scheu und süfslich bemitleidete, will er es jetzt rügen und richten. Sein lyrisches Monodrama »Eine geknickte Seele« (1896) ist ein bedeutender Beitrag zur

Psychologie des modernen Individuums, das mit seiner Zeit, seiner Umgebung, seiner Nation gebrochen hat, ohne eine neue, ihm hinreichende Lebensform gefunden zu haben, und das deshalb verzweifelt zugrunde geht. Die Jugend von damals begrüßte dieses äußerlich formlose Werk als das Bekenntnisbuch ihrer Sturm- und Drangzeit. Der Dichter, der, alle Fesseln des epigonenhaften Akademismus wegwerfend, in dem freien Verse eine neue poetische Ausdrucksform gefunden und sich offen in die erste Reihe der jungen, für moderne Ideale streitenden Generation gestellt hatte, begnügte sich jedoch nicht damit, einfach zu protestieren; sein Werk wurde alsbald zur philosophisch-poetischen Kritik der Gegenwart und ihrer Lebenswerte. Mit leidenschaftlichem Ernste und herber Wahrheitsliebe, mit pathetisch scherzhafter Geste zerschmettert der zürnende Poet in seinen »Ausgetobten Schmerzen« (1897), die immer noch sein Hauptwerk bleiben, alle angebeteten Götzen der modernen Menschheit. Schonungslos prüft er deren Glauben, Hoffnung und Moral und findet überall nur Lebenslügen. Aber der Poet, dessen analytischer Geist sich durch keinen schönen Wahn bestechen läßt, fragt zuletzt doch, ob diese schreckliche Götter- und Götzendämmerung der Anfang oder das Ende der modernen Gesellschaft sei. Und schon auf den letzten Seiten dieses schmerzhaften Buches schimmert die Ahnung einer höheren Zukunft, einer edleren Moral, einer besseren Menschheit durch.

Diese scheuen Zukunftsträume finden dann in dem wundervollen Zyklus »Das Tal des neuen Reiches« (in dem Buche »Einmal kehren wir noch wieder«, 1900) sowie in der vollendeten Sammlung »Die Abenteuer der kühnen Seele« (1906) ihre Erfüllung. Mit dem siegestrunkenen Enthusiasmus eines modernen sozialen Chiliasten, mit der edelsten Symbolik, in pathetischer, erhabener Sprache preist da Sova ein freies Königtum der Zukunft, deren vollendete Menschheit in neuen Lebensformen ihr Glück finden wird. In diesen letzten Schöpfungen, in denen allerdings der alte bittere Beigeschmack der ätzenden Ironie, der zersetzenden Gesellschaftskritik noch immer zu spüren ist, verarbeitete Sova auf eine eigenartige und kühne Weise die besten Ideen einer sozialen Wiedergeburt, wie sie die neue Generation in Böhmen formuliert hat.

Doch auch seine lyrische Kraft versiegt auch in der allerletzten

Zeit nicht. In seinem letzten Buche, »Lebens- und Liebeslyrik« (1907), spricht wieder zugleich der verbitterte Ironiker und der feine Impressionist, der herbe Satiriker und der subtile und intime Erotiker; auch den Pamphletisten Sova, der seinerzeit (1897) wuchtig und beredt gegen den chauvinistischen Brutalismus eines Mommsen polemisierte, darf man nicht vergessen. Ein Kapitel für sich bilden Sovas Prosadichtungen, die nebst einem Buche von kurzen, lebenssprühenden Skizzen und Novellen auch zwei grofse Romane, »Ivos Roman« (1902) und »Kreuzzüge der Armen« (1903), umfassen, welche neben den echtesten lyrischen Schilderungen auch manche Härte in der Komposition, manchen unausgeglichenen Bruch in der Psychologie aufweisen.

Sovas erhabene in freiem Rhythmus hinrollende Offenbarungen und Visionen einer neuen seligen und verklärten Zukunft berühren sich in mehr als einer Hinsicht mit der hymnischen Poesie des grofsen Visionärs Otakar Březina (eigentlich Václav Jebavý, geb. 1868), der gleichwertig neben dem Realisten Machar und neben dem Impressionisten und Träumer Sova als poetischer Sprecher Jungböhmens steht. Otakar Březina ist wohl der einzige unter den jüngeren čechischen Lyrikern, dem der Rang eines metaphysischen Poeten, eines schöpferischen Synthetikers, eines ideologischen Symbolikers gebührt. Die Welt der Erscheinungen verschwindet bei Březina in der Welt der Ideen; der philosophische Gedanke modelt bei ihm immer die Realität um; aus den vergänglichen Elementen der mit einer äufserst genauen und klaren Anschauung und Empfindung erforschten und erlebten Aufsenwelt schafft Březina einen neuen transzendenten kosmischen Bau.

In seinem ersten Buche, »Geheimnisvolle Fernen« (1895), über dem düstere Wolken jugendlicher Melancholie lagern, sang der Dichter noch über die trauervolle Schönheit dieser Erde, über die verschwiegene Tragik einer scheuen verträumten Erotik, über die schmerzhafte Nichtigkeit einer ungelebten Jugend, über die dunkeln Geheimnisse der Vererbung und der Rasseneinheit in entzückend musikalischen und dabei verschwenderisch farbenreichen Versen. Aber schon in seiner zweiten Sammlung, dem prächtigen Übergangsbuche »Die Morgendämmerung im Westen« (1896), verläfst Březina die analytische Stimmungslyrik, ja, das diesseitige Bereich der individuellen Erlebnisse, der irdischen Existenz, um sich ausschliefslich der metaphysischen Konzeption,

dem mystischen Symbolismus, der synthetischen Kunst zuzuwenden. Von den riesenhaften Adlersflügeln der dichterischen Vision getragen, von dem mystischen Windeswirbel der Ekstase getrieben, stürzt der Dichter zu dem kosmischen Mittelpunkt des Weltalls. Doch seine streng wissenschaftliche Erkenntnis und seine einwandfreie konstruktive Logik läfst ihn bei seinem schwindeligen Fluge in die luftigen Gegenden der Abstraktion das Gleichgewicht nicht verlieren, so dafs es Březina bereits gelungen ist, ein neues ganz gesetzmäfsiges System der Mystik zu schaffen, welches der exakten Denkart und dem leidenschaftlichen Pulsschlag der modernen Zeit durchaus entspricht. In dieser Mystik, die neben dem Neuplatonismus und der christlichen Geheimlehre auch naturwissenschaftliche, der positiven Forschung entnommene Ideenelemente mit einem Maeterlinckschen Gedankenpathos verarbeitet, kehrt ein grandioser Gedanke immer wieder: das gesamte Weltall ist in endloser Evolution, ist in ewiger Entwicklung begriffen, an der alles Denken und Geschehen, sämtliche Individuen und Völker, Pflanzen uud Tiere, Bergmassen und Gewässer mitarbeiten müssen, und die zum mystischen Urprinzip, zum geheimnisvollen göttlichen Willen hingravitiert.

Diese mit grofser Mannigfaltigkeit variierte und paraphrasierte Idee ist bei Březina jedoch kein lebloses philosophisches Schema, keine trockene Abstraktion, er verleiht ihr eine wundervolle poetische Schönheit, eine hohepriesterliche Weihe, einen berückenden künstlerischen Zauber. Auf Březinas erwähnte Sammlungen folgen noch »Die Passatwinde« (1897), »Die Tempelerbauer« (1899) und »Hände« (1901); von Buch zu Buch wird seine Verskunst kraftvoller und satter; grofsartige Farbenvisionen und symphonische Rhythmengebilde strömen von Licht, Leben und Freude über; kühne, ganz eigenartige Metaphern gewinnen immer mehr an Schönheit, Plastik und innerer Bedeutung, so dafs sie gleichzeitig die Sinne bezaubern und den Gedankenflug fördern; immer enger schliefst sich Březinas prophetenhafter und litterarischer Stil, den ich mit dem erhabenen Pathos eines Stephan George vergleichen möchte, an seinen philosophischen Gedankengang, an seine ideelle Konstruktion an.

Der Dichter hebt in transzendenter Synthese die Widersprüche und Antithesen des menschlichen Daseins auf; über das soziale Elend triumphiert sein unerschütterlicher Glaube an die

allmähliche moralische Entwicklung der Menschheit; die Schmerzen und Sünden des Individuums gehen in der kosmischen Harmonie auf. Nur wenige Leser können ihm in die mystischen Sphären folgen, wo es keine Leidenschaft, kein Lachen, kein Weinen gibt, und so steht Březina, ein menschenscheuer, in einem weltverlorenen mährischen Städtchen lebender Einsiedler, in der čechischen Poesie ganz vereinsamt da; nur einzelne junge Dichter, die ihn geradezu vergöttern und jeder seiner Offenbarungen über Kunst und Leben andächtig lauschen, haben von ihm tiefgreifende Anregungen empfangen.

Die beiden befreundeten Illusionisten Otokar Theer und Jan z Wojkowicz, die sich ähnlich wie Březina von der Wirklichkeit zu philosophischen Träumen abwenden, verbinden in ihren formvollendeten lyrischen Gedichten eine ungemein feine Sensibilität mit einem nach Weltgeheimnissen lechzenden Intellekt. Otakar Theer (geb. 1880) ist der entschieden kräftigere von beiden; in seiner grausam wollüstigen Seele sehnt er sich nach kühnen Experimenten mit Ideen, Sensationen und raffinierten Erlebnissen und gelangt nach all diesen, manchmal recht schmerzvollen »Heerfahrten nach dem Ich« (1900), deren Erlebnisse er mit südlich üppiger Farbenpracht und sehr origineller Verskunst beschrieben hat, endlich zu der düsteren, gespensterhaften Burg der ewigen Illusion. Sein Freund Jan z Wojkowicz (geb. 1880), ein knabenhafter, mimosenartiger und schmachtender Melancholiker, der besonders die reichen Halbtöne und die zarten Nuancen der Frühlingslandschaft und der Herbstnatur zu treffen weiſs, hat sich, in den Spuren des ihm wahlverwandten Novalis wandelnd, eine ganz seltsame pantheistische Kosmologie, eine naive und zugleich doktrinäre Metaphysik geschaffen, die besonders in seinen melodischen »Meditationen» (1905) an den Tag tritt.

Diese Epigonen Březinas sind nicht weit entfernt von der scharf ausgeprägten Dichtergruppe der čechischen Dekadenten, welche sich um die »Moderne Revue« schart, von dem herausfordernd exotischen Kritiker und geschmackvollen Übersetzer Arnošt Procházka (geb. 1869) im Jahre 1894 gegründet. Ihr typischer Vertreter ist der bereits als Kritiker erwähnte Dichter Jiří Karásek ze Lvovic, der, eigenartig und kühn in seiner Vers- und Prosalyrik, die reichen Anregungen von Baudelaire und Verlaine, Huysmanns und Maeterlinck, Przybyszewski und

Wilde, den Lieblingen der čechischen Dekadenten, verarbeitet hat. Jiři Karásek ze Lvovic, der stolze Sprosse eines altertümlichen, jedoch verschollenen böhmischen Adelsgeschlechtes, treibt das Paradoxe der poetischen Dekadence und des unzeitgemäfsen Aristokratismus bis auf die Spitze. In seiner Frühzeit wollte er die dunkelsten Abgründe des Lebens erforschen, wo Verfall und Vernichtung gähnen; wollte aus allen giftigen Bechern der Sinneslust, von der Krankheit und dem Tode gemischt, gierig trinken; wollte an dem gespensterhaften Karneval perverser und absurder Erotik teilnehmen; wollte den Genufs bis zu der Grenze des verachtenden Ekels ergründen. In seinen »Unterhaltungen mit dem Tode« (1904) zeigt sich Karásek als schauererregender Friedhofslyriker, der alle Schrecken der Krankheit, des langsamen Hinsiechens, der Verwesung durchlebt; erscheint als paradoxer Aristokrat, der sich für feudale Geschlechter, für mittelalterliche Einrichtungen, für katholische Liturgie begeistert und sein demokratisch fades Zeitalter verabscheut. In seinen Gedichtbüchern »Sexus necans« (1897) und »Sodoma« (1904) sowie in seinen feinen Erzählungen »Absurdes Lieben« (1905) bietet Karásek in fast orientalischen Farben und dumpf sinnlicher Sprache eine perverse Erotik, die absichtlich mit der Idee des Sadismus und der Knabenliebe spielt und das Verhältnis zwischen Mann und Weib als ein grausames Drama der gegenseitigen Verachtung und Verabscheuung darstellt. In der letzten Zeit vertieft Karásek sein Grundthema und läfst seine dekadenten, entnervten Helden, die oft suggestiv in die elegische Umgebung Alt-Prags hineingepafst sind, nicht nur an eitler Sinneslust und bitter schmeckendem Genusse, sondern vielmehr am Scheitern ihrer illusionistischen Träume, ihrer spätromanischen Ideen in einem konsequenten Nihilismus zugrundegehen.

Einer der jungen Nachfolger Karáseks, der feine Lyriker Karel Hlaváček (1872—1898), setzte diese absurden Grundsätze der čechischen Dekadence in Wirklichkeit um. Nachdem er dekadente Stimmungen und aristokratische Neigungen, die für diesen armen Arbeitersohn aus dem Prager Proletarierviertel nur angelernte Allüren sein konnten, in fast lückenloser Vollständigkeit in einem dünnen Gedichtheftchen klargelegt hatte, traten Krankheit und Tod in schrecklicher Gestalt an ihn heran und zwangen ihn, seine aparte poetische Maske wegzuwerfen. So besingt der

verhungernde, schwindsüchtige Poet aufrichtig und wahrhaftig die gespensterhaften Greuel des herannahenden Todes, der absoluten Vernichtung in seiner »Rachsüchtigen Kantiläne» (1897), wo er die balladische Einkleidung eines verzweifelt kämpfenden Geusen aus dem 17. Jahrhundert mit holzschnittartiger Originalität konsequent durchführt.

Der bittere Ironiker und spöttische Satiriker Viktor Dyk (geb. 1877) rechnet sich selbst zu der Gruppe der čechischen Dekadenten, obzwar er den schroffsten Gegensatz zu dem hymnischen Symbolismus eines Březina oder zu der krankhaften Gothik eines Karásek bildet. Dyks lyrisches Erstlingswerk ist ein unverhülltes, äufserst aufrichtiges Bekenntnisbuch einer bis in ihre Wurzeln vergifteten modernen Seele, welche vor ihren eigenen dunkeln Instinkten, bösen Zweifeln, dämonischen Neigungen erschreckt. Dann offenbarte Dyk in seinen besten lyrischen Sammlungen »Die Lebenskraft« (1898) und »Eitles Streben« (1900) einen ganz eigentümlichen Zwiespalt seiner Natur, in der konsequenten Ironie seines inneren Wesens begründet. Er kann nicht lieben, noch leiden, nicht sich sehnen noch träumen, nicht anbeten noch trauern, ohne gleichzeitig sich selbst genau und scharf zu beobachten, zu zerwühlen, zu zersetzen und zu verachten. Bei jeder Gefühlsregung, bei jeder Stimmungsschwingung, bei jeder Sinnesseligkeit und jedem Liebestraum meldet sich bei Dyk der alte Mephistopheles mit seinem eisigen Lächeln, seinem trockenen Spotte, seinen sarkastischen Anmerkungen, seinen spitzen, epigrammatischen Pointen. Durch diesen interessanten psychologischen Prozefs, in welchem sich der Dichter selbst aufreibt, wird dem Leser ein tiefer Pessimismus, ein verzweifelter Agnostizismus enthüllt. Dieser führt jedoch Dyk nicht zu müdem Lebensüberdrufs, sondern stürzt den Poeten vielmehr noch tiefer in den wildesten Strudel des öffentlichen Lebens, in die ewige Tragikomödie der Menschheit; häufig findet er Gelegenheit, manche unbequeme Wahrheit zu sagen, mit litterarischer und politischer Satire aufzustacheln. Was in Dyks Lyrik rein persönliche und intime Ironie war, das wird zur sozialen und politischen Kritik in seinen beiden grofsen Zeitromanen aus der Geschichte der neunziger Jahre »Hackenschmieds Ende« (1905) und »Dezember« (1907), die bei all ihren

interessanten psychologischen Einzelheiten arg unter ihrer journalistischen Chronikform zu leiden haben. —

Es hat eine geraume Zeit gebraucht, bevor sich auch die čechische belletristische Prosa zu einer ähnlichen künstlerischen Höhe, wie sie die neue Lyrik unter Machar, Sova und Březina erreicht hatte, erhoben hat, ja in der stürmischen Periode der neuböhmischen Litteraturbewegung der neunziger Jahre trug es die Kritik schmerzlich, dafs die von ihr beschützte und propagierte Gruppe der jungen Schriftsteller kein ebenbürtiges prosaisches Talent aufzuweisen hatte. Mit der teils ganz äufserlichen, teils psychologisch unbeholfenen realistischen Romantechnik, wie sie die von der russischen Litteratur beeinflufsten Schriftsteller der achtziger Jahre ausgearbeitet haben, wollte sich die neue Generation nicht begnügen, und da sie auch an keine älteren einheimischen Vorbilder anknüpfen wollte, suchte sie abermals ihre Anregungen im Ausland.

Der russische Gesellschaftsroman wirkte zwar noch immer tief und heilsam, aber bald wurde er durch den nachhaltigen Einflufs des französischen Realismus und Naturalismus verdrängt. Die kosmopolitische Schule der siebziger und achtziger Jahre hat es versäumt, die grofsen Romandichter der französischen Litteratur wie Balzac, Stendhal und Flaubert in das čechische Schrifttum einzuführen. Noch jetzt, dicht vor der Jahrhundertwende, erschien die grandiose Gesellschaftmalerei eines Balzac, die kalt analytische Romanpsychologie eines Stendhal, die unpersönliche realistische Epik eines Flaubert, welche erst jetzt übersetzt wurden, als litterarische Neuheiten. Dagegen verdrängte bei den kühnsten Neuerern der vorlaute Naturalismus der Zolaschen Schule mit all ihren psychologischen Unvollkommenheiten, stilistischen Geschmacklosigkeiten, plebejischen Manieren diese drei Klassiker des französischen Romans, für welche besonders der umsichtige Kritiker F. X. Šalda systematisch geworben hatte. Zola selbst, der bei den patriotischen Litteraten der alten Schule in Böhmen verfehmt und verachtet war, hat in der neuen čechischen Prosa tiefe Spuren hinterlassen: es sind dies der Hang zur breiten hymnusartigen Beschreibung, die ausführliche Milieuschilderung, das sensualistische Pathos in der Darstellung der seelischen Vorgänge. Die weit feineren naturalistischen Künstler traten dagegen in den Hintergrund; weder die nervösen Impressionisten

Edmond und Jules de Goncourt, noch der ironische Meister der kurzen Erzählung Maupassant haben Schüler in der neuböhmischen Litteratur gefunden, obgleich sie allerdings fleifsig gelesen und übersetzt wurden.

Zum französischen gesellt sich auch der skandinavische Einflufs, der nach Böhmen über Deutschland gekommen war; die nordische Prosa in Böhmen hatte übrigens mehr Glück als das nordische Theater mit Ibsen an der Spitze. Im Jahre 1890 wurde eine vorzügliche Sammlung unter dem nicht ganz zutreffenden Namen »Bildungsbibliothek« gegründet, die neben französischen und englischen philosophischen Werken auch moderne skandinavische Belletrie brachte; diese fand in dem rührigen Hugo Kosterka ihren fleifsigen und liebevollen Vermittler. So lernten die čechischen Schriftsteller die scharfe Gesellschaftskritik eines Kielland, den naturphilosophischen Trotz eines Strindberg, den schonungslosen, beinahe brutalen Impressionismus eines Garborg, die dämonische Psychologie des grofsen Lyrikers Hamsun, den feinen, zaubervollen Intimismus Jakobsens kennen. Die nordischen, in Böhmen mit einer allgemeinen Begeisterung begrüfsten Lehrmeister boten manches, was man bei den französischen Naturalisten schmerzlich vermifst hatte: komplizierte Psychologie, scharf angreifende gesellschaftliche Kritik, liebevolles, ja mystisches Versinken in das geheime Naturweben, intimen poetischen Stil. Besonders Jakobsens Einflufs hat trotz der äufserst mangelhaften Übersetzungen tiefe Spuren gegraben; noch heute liebt man es, in stimmungsvoller Kleinmalerei melancholische, krankhaft sensible Träumerseelen darzustellen, wie sie die schmerzhafte Tragik des Desillusionismus erleben.

Als begeisterter Vorkämpfer des russischen Realismus und des französischen Naturalismus hat sich der temperamentvolle Vilém Mrštík (geb. 1863), der seinerzeit als ein enfant terrible der jungböhmischen Litteratur galt, einen Ruf erworben; seinen bedenklichen Mangel an Geschmack und an selbständigen Gedanken hat man bei seinem ersten leidenschaftlichen Auftreten übersehen. Vilém Mrštík ist ein entschiedenes Maleringenium; sein gelungenstes Werk bleiben seine »Bildchen« (1894), farbensatte, stimmungsvolle Landschaftsportraits und Naturschilderungen aus Südmähren, die eben durch das Verzichten auf jede Handlung einheitlich und lebendig wirken. Auch in seinen beiden grofsen

Romanen, in welchen er sich als kundiger Psychologe der jugendtrunkenen, kraftüberströmenden Seele zeigt, bietet Mrštík auf dem oben erwähnten Gebiete sein Bestes. Immer bleibt er ein treuer Zolaschüler: in seinem duftigen »Maimärchen« (1897), dem etwas faden Liebesidyll eines mährischen Studenten, besingt er in farbenreicher Prosa die blühenden, rauschenden mährischen Forste ähnlich wie sein Meister die üppige Gartennatur von Paradou in seinem »Abbé Mouret«. In dem schmerzvollen, beinahe tragischen Studentenroman »Santa Lucia« (1893), in welchem die Handlung ganz hinter die groſsstädtische Milieuschilderung, hinter die hymnische Beschreibung des altertümlichen Prag zurücktritt, nähert sich Mrštík den berühmten Zolaschen Pariser Stadtbildern. Wo sich Mrštík von dieser ganz unepischen Manier zugunsten einer lebhaften Handlung und einer individuellen Charakteristik losmachen will, scheitert er gänzlich. Auch begrüſste man seine litterarischen Anfänge mit allzu kühnen Erwartungen, als daſs er sie mit seiner etwas einseitigen Begabung hätte erfüllen können.

Die Synthese der breiten naturalistischen Beschreibungsmanier, welche ein endloses Verzeichnis aller Naturschönheiten einer bestimmten Gegend gibt, wie es Vilém Mrštík liebt, und der schwerfällig materialistischen psychologischen Analyse in der Art von M. A. Šimáček bietet der mährische Separatist Josef Merhaut (1863—1907) in seinen umfangreichen Romanen, »Die Engelsonate« (1899) und »Vranov« (1906), welche alle Mängel der naturalistischen Romankunst und des bösen, phrasenhaften Journalstils aufweisen; viel besser und natürlicher sind Merhauts düstere, pessimistisch untermalte Bilder aus dem Brünner Groſsstadtleben, besonders diejenigen, die der Sammelband »Schwarze Felder« (1897) vereinigt.

Ein äuſserst origineller Naturalist ist der pessimistische Visionär Josef K. Šlejhar (geb. 1864), der etwa Dostojevskij mit Huysmanns verbindet, allerdings ohne die geniale Psychologie des ersten und ohne die raffinierte Kultur des anderen. Endloses Mitleid ist bei diesem abstrusen Barbaren mit der tiefsten Verachtung gepaart. Mit mitleidiger Liebe umfaſst er alle leidenden Wesen, gequälte Tiere wie verhungernde Vagabunden, sterbende Pferde wie kranke Kinder, verzweifelte Fabrikarbeiter wie verblutende Wöchnerinnen. Doch derselbe Dichter schleudert

der leidenschaftlich gehaſsten Gesellschaft die wildesten Vorwürfe ins Gesicht, er verabscheut die reichen Fabrikanten, die vermögenden Bauern, die in ihrer bequemen Ordnung glücklichen Bürger, die liebesseligen Eheleute; die moderne kapitalistische Gesellschaft erscheint ihm als eine gräſsliche alttestamentarische Vision von Laster, Elend, Abscheu und Niederträchtigkeit. Wo er kleine Naturskizzen oder kürzere Erzählungen bietet — die gelungensten sind in den Sammlungen »Eindrücke aus Natur und Gesellschaft« (1894) und »Stilleben« (1898) vereinigt, und in einer guten deutschen Auswahl »Erzählungen und Skizzen« (1907) von Zd. Hostinská zugänglich — erschüttert er seine Leser durch stürmische Kraft; dagegen wirken seine formlosen ermüdenden Romane, welche gewöhnlich eine ganz spärliche Alltagshandlung auf mehreren hundert Seiten unglaublich schleppend erzählen und sie mit nichtssagenden Episoden und überfüllten Milieuschilderungen unterbrechen, nur abschreckend und abstoſsend; das gilt besonders von seiner ganz unverdaulichen »Hölle« (1905), einem halb mystischen, halb naturalistischen Fabrikromane.

Nur in ihren künstlerischen Anfängen hing Frau Růžena Svobodová (geb. 1868) mit dem Naturalismus zusammen. Mit ungemein scharfer, sich bis in das Mark der Dinge verbohrender Beobachtungskunst studierte sie die erbärmliche, nichtige Alltäglichkeit, welche sie dann oft in verzerrender Karikatur und satirischer Groteske wiederzugeben liebte. Mit einer der naturalistischen Schule eigenen Gründlichkeit, einer geradezu wissenschaftlichen Genauigkeit erwarb sie tiefe Kenntnis der verschiedenen Gesellschaftsmilieus und Lebenskreise, in denen sie ihre Erzählungen sich abspielen lieſs. Es verrät den seltenen Mut der naturalistischen Sozialkritiker, daſs sie sich mit den verschiedensten moralischen Gebrechen, mit angefaulten Institutionen, schlimmen Lebenslügen ihrer Umgebung bekannt gemacht hat. Doch mit dieser naturalistischen Methode gewann sie nur den Hintergrund für ihre ersten Bücher, von denen wenigstens ihr Erstlingswerk, der Roman »Zerschellt« (1896), und die feine psychologische Porträtstudie »Die überschwere Ähre« (1896) Erwähnung verdienen. Das psychologische Hauptthema dieser nervösen, krankhaft empfindsamen Bücher bildet die fast typische Lebenstragik des neuen Weibes: ein feines, in den er-

lesensten Träumen und in der zartesten Sehnsucht lebendes Frauenwesen, das jedoch über seine eigentliche Schicksalsbestimmung, über seine Lebensaufgabe im unklaren bleibt, scheitert an der trostlosen Wirklichkeit, an den rohen Tatsachen, an der bindenden Macht der niedrigen Lebensverhältnisse. Etwas Lyrisches, ja man kann vielleicht sagen Autobiographisches ist diesen Büchern eigen; die Autorin identifiziert sich ganz entschieden mit den so unbarmherzig geknickten Frauenseelen, deren Leiden und Lieben, Sehnen und Fühlen sie in begeisterter, verschwenderischer Pracht der Sprache schildert, was einen ganz eigentümlichen, manchmal befremdenden Gegensatz zu der ironisch persiflierenden Wiedergabe der Realität bildet.

Aber schon in ihrem dritten Romane »Verwirrte Fäden« (1900) zeigt sich ein innerer Ausgleich, eine künstlerische Klärung. Was bisher rein persönliches Erlebnis war, wird hier zum typischen Schicksale; das grausame Spiel des Zufalls wird nun zu einer gesetzmäſsigen Notwendigkeit; die Dichterin zeigt zwar noch immer, wie das komplizierte innere Wesen des Weibes in der stillosen, alltäglichen Existenz zugrunde geht, aber dieser Weg des Schmerzes ist nun zugleich ein Weg zur inneren Vervollkommnung, zum höheren Lebensstil. In die Romane und Erzählungen der Frau Svobodová »Liebchen« (Roman 1901), »Auf den Pfaden des Herzens« (Erzählungen 1902), »Flammen und Flämmchen« (Erzählungen 1905) treten von nun an neben die Liebe, die als ein veredelnder, verklärender Faktor geschildert wird, auch neue Lebensmächte: das erhabene Heldentum des Schönheitskultus, der kühne Heroismus der Persönlichkeit, das stolze Bewuſstsein der Pflicht gegen die Menschheit. Nicht immer erklingen bei ihr diese siegreichen Töne; manchmal, so in ihrer letzten Sammlung von Erzählungen »Vergebenes Lieben« (1907), zeigt sie auch die Kehrseite der moderne Liebe, ihren verbitterten Pessimismus, ihre verzweifelte Ironie, ihre tiefe Verachtung; ein wehmütiger Mystizismus der ewigen Vernichtung lagert wie eine düstere Wolke über ihren letzten Arbeiten.

Auch als Künstlerin hat sich Frau Svobodová von ihrer ersten Phase ungemein weit entfernt; diese Entfernung bedeutet zugleich ein allmähliches Reifen. In ihrer letzten Schaffensperiode stilisiert Růžena Svobodová, der groſsen deutschen Dichterin Ricarda Huch nicht unähnlich, ihre Erzählungen gern als

Märchen oder moderne Legenden; dabei wird sie von ihrer ästhetischen Vorliebe für schöne und ausgesuchte Kunstgegenstände, von ihrem feingebildeten Verständnis für die bildende Kunst, von ihrer Neigung zur exotischen Eleganz unterstützt. In dieser kunstvollen Isolierung, in dieser abkürzenden Zeichnungsmethode ist der rohe, tatsächliche Naturalismus überwunden, in welchem der rohe Stoff sein Recht dem Dichter gegenüber behauptet. Ihre Stilmethode zeigt der čechischen Prosa unleugbar neue Bahnen.

Die Zeit ist wahrscheinlich nicht fern, wo man ihre Nachahmer als eine förmliche Schule von Prosaikern bezeichnen wird. Von den Schriftstellern, welche diese oder jene Seite ihrer Kunst erfassen oder nachbilden, seien hier nur zwei genannt: der elegante Impressionist Karel Sezima (geb. 1876), der sich in seinem aparten Romane »Passiflora« (1904) als kundiger Psychologe der labilen Frauenseele gezeigt hat und dann die ehemalige Liederdichterin aus der Heydukschen Schule Růžena Jesenská (geb. 1863), welche in ihren späteren Arbeiten, vornehmlich in dem sinnigen »Romane eines Kindes« (1906), an die Liebesmystik von Růžena Svobodová anknüpft.

* * *

Die Kritiker, die Lyriker, die Prosaiker, welche hier zuletzt in rasch folgender Übersicht vorgeführt und gedeutet wurden, sind wohl nicht nur als repräsentative Vertreter der heutigen čechischen Litteratur, sondern auch als Sprecher der čechischen Wortkunst von Morgen aufzufassen. In ihrem Lebenswerke, wenn auch dasselbe noch nicht abgeschlossen ist, leben die bedeutendsten Ideen wieder auf, die seit Neruda und Hálek die moderne čechische Litteratur beherrschen, und so wird die neueste čechische Litteratur zu dem abgekürzten Ebenbilde des Geisteslebens der letzten fünfzig Jahre.

Ein einsichtiger Kosmopolitismus, der mit dem westeuropäischen Schrifttum nie die Fühlung verlor, verbindet sich hier mit einem warmen, ja leidenschaftlichen Interesse für die nationale Eigenart; fremde Einflüsse berühren sich mit dem angstvollen Bestreben das einheimische, ursprüngliche Gepräge zu wahren; Kritiker, Philosophen, Litteraten studieren die geschichtlichen Bedingungen des nationalen Lebens, um an der nationalen

Zukunft desto zielbewufster und planmäfsiger arbeiten zu können; alte, gute litterarische Tradition bildet stets den Gegenstand kritischer und wissenschaftlicher Untersuchung, ohne jedoch als entmutigende Last empfunden zu werden. In diesem höheren Sinne ist das moderne čechische Schrifttum, das noch immer unbeachtet vor dem Tore der Weltlitteratur steht, eine ausgeprägt nationale Litteratur.

Von dem Augenblicke an, wo das litterarische Europa geneigt sein wird, sich auch für die zwischen dem Riesengebirge, dem Böhmerwalde und dem Tatragebirge entstandene Litteratur zu interessieren, wird es bald einsehen und anerkennen, dafs die besten čechischen Dichter nur so weit kosmopolitisch sind, um auch im Auslande zugänglich und verständlich zu sein, aber dabei insofern national, um den fremden Lesern auch etwas Eigenes, Selbständiges, Urwüchsiges bieten zu können.

Namenregister.

Adámek, B. 325.
Adelung 112.
Adler 318.
Aeneas Sylvius 51, 67.
Aischylos 220.
Akron Albín 70.
Alan 24.
Albert 240, 273, 295, 296, 318.
Albertus Bohemus 8.
Albertus Magnus 30.
Alexis, G. 281.
Andersen 298, 324.
Andreae 94.
Anonymus 23.
Arbes 337 f.
Ariosto 316.
Aristophanes 139, 220.
Arndt 152.
Auerbach 246, 281.
Augier 286, 287.
Augusta **72** f., 80.
Augustin 30, 174.

Bacon von Verulam 97.
Bajza 130.
Balbín **100** f., 110, 117, 118, 120.
Balzac 345, 370.
Bartoš, Fr. 329 f.
Banville 315, 316, 320.
Basedow 104.
Baudelaire 311, 315, 323, 367.
Bauer 281.
Bavorovský 74.
Beckovský 101.
Bělinskij 341, 351.
Benedikti von Nudožerín 94.
Beneš von Hořovice 38.
Béranger 261, 278.
Bernard 30.
Bernolák 130, 223.
Bezruč 360.
Bidpaj 70.
Bílejovský 73.
Bílek, J. 72.
Bittnerová 346.
Björnson 344, 354.
Blahoslav 78 ff.
Blumauer 127.
Bodinus 95.
Bodmer 136.
Bolzano **170** f., 182, 243.
Bonaventura, 8, 27, 30.
Boos-Waldeck 319, 361.
Borecký 323, **324**.
Börne 271.
Botto 227, **228**.
Bourget 346.
Bozděch **287** f., 289.
Brandt 70.
Brauner 237.
Brentano, Klemens 3, 144, 145, 189.
Brentano, Bettina 145, 244.
Bret-Harte 263.
Březan 84.
Březina, Ot. **365** ff., 369, 370.
Brožík 294.
Büdinger 151.
Budovec von Budov **85** f
Bürger 136, 195.
Byron 138, 140, 157, 213, 216, 218, 219, 225, 234, 261, 263, 264, 265, 276, 277, 283, 289, 293, 296, 317.

Calderon 220, 317.
Camoens 317.
Cannizzaro 316.
Carducci 316.
Carlyle 354, 357.
Celtes 35.
Chalupka 227.
Chateaubriand 136, 145, 149, 154.
Chaucer 34.
Chelčický **56** ff., 64, 171, 213.
Chmelenský 177.
Chocholoušek **208** ff., 211, 292.
Chrétien de Troies 12.
Comenius siehe Komenský.

Comte 353.
Coppée 363.
Cornova 91, 110.
Czajkowski 228, 229.

Čech Sv. 212, 266, 267, 275, 276, 278, **292** ff., 307, 308, 351.
Čejka 245, 249, 279.
Čelakovský 140, 166, 168, 170, **171** ff., 191, 192, 203, 205, 210, 214, 218, 220, 221, 232, 234, 244, 247, 254, 267, 298, 299, 310.
Čermák 292.
Černínová 87.
Černý 76.
Červenka 79.

Dačický 78, 87.
Dalimil **14** ff., 17, 23, 34, 68, 88, 117, 122, 170.
Dante 316.
Darwin 309.
Daudet 350.
David der Barfüſsler 30.
Dobner 74, **106** f., 110, 113.
Dobrovský **109** ff., 119, 121, 126, 127, 135, 140, 141, 143, 146, 150, 151, 155, 164, 166, 183, 184, 218, 334.
Doležal 131.
Dörfl 264.
Dostojevskij 341, 342, 354, 362, 372.
Dubravius 35.
Dumas der Jüng. 287.
Durdík, Jos. **288** f., 309, 350.
Durdík, Paul 341.
Durych 110, 120, 155, 166.
Dvořák, Ant. 325.
Dvořák, X., 323 f.
Dyk 369 f.

Ebert, K. E. 3, 184, 189, 203.
Egidy 354.
Eilhard von Oberge 21.
Emerson 356, 357.
Erasmus von Rotterdam 67, 69.
Erben **191** f., 227, 244, 247, 254, 261, 264, 267, 270, 291, 328.
Ernst von Pardubice 19, 27, 28.

Fejfalik 151.
Fenelon 128.
Fibich 310, 325, 326.
Filípek 211.
Flaubert 303, 345, 356, 370.
Florian, de 128.
Fouqué 145.
Franz, Probst von Prag 17.
Fredro 199.
Freher 106.
Freiligrath 241, 277.
Frič 239, 244, **262**, 287.
Friedrich von Sunburg 11.
Fulda 112.
Fux-Jelenský 298, 361.

Garborg 371.
Gautier (Gualter) de Chatillon 13.
Gebauer 151, 330, 350, 351, **352** f.
Gellert 136.
George, St. 366.
Gerson, Joh. 48.
Gervinus 220.
Geſsner 128, 179.
Gleim 127, 136.
Goethe 105, 115, 116, 137, 140, 145, 147, 154, 159, 161, 171, 172, 174, 175, 177, 179, 181, 184, 185, 193, 195, 201, 277, 298, 317, 351.
Gogol 232, 340, 351.
Goll 151, 308, **309**, 350, 353.
Goncourt 371.
Gontscharow 340, 341.
Gottfried von Straſsburg 12, 21.
Gotthelf 246, 330.
Gray 136.
Gregorius 30.
Gregorovius 300.
Gregory 294.
Grégr 270.
Grillparzer 3, 189, 201, 202, 205.
Grimm 114, 115, 192, 220, 352.
Grün, Edm. 318.
Grünberger Handschrift 2, 146, **148** f., 349.
Günther 277.
Gzel 80.

Hagedorn 136.
Hagemann 122.
Hájek von Hodětín 66.
Hájek von Libočany **73** f., 101, 106, 107, 122, 124, 143, 144, 149, 198, 205.
Hájek Tadeáš 76.
Hajniš 211.
Hálek 209, **261** ff., 269, 270, 273, 274, 275, 276, 278, 279, 283, 286, 287, 288, 289, 293, 305, 308, 327, 340, 375.
Hamerling 295, 317.
Hamsun 371.
Hanka 143, **146** f., 149, 150, 166, 172, 179, 187, 241.
Hanke 117.

Hanuš, J. Ig. 243.
Harant **85**, 86.
Harmuth-Loukota 313.
Hartmann, Mor. 189, 190, 241.
Hattala 350.
Havlasa 298.
Havlíček 179, 206, 214, **230** ff., 244, 255, 260, 298, 340, 355.
Hebbel 284.
Hegel 220, 222, 243, 305.
Heine 219, 228, 232, 261, 263, 264, 265, 266, 274, 359, 360.
Heinrich von Freiberg 12, 21.
Heinrich von Neuenstadt 24.
Heller, Serv. 308.
Hensler 122, 123.
Herbart 289, 309.
Herben 331.
Herder 2, 3, 105, 136, 137, 145, 146, 148, 154, 155, 157, 158, 164, 172, 174, 178, 183, 195, 220.
Herites 339.
Herlossohn 208.
Herrmann, Ignát 339 f.
Herwegh 241.
Heyduk **275** ff., 305, 375.
Hieronymus von Prag 48, 52, 53.
Hilarius von Leitmeritz 61.
Hilbert 348.
Hladík **344** f., 348.
Hlaváček 368 f.
Hlávka 350.
Hněvkovský **127** f., 141.
Hodějovský 70 f.
Hoffmann von Fallersleben 227.
Holeček 209, **335** f.
Hollar 100.
Hollý 130, **162** f., 221, 223, 306.
Hölty 171.
Holzer, A. 273.
Homer 163.
Hormayer 115, 150.
Horn Uffo 189, 202.
Hostinská, Zd. 373.
Hostinský 308, **309** f., 350.
Hrubý, Jaromír 341.
Hrubý, Řehoř 69.
Hrubý, Zikm. 69.
Huch 374.
Hugo a St. Victore 30.
Hugo, V. 261, 315, 316, 317, 319, 320, 323.
Humboldt, A. 184.
Humboldt, W. 154.
Hume 104, 353.
Hurban, J. M. 224, 230.
Hurban Vajansky 305 f.
Hus **42** ff., 51, 59, 65, 75, 81, 88, 171, 196, 213, 294.
Huysmans 367, 372.
Hviezdoslav 305, 306.

Ibsen 346, 348, 371.
Ickelsamer 80.
Iffland 122, 203.
Illový 240.

Jablonský 182.
Jacobus de Voragine 12, 27.
Jaffet 79.
Jagić 115.
Jahn, L. 139, 152, 183.
Jakob de Cessolis 30.
Jakobsen 361, 363, 371.
Jakúbek von Mies 49, 52, 55, 60, 61.
Jan von Rabštejn 67.
Jaroslav, Edelknappe 62.
Jeřábek, Fr. 287, **288**.
Jesenská 375.
Jirásek 295, **301** ff., 307, 335, 347, 348.
Jireček, J. 300.
Johann von Neumarkt 67.
Johann von Vlašim 19.
Jošt von Rosenberg 62.
Jungmann 129, **134** ff., 155, 156, **167** f., 183, 184, 185, 186, 187, 190, 218.
Jurenka 282.

Kadlinský 100.
Kaizl 350.
Kalinčák 228 f.
Kalvin 59, 73.
Kamarýt 173, 177.
Kant 105, 183.
Kantor 79.
Kapper 209, 216.
Karamzin 149.
Karásek, Jiří **358** f., **367** f., 369.
Karl IV., **18** ff.
Karpiński 127.
Kassner, R. 366.
Keller, G. 241, 272.
Key 284.
Kielland 371.
Kinský 117.
Kirějevskij 296.
Klácel 222, 243.
Klášterský 363.
Klaudyan 76
Kleist, Ew. Chr. 137.

Kleist, H. 347.
Klicpera **198** ff., 201, 202, 203, **205**, 210.
Klopstock 136, 137, 140, 145.
Klostermann 332 f.
Kniażnin 127.
Kocín 83.
Kolár, Fr. 286.
Kolár, J. J. 286, 287.
Kolcov 298.
Koldín 74.
Kolínský 71.
Kollár 139, 140, **151** ff., 164, 168, 170, 171, 178, 181, 182, 183, 190, 218, 221, 223, 226, 231, 234, 244, 259, 296, 305.
Komenský (Comenius) **92** ff., 102, 116, 170, 187, 213.
Konáč **69**, 77.
Koniáš 99.
Königinhofer Handschrift 3, 146, **147** f., 349.
Konstantin (Cyrill) 3, 4, 5.
Kopitar 114, 115, 145, 146, 151.
Koranda der Ä. 56.
Koranda der J. 61.
Kosmas 5, **7**, 17.
Kosmák 330.
Kossuth 229.
Kosterka 371.
Kotzebue 122, 169, 199, 203.
Koubek **234** f., 244.
Koutek 297.
Krabice 19.
Král, Janko **227** f., 306.
Král, Jos. 350.
Kramérius **125** f., 129, 131, 135.
Krasicki 127.
Krásnohorská 209, 292, **298** f.
Krasonický 65.
Krejčí, Fr. V. 357 f.
Křišťan von Prachatice 76.
Kubani 305.
Kukučin 305, **306**.
Kuthen 73.
Kvapil, J. 323, **324**.
Kvapilová, H. 346.
Kvíčala 350.

Labiche 287.
Lachmann 146, 220.
Lafontaine 127.
Laichter **343**, 344.
Langer **179** f., 191, 210, 234.
Lauterbeck 83.
Leconte de Lisle 315, 316.
Leger, K. 339.
Leibniz 99, 131.
Lenau 213, 219, 222, 234, 241, 261, 263, 265, 294.
Leopardi 316, 318.
Lepař, B. 302.
Lermontov 218, 232, 292.
Lessing 105, 107, 178, 231.
Lier 345.
Linda 150.
Linde, S. B. 115, 156, 168.
Lingg 317.
Lobkovic, Bohuslav 67.
Lobkovic, Jan 75.
Lomnický 77.
Lorenz 288.
Luden, H. 139, 153, 154, 183.
Ludewig 106.
Ludwig von Medlitz 11.
Lukáš **65** ff., 76.
Luther 43, 48, 71, 72, 73, 130, 152.

Mácha 177, **213** ff., 222, 228, 231, 232, 234, 260, 261, 265, 293.
Macháček 200, **201** f.
Machar 351, **359** ff., 365, 370.
Macpherson 145, 147.
Maeterlinck 366, 367.
Malybrock-Stieler 313.
Mandeville 38.
Mánes, J. 254, 261, 291, 328.
Marek, Ant. **137**, 142, 156, 168.
Marek, J. J. **206** ff, 210, 244.
Marignola 19.
Marini de Grationopoli 62.
Marten 359.
Martial 178.
Masaryk 151, 350, 351, **353** ff, 358, 360.
Matěj von Janov **40**, 51, 54, 58, 59, 213.
Matthioli 76.
Matthisson 171.
Maupassant 371.
Mayer, Rud. **277**, 288, 289.
Meilhac 287.
Meiſsner, Alfr. 189, 190, 294.
Meiſsner, Aug. G. 104.
Melanchthon 97.
Melantrich 82.
Mencken 106.
Merhaut 372.
Method **3**, 4, 5
Meyer, K. F. 303, 317.
Michel Angelo 316.
Mickiewicz 158, 195, 219, 222, 223, 229, 234, 317.
Miklosich 352.
Mikovec 48, 262, 287.
Mikuláš von Pilgram 56.

Milíč **29**, 32, 39, 40, 42.
Milton 136.
Miřínský 66.
Mommsen 365.
Montesquieu 104, 127.
Mosen, J. 222.
Mosig von Aehrenfels 166.
Mošna 346.
Mrštík, Al. **331**, 347.
Mrštík, V. 341, 347, **371** f.
Müller, J. 72.
Müller, K. 216.
Münster, Seb. 75.
Murko 152.
Musäus 3.

Nebeský **219** f., 244, 245.
Nejedlý, Jan **128** f., 132, 143, 178.
Nejedlý, V. 128.
Němcová 242, 244, **245** ff., 260, 265, 279, 327, 328.
Neplach 19.
Neruda 261, **266** ff., 278, 279, 283, 286, 287, 288, 293, 296, 308, 310, 327, 339, 340, 375.
Nestor 196.
Notker, Balbulus 9.
Nováková, T. 335, **336** f.
Novalis 214, 367.

Ohnet 346.
Ondřej von Dubá 35.
Optát 80.
Ossian 145, 149, 154, 174.
Ott, E. 350.

Palacký **138** ff., 147, 151, 156, **183** ff., 190, 192, 202, 208, 218, 237, 238, 244, 290, 291, 294, 299, 300, 352.
Palkovič 129, **131** f., 135, 143, 156, 223.
Paprocký 83.
Parini 316.
Patera 115.
Paul, Jean 154, 271.
Pauliny Tóth 305.
Pawikowski 272.
Pelzel 85, 99, **110, 120** f., 128, 188.
Pešina von Čechorod 100.
Peter d'Ailli 39, 48.
Peter von Zittau 17.
Petöfi 228, 261, 278.
Petrarca 67, 140, 154, 155, 178.
Petrus Lombardus 45.
Pez, Hier. 106.
Pfleger Moravský **283** f., 286, 287, 288, 327, 338.

Philomates 80.
Picek 177.
Pinkas 237.
Pippich 348.
Písař Bartoš 72.
Písecký 69.
Platen 219, 222.
Plautus 220.
Pleier 21.
Podlipská 279, 284.
Poe 317, 320.
Poelitz 142.
Pohl, W. 100, 111.
Pokorný 305.
Polák **137** f., 141, 171.
Polo Marko 38.
Pope 136.
Potocki 164.
Pravda **246** f., 265, 335.
Prefát 75.
Preissová **331**, 347.
Presl 142.
Procházka, Arn. 367.
Procházka, Fr. F. 107, 110, **119** f.
Procházka, Fr. S. 298, **299**.
Prokop der Große 55.
Przybyszewski 367.
Pseudokallisthenes 37.
Puchmajer 126, 129, 133, 168, 214.
Pulkava 19.
Puškin 218, 223, 226, 232, 234, 283, 293.

Quido de Columna 37.
Quis 298.

Raimund 203.
Rais 333 ff.
Rakowiecki 164.
Rambausek 216.
Randa 350.
Ranke 299, 309.
Raňkův (Ranconis) 19, **29**, 32.
Ratke (Ratichius) 97.
Raupach 201, 203.
Reinmar von Zweter 11, 12.
Renan 354.
Rezek 350.
Rhases 76.
Rhesa 173.
Richard a St. Victore 30.
Rieger, Fr. 237, 290, 291.
Riehl, W. H. 302.
Rokycana **59** ff., 64, 65.
Rosenplut 79.
Rottek 183, 236.
Rousseau 105, 113, 154, 155, 157.

Rubeš **210** f., 244.
Rückert 276.
Rulík 118.
Ruskin 357.
Rvačovský 77.
Rzewuski 229.

Sabina 219, 222, 262, 338.
Salicetti 76.
Sand George 249, 279, 281.
Sandel 74.
Sardou 287.
Saudek 343, 348.
Schauer 354, **355** f., 360.
Schefer, L. 182.
Schikaneder 122, 123.
Schiller 137, 139, 154, 170, 183, 201, 286, 287, 295, 317.
Schlaf 363.
Schlegel, W. und Fr. 145, 154, 220.
Schlegel, Dorothea und Karoline 244.
Schlözer 113, 115. 164.
Schulz 284.
Scott, W. 174, 205, 207, 208, 278, 302.
Scribe 286, 287.
Sedláček 300.
Seibt 103.
Seidel, Fr. 84.
Seydler 350.
Sezima 375.
Shakespeare 145, 245, 263, 286, 287, 310.
Shelley 317.
Sienkiewicz 302.
Sigehêr 11, 13.
Sixt von Ottersdorf 72.
Skála 91.
Sklenářová-Malá 286.
Sládek 299, 308, **310** f.
Sládkovič **225** f., 304, 306.
Sladkovský 270, 290, 291.
Slavata **91** f.
Smetana, Aug. 243.
Smetana, B. 261, 270, 310, 325.
Smil Flaška **33** ff., 69, 182.
Smital 251, 271.
Sova **363** ff., 370.
Spee, Fried. 100.
Spera 313.
Spielhagen 283.
Spiefs 124.
Staël 154.
Stanislav von Znaim 47.
Stašek **332**, 335.
Steinhövel 70.
Steinthal 352.
Stendhal 370.
Sternberg, Franz und Kaspar 114, **183** f.
Steyer (Štýr) 101.
Stifter 253.
Stránecká **330** f.
Stránský 90.
Strinberg 371.
Strobach 237.
Stroupežnický 347 f.
Studnička 350.
Stuna 123, 125.
Sully Prudhomme 315, 316.
Surowiecki 164.
Sušil 191, 328, 329.
Světlá 261, **279** ff., 284, 327, 335, 336.
Svoboda, Fr. X. **341** f., 344, 348.
Svoboda, V. A. 150.
Svobodová 373 ff.
Szymanowski 127.

Šafařík **138** ff., 150, 151, 154, 156, 159, **163** ff., 170, 183, 186, 187, 218, 221, 238, 239, 334, 352.
Šalda 351, **356** f., 358, 370.
Šašek 62.
Šedivý **123**, 124.
Šembera 151.
Šimáček **342** f., 344, 348, 372.
Škroup 210.
Šlejhar 372.
Šmilovský **284** f.
Šolc **277** f., 292.
Štech 339, 348.
Štěpán von Páleč 47.
Štěpánek 197 f.
Štítný **30** ff., 34, 39, 56, 196.
Štolba 348.
Štulc 183.
Štúr **222** ff., **229** f., 244.
Šturm 81.
Šubert 325.

Tablic 131, 156.
Táborský, Jan 66, 79.
Taine 356.
Tanhûser 11.
Tasso 316, 317.
Terentius 220.
Tetzel, G. 62.
Thám, K. H. 118.
Thám, V. **123**, 126, 198, 202.
Theer 367.
Thomson 137.
Tluchoř 340.

Tolstoj 59, 303, 341, 354.
Tomek **299** f., 302, 309, 350, 352.
Tovačovský **62**, 68.
Towiański 296.
Třanovský 79.
Třebízský 295, **300** f., 334.
Turgeniew 263, 305, 340, 342.
Turinger, Jak. 38.
Turinský **200**, 202, 244.
Tycho de Brahe 76.
Tyl **202** ff., 210, 233, 244, 246, 334.
Tyrš 309, **310**.

Uhland 189.
Ulrich von Eschenbach 11, 12, 13.
Ulrich von dem Türlin 11.
Ungar, K. 110.
Úprka J. 331.

Vacano 342.
Vacek-Kamenický 177.
Vašek 151.
Vavřinec von Březová 38, 55.
Veleslavín **82** f., 87, 125.
Verdaguer 317.
Vergil 163.
Verlaine 315, 323, 367.
Vigny 315.
Viková-Kunětická **343** f., 360.
Vinařický 163, **182**.
Vincentius 8, 10.
Vlček, Jar. 353.
Vlček, V. 284, 287, 288.
Vlček von Čenov 66.
Vocel **190**, 244.
Vodák 358.
Vohryzek 241.
Voigt 110.
Voltaire 104, 105, 128, 155, 232, 362.
Vratislav von Mitrovice **84**, 120.
Vrchlický 266, 267, 275, 278, 294, 298, 308, 310, **314** ff., **326**, 351, 361.
Všehrd (Viktorin Kornel) 68, 170.

Wackernagel 187.
Wagner, R. 309, 310, 325.
Waldau 216.
Waldhauser **28** f., 39, 42.
Weidmann 122, 123, 198.
Wenzel II., Minnesänger, 12.
Wenzig 23, 33, 35, 159.
Wernher 11.
Weyrauther 288.
Whitman 317, 360.
Wiclif 39, **41**, 51, 54, 57, 58, 59.
Wieland 104, 136, 154, 317.
Wilde 359, 368.
Winter **303** f.
Wojkowicz 367.
Wolff 131.
Wolfram von Eschenbach 11.
Wyssenhere 21.

Záviš 22.
Zeyer 294, 308, **311** ff., 320, 325, **326**.
Zikmund von Púchov 75.
Zíma 122, 124.
Zola 370, 372.

Žello 305.
Žerotín **86** f., 93.
Žerotínová 87.
Žídek 62.
Žižka 49.

Litteraturen des Ostens
in Einzeldarstellungen.

I. Gruppe: Litteraturen europäischer Völker.

1. Band: **Geschichte der polnischen Litteratur** von Prof. Dr. A. Brückner (Berlin). Brosch. M. 7.50, in Leinen geb. M. 8.50.

„Mit ungewöhnlicher Begabung, lebhafter Empfänglichkeit, bewunderungswürdigem Gedächtnis, leichter Gestaltungsgabe verbindet Brückner eine unermüdliche Arbeitsfreudigkeit. . . . Anders könnte das Buch wohl geschrieben werden, besser aber kaum."
W. Nehring (Studien z. vergl. Litteraturgesch.).

2. Band: **Geschichte der russischen Litteratur** von Prof. Dr. A. Brückner (Berlin). Preis brosch. M. 7.50, in Leinen geb. M. 8.50, in Halbfranz geb. M. 9.50.

„. . der Verfasser selbst bedarf keiner Empfehlung, weder als Forscher noch als Darsteller. . ."
(Liter. Zentralblatt.)

„. . dafs die Deutschen ein Buch besitzen, um das wir Russen sie beneiden können." A. Luther.

3. Band: **Geschichte der ungarischen Litteratur** von Dr. J. Kont und **Geschichte der rumänischen Litteratur** von Dr. G. Alexici (Budapest). Brosch. M. 7.50, in Leinen geb. M. 8.50.

„Mit der Einteilung und dem Geiste des Werkes sind wir vollkommen einverstanden und können dessen vollkommen auf dem Grunde der zeitgemäfsen wissenschaftlichen Resultate stehende ethnologische und historische Einleitung über die Gestaltung der rumänischen Sprache und Nation nur billigen. Ähnliche Anerkennung verdienen auch die uns näher interessierenden drei ersten Abschnitte des Werkes: „über die rumänische mundartliche Litteratur und über die Anfänge der Kunstlitteratur in Siebenbürgen". (Egytemes Philologiai Közlöny.)

4. Band: **Geschichte der mittel- und neugriechischen Litteratur** von Dr. Karl Dieterich (Leipzig) und **Geschichte der türkischen Moderne** von Professor Dr. Paul Horn (Straßburg). Brosch. M. 7.50, in Leinen geb. M. 8.50.

„. . . Der Versuch Dieterichs, den innigen Zusammenhang des alexandrinischen, byzantinischen und neugriechischen Schrifttums aufzuweisen, ihre gemeinsame Wurzel blofszulegen, ist glänzend gelungen. Reiche Anerkennung verdient auch Horns Geschichte der türkischen Moderne. An diesem Forscher hat die Sammlung überhaupt eine besonders tüchtige Stütze. Er weifs einschneidende Kritik mit grofser Liebe zum kritisierten Gegenstande zu verbinden, und über seiner glänzenden Darstellung vergifst man ganz die verhältnismäfsig geringe Bedeutung der türk. Litteratur." (Die Gegenwart.)

5. Band: 1. Abt. **Geschichte der čechischen Litteratur** von Priv.-Doz. Dr. J. Jakubec (Prag) und Priv.-Doz. Dr. Arne Novák (Prag). Brosch. M. 7.50, in Leinen geb. M. 8.50.

5. Band: 2. Abt. **Geschichte der südslavischen Litteraturen** von Prof Dr. M. Murko (Graz). (In Vorbereitung.)

II. Gruppe: Litteraturen asiatischer Völker.

6. Band: **Geschichte der persischen Litteratur** von Prof. Dr. Paul Horn (Straßburg) und **Geschichte der arabischen Litteratur** von Prof. Dr. C. Brockelmann (Königsberg). Brosch. 7.50, in Leinen geb. M. 8.50.

„. . . Horn hat getan, was getan werden konnte, und dafür gebührt ihm Dank und Anerkennung. Seine Charakteristiken der einzelnen Dichter sind fast durchwegs glücklich, mitunter geradezu glänzend. . . ." D. Rud. Geyer (Allgemeines Litteraturblatt).

7. Band: 1. Abt. **Geschichte der althebräischen Litteratur** von Prof. D. K. Budde (Marburg). Brosch. M. 7.50, in Leinen geb. M. 8.50.

„Alles in allem haben wir in vorliegendem Werke eine der bedeutendsten Leistungen unserer Zeit vor uns — kein Bibelwissenschaftler, kein Gelehrter, der es werden will, kein Gebildeter, der die einschlägigen Fragen kennen lernen und sich darüber ein selbständiges Urteil bilden will, wird an diesem Werke achtlos vorübergehen." Dr. L. A. Rosenthal.

7. Band: 2. Abt. **Geschichte der christlichen Litteraturen des Orients** von C. Brockelmann, Franz Nikolaus Finck, Johannes Leipoldt und Enno Littmann. Brosch. M. 4, In Leinen geb. M. 5.—.

8. Band: **Geschichte der chinesischen Litteratur** von Prof. Dr. Wilh. Grube (Berlin). Brosch. M. 7.50, in Leinen geb. M. 8.50.

„Man kann sich bei aufmerksamer Durchlesung des äufserst interessanten Buches des Staunens nicht erwehren, wie der Verfasser es versteht, mit Überwindung der in der Sache liegenden Schwierigkeiten einen so fremdartigen Stoff so anziehend zu gestalten und durch eingestreute Übersetzungsproben zu beleben. . . ." (Österr. Monatsschr. f. d. Orient.)

9. Band: 1. Abt. **Geschichte der indischen Litteratur** von Prof. Dr. M. Winternitz (Prag). 1. Band brosch. M. 7.50, in Leinen geb. M. 8.50. (2. Abt. in Vorbereitung.)

„. . . Längst hat sich der Verfasser als kundiger und erfolgreicher Forscher auf dem Gebiete der Indologie bewährt; hier begegnen wir ihm auch als gewandten Schriftsteller."
(Köln. Zeitung.)

10. Band: **Geschichte der japanischen Litteratur** von Prof. Dr. K. Florenz (Tokyo). Brosch. M. 7.50, in Leinen geb. M. 8.50.

„. . Es handelt sich um eine hervorragende Leistung, auf die wir bei dem stetig wachsenden Interesse, das japanische Kultur zurzeit in Anspruch nimmt, aufmerksam gemacht haben wollen." (Deutsche Literaturzeitung.)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.






519775
Jakubec, Jan
Geschichte der čechischen Litteratur.
LCz.H
J2554ge
University of Toronto
Library
DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET
Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED

